This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

2395
14
HN 554N E

395.14

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF
JOHN DEVEREUX WINSLOW
OF BOSTON
1892 ~ 1922
CLASS OF 1914

Kultur-
schichtliche
Biographien

Die Jagd
von
fr. Skowronnek

Liebhaber-Ausgaben

Sammlung
Illustrierter Monographien

Herausgegeben in Verbindung mit Anderen

von

Hanns von Zobeltitz

3.

Die Jagd

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1901

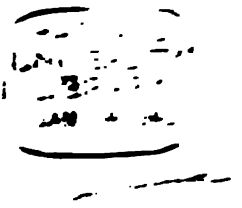
Die Jagd

Von

Fritz Skowronnek

Mit 7 Kunstbeilagen und 178 Abbildungen

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1901



Kaiser Wilhelm II. als Jagdherr.

Abb. 1. Jagdzug der Diana. Gemälde von Peter Paul Rubens im Museum zu Berlin. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

I. Aus der Geschichte der Jagd.

Mir ist zu Mute, als sollte ich eine Weltgeschichte schreiben! Oder vielmehr: eine Kulturgeschichte der Menschheit. Und es soll doch nur ein bescheidenes Büchlein über die Jagd werden! Trotzdem ist die Stimmung berechtigt, in der ich die Feder ansetze, denn die Geschichte der Jagd in ihren Uranfängen ist ja der Beginn der Kulturgeschichte . . .

Es ist schwer, sich den Zustand auszumalen, wie das Wesen, das sich heute stolz „Mensch“ nennt, in Höhlen oder auf Bäumen Schutz suchte vor den Tieren des Waldes, bis eines Tages die erste und größte Kulturthat geschah . . . Ich stelle sie mir folgendermaßen vor: Ein junger, kräftiger Mann war hinausgeschlichen aus seiner Höhle. Die Sehnsucht trieb ihn, die Sehnsucht nach einem gleichartigen Wesen mit blauen Augen und langen blonden Haaren . . . Trotziger Mut schwellte sein Herz. Die starke Faust schwang einen schweren Baumast, um, wenn's nötig, einen Nebenbuhler abzuwehren . . .

Abb. 2. Waffen der Steinzeit aus Hirschhorn.

Da geschah das Unerwartete! Nicht ein Nebenbuhler, nein, ein grimmes Waldtier stand vor ihm, dessen Nahen er in seinem Liebesrausch überhört hatte. Zur Flucht war es zu spät . . . Also Kampf auf Leben und Tod! Gleich der erste Streich, den der junge Wilde führte, war entscheidend . . . . Von einem unbeschreiblichen Gefühl erfüllt sah der Sieger den mächtigen Gegner vor sich liegen!

Das Töten ein Prinzip des Fortschrittes? Wie paradox das klingt! Und doch ist es richtig! Mit dem Erlegen des ersten Tieres begann nicht nur der Mut in dem Herzen des Mannes aufzukeimen, sondern auch der Wille, sich die Herrschaft über die Tiere des Waldes zu erobern. Seine Geistesthätigkeit

Abb. 8. Diana und Kyrnis. Gemälde, angeblich von Tizian, in der Galerie Corsini zu Rom.

wurde zum Erfinden von Waffen angeregt! Aus einem Stein, der mit Sehnen an einen Stock befestigt wurde, schuf der Mensch sich die Streitaxt, aus dem Sproß des Hirschgeweihes die Lanzenspitze. Hatte er sich früher schon in Höhlen geborgen, in denen er nicht einmal Sicherheit fand vor den Nachstellungen des Höhlenlöwen und Höhlenbären, so begann er jetzt den Lebensgewohnheiten der Tiere nachzuspüren. Sein Körper stählte sich in den Anstrengungen der Jagd, seine Sinne schärften sich, sein Geist erstarkte im Erfinden von Listen.

So wurde der Kampf mit den wilden Tieren zum Erzieher der Menschheit!

Wer sich diesen Entwickelungsgang nicht ausmalen kann, der hat nie als Junge im Walde Indianer gespielt, aus Stangen und Moos seinen Wigwam gebaut und mit gleichaltrigen Bösewichtern die Friedenspfeife geraucht!

Mit Riesenschritten ging's dann vorwärts, als der Mensch das Feuer zu benutzen lernte und mit ihm die Bearbeitung und Verwendung der Metalle. Nun war sein Sieg über die Kreatur entschieden! Er gewann sich den Hund als starken, treuen Jagdgehilfen, er erfand Netze, Gruben, Fallen und Schlingen, ja er stellte mit vielen anderen Seinesgleichen eingezäunte Fangplätze her, aus denen das in die

Abb. 4. König Assurnasirpal auf der Löwenjagd. Relief etwa 885 v. Chr.

Enge getriebene Wild ihm nicht entrinnen konnte.

Von diesem Stadium der Jagd können wir uns ein völlig klares, bis in alle Einzelheiten gehendes Bild machen. Griechische und römische Schriftsteller haben in prächtigen Schilderungen, die auf uns gekommen, ihre Waffen, ihre Hunde, ihren Jagdbetrieb, der unter der Ägide der Göttin Diana (Abb. 1, 3, 5, 19 u. 21) stand, ganz genau beschrieben. Auch in vielen anderen Schriften finden sich eingestreut kürzere und längere Jagdskizzen, aus denen ein Herr Max Miller, den seine Gelehrsamkeit nicht hindert, ein tüchtiger Waidmann zu sein, das Wissenswerte in einem sehr empfehlenswerten Büchlein zusammengestellt hat.

Daraus erfährt man, daß die Griechen und Römer eine ganze Anzahl verschiedenartiger Netze anwendeten, von der einfachen Netzwand, in der sie Hasen und Feldhühner fingen, bis zu großen, den Fischernetzen gleichenden Gezeugen, in die man Hirsche, Rehe und Sauen hineintrieb. Mit Schlingen fing man Drosseln und Tauben, auch größere Tiere. In den Furchen des Ackers wurde ein Gewirr von Schlingen aufgestellt, in das man die Rebhühner durch Futter oder Locktöne hineinlockte — eine Kunst, die noch jetzt von Wilddieben geübt wird.

Abb. 5. Diana.
Antike Statue im Louvre zu Paris.

Hochinteressant ist die Beschreibung der Laufschlinge. Auf den Wechseln des Wildes wurde eine kreisrunde Öffnung etwa einen Fuß tief ausgehoben. Da hinein kam ein hölzerner Kranz mit spitzen Nägeln und mehreren starken Schlingen. Kunstvoll wurde die Falle verblendet, damit das Waldtier arglos hineintrat. Nun war sein Schicksal besiegelt, denn die Schlingen, die seinen Lauf umfaßten, waren an

Abb. 6. [illegible] Gemälde von Franz [illegible]. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

einem schweren Holzklotz befestigt, den das Tier mit sich schleppen mußte. So in der Nacht besondert, wurde das Wild am nächsten Morgen eine leichte Beute der Hunde. Mit dieser Laufschlinge fing man Hirsche, auch Wildschweine. Noch jetzt bedienen sich die Araber einer ganz ähnlichen Vorrichtung, die sie wohl von den alten Ägyptern übernommen haben.

Die Hauptwaffe war der Spieß mit dreikantiger oder rautenförmiger Spitze. Er wurde entweder als Wurfgeschoß gebraucht oder zum Stoß. Für diesen Zweck war er mit einer Parierstange versehen, um das zu weite Eindringen zu verhindern oder am festen Widerstand gegen das Andringen eines starken Wildes zu ermöglichen. Später wandte man zum Stoß eine gabelförmige Waffe an. Kurze Schwerter und Weidmesser wurden für den Nahkampf mitgeführt. In der Anwendung von Pfeil und Bogen müssen die Alten eine recht große Geschicklichkeit besessen haben, denn sie erlegten damit den Hirsch, wenn es ihnen gelang, sich anzupürschen.

Die Jagd auf Hirsche und Wildschweine

Abb. 7. Warenjagd der Germanen. Gemälde von [illegible].

war wohl in den meisten Fällen eine Parforcejagd. Das Wild wurde von den Hunden gehetzt, die Jäger folgten zu Pferde, bis das Wild gestellt war und mit dem Wurfspieß erlegt werden konnte. Die zweite Art kann als Treibjagd bezeichnet werden, denn das Wild wurde von einem großen Aufgebot von Menschen und Hunden gegen vorgestellte Netze getrieben.

Hochinteressant ist die ausführliche Anweisung für die Jagd auf Schwarzwild, die der alte Grieche Xenophon seinen Zeitgenossen erteilt. „Zunächst gilt es, sobald die Jäger in der Gegend angekommen sind, wo sie das Wild vermuten, abzuspüren. Dazu lösen sie einen der Jagdhunde und an den Wechseln richten, indem man die Maschen auf gabelförmige Stangen aus grünem Holze hebt. Am Netze selbst aber muß man einen weit vorgehenden Busen herrichten und denselben innen durch Ästchen unterstützen, damit die Lichtstrahlen so gut als möglich in den Busen fallen können und das Innere dem anrennenden Wild möglichst hell erscheine. Auch muß man die Leinen an einem starken Baum anlegen und nicht an Buschwerk.

„Sobald die Netze gestellt sind, müssen die Jäger nach den Hunden gehen und sie alle lösen und sich mit den Wurfspießen in der Hand vorwärts in Bewegung setzen. Den Hunden zusprechen soll nur einer, der

Abb. 8. Dietrich von Bern als wilder Jäger.
Relief v. J. 1139 am Portal von S. Zeno in Verona.

gehen, während sie die übrigen angekoppelt halten, mit ihm umher. Hat er eine Fährte angefallen, so folge die Jagdgesellschaft unmittelbar der leitenden Spürung (dem Saufinder). Es wird indes auch für die Jäger der sicheren Anzeichen manche geben; auf weichem Boden die Fährten, in Dickichten abgebrochene Zweige und wo Bäume sind, Schläge der Gewehre.

„Der Hund aber wird in der Regel auf der Fährte zu einer Dickung kommen: denn in solchen steckt das Wild gewöhnlich. Im Winter sind sie nämlich warm, im Sommer kühl. Sobald er vor dem Kessel ankommt, gibt er Laut; das Tier steht aber in der Regel nicht auf. Man muß nun den Hund nehmen und ihn, samt den anderen, weit weg vom Lager anbinden und die Fallnetze Erfahrenste! Die anderen müssen alle still folgen und große Zwischenräume zwischen sich lassen, damit für das Wild gehörig Platz zum Durchbrechen bleibt. Denn wenn dasselbe beim Zurückgehen auf mehrere zusammenstößt, so ist Gefahr, geschlagen zu werden; denn wen es einmal anrennt, an dem läßt es seine Wut aus.

„Sobald die Hunde dem Kessel nahe sind, springen sie ein. Aufgeschreckt springt der Eber auf und schleudert den Hund, der ihn vorn angreift, in die Luft. Wird er flüchtig, so gerät er in das Netz; ist dies nicht der Fall, so heißt es ihm nachsetzen. Ist der Ort abhängig, in dem er sich in dem Netz verschlagen hat, so wird er stark vordrängen, ist er dagegen eben, so wird er stehen bleiben und sich durchzuschlagen suchen.

Abb. 9. Sauhatz im abgesteckten Reviere.
Aus Jost Ammans Jagdbuch vom Jahre 1580.

In diesem Augenblick sollen die Hunde anpacken, die Jäger aber mit aller Vorsicht Saufeder und Steine schleudern, bis der Eber sich vordrängend die Leinen des Garns aufpaunt. Hierauf muß der Erfahrenste und Sicherste unter den Jägern auf den Eber losgehen und ihn mit der Schweinsfeder abfangen. Wenn der Eber aber trotz der Spieß- und Steinwürfe sich herumwirft und die Jäger annimmt, so bleibt nichts übrig, als mit der Schweinsfeder vorzugehen und dabei dieselbe vorn mit der Linken, hinten mit der Rechten zu fassen. Die Linke nämlich gibt die Richtung, die Rechte den Nachdruck. Angetreten werde mit dem linken Fuß. Man lege aber die Schweinsfeder mit aller Vorsicht aus, damit nicht das Tier sie durch eine ausweichende Wendung des Kopfes aus der Hand schlage, denn der Wucht des Schlages folgt es selbst nach!"

Ist es nicht interessant, daß diese zweitausend und einige hundert Jahre alten Vorschriften über das Verhalten des Jägers beim Abfangen des Keilers noch heute gelten?

Auch den großen Raubtieren gingen die Jäger schon in grauer Vorzeit kühn zu Leibe. Löwen und Tiger wurden nicht nur in Gruben gefangen, und mit brennenden Fackeln in Netze getrieben, sondern auch im Nahkampf erlegt. Zum Schutz trugen die Jäger Schilde aus Leder, auch der Körper war mit Riemen dicht umschnürt; als Waffe diente ein kurzes, wuchtiges Schwert. Hochoriginell war die Art, wie man den Bär überwältigte.

„In Armenien und an den Ufern des Tigris," so erzählt Oppian, „begibt sich eine zahlreiche Jagdgesellschaft in die Schluchten, wo die Bären hausen. Am Orte angekommen, werden Netze fängisch aufgestellt. Dann begibt sich ein Jäger mit gekoppelten Hunden vorwärts. Die Hunde nehmen alsbald eine Spur und suchen unruhig, bis sie zur Höhle, wo der Bär lagert, kommen. Dann geben sie stark Laut. Nun eilt der Jäger zur Jagdgesellschaft zurück, um sie an das Lager hinzuführen. In größerem Bogen wird vorgerückt, wobei von zwei Männern ein langes Seil, mit bunten Bändern und Federn behangen, vorgetragen wird. Gegenüber der Höhle wird Halt gemacht; ein Teil der Jäger stellt sich zu beiden Seiten der Höhle auf. Andere verbergen sich hinter dem Blendzeug in dem Gebüsch, selbst mit Laub und Zweigen bedeckt.

„Nun erschallt ein lauter Trompetenstoß.

Abb. 10. Hasenjagd mit stumpfen Pfeilen.
Aus dem Jagdbuch von Gaston Phöbus.

Abb. 11. Suche der Hirschfährte mit dem Leithund. Aus der Pariser Handschrift des Jagdlehrbuches von Gaston Phöbus.

Brummend und wild blickend stürzt das gereizte Tier aus seinem Versteck. Sofort aber von beiden Seiten angegriffen, von vorn durch das geschwungene Seil und die anstürmenden Männer in ihrer seltsamen Bekleidung erschreckt, sucht es einen Ausweg an einer freien Stelle und stürzt die Anhöhe hinab, um das Freie zu gewinnen. Hinter ihm folgt die Jagd mit lautem Lärmen, schreiend unter Trompetenschall, unter fortwährendem Schwingen des Seiles. Geängstigt und erschreckt und alle Augenblicke sich umsehend fällt das Tier in das aufgestellte Netz, wo es überwältigt und gefangen wird."

Wenn man diese phantasievolle Schilderung mit der sachverständigen Anleitung des Xenophon vergleicht, dann kann man leicht auf den Verdacht geraten, daß Herr Oppian Jägerlatein geschrieben hat ... Somit scheint diese Sprache noch älter zu sein, als man bisher angenommen hat. Doch ich will dem alten Herrn nicht unrecht thun. Die Nachwelt ist ihm doch für seine kurzweilige Jagdskizze Dank schuldig!

Wie die Alten jede Art von Geflügel fingen, das ist nicht nur interessant, sondern sehr lehrreich. Allerdings muß man vorausschicken, daß sie von einem Wildreichtum umgeben waren, von dem wir zu spät Geborenen uns nur schwer einen Begriff machen können. In den zahlreichen Sümpfen und Lagunen an den italischen Küsten wimmelte es von wilden Schwänen, Enten, Gänsen, Flamingos, Störchen und all dem kleineren Getier, das in Sumpf und Ried seine Nahrung sucht! Zweimal im Jahre erschienen die Zugvögel, die jedenfalls noch in wesentlich größeren Scharen anrückten als heutzutage.

War es da ein Wunder, wenn sich schon damals dort die Kunst des Vogelstellens zu

[illegible] die sie nie und nir- [illegible] hat! [illegible] Vogeljagd mit [illegible] nicht nur auf [illegible] auf den [illegible] in aufgestellte [illegible] Vogelsteller [illegible] mit Hilfe von Leim- [illegible] und Lockvögeln. [illegible] berichtet, [illegible] Vogelstimmen [illegible] von dem, der [illegible]

[illegible] haben sogar schon ein [illegible], das noch von neueren [illegible] empfohlen wird [illegible] Gans aus Holz, um [illegible] Netz zu locken. Wahr- [illegible] die wilden Gänse in [illegible] all die Eigenschaften be- [illegible] man jetzt unserer zahmen [illegible] Wenn nach meinen Er- [illegible] Wildgans das scheueste [illegible] vor die Flinte gekommen [illegible] Male abends zufällig [illegible] erlegt. Das An- [illegible] Deckung eines Pferdes [illegible] selten von Erfolg [illegible]

[illegible] nicht sehr schwer, die [illegible] Wildgänse an [illegible] dazu einen [illegible] mit Frohgarben [illegible] Ich erinnere mich, daß es [illegible] einmal gelang, beim An- [illegible] Gänse zu erlegen, von denen [illegible] geflügelt waren und vom [illegible] gegriffen wurden. [illegible] Vor- fall steht mir deshalb so fest in Erinne- rung, weil diese Gänse regelrecht wie zahme geschlachtet wurden und aus ihrem Blut das beliebte ostpreußische Gericht „Schwarz- sauer" hergestellt wurde. [illegible] Vorfall der sicherlich nicht zu den ganz alltäglichen gehören dürfte.

Nach dieser kleinen Abschweifung in die Gegenwart will ich als gewissenhafter Chro- nist mit einem kräftigen [illegible] in die Vorzeit zurückkehren und unsere Vorfahren als gewaltige Jäger vor dem Herrn rüh- men (Abb. 7). Furchtlos trat auch der einzelne Mann dem mächtigen Urstier und dem grimmigen Bär gegenüber, um nicht mit anderen die Beute und, was mehr wog, die Ehre teilen zu müssen. Und nichts hat mir mehr das Herz bewegt, als die prächtigen Scenen, in denen Gustav Freytag, der wie kein zweiter dem deutschen Volk seine Vorfahren lieb und wert gemacht hat, Bilder von den Jagden der alten Germanen gezeichnet hat. Gleich im ersten Band seiner „Ahnen" findet man solch ein Bild. Ingo, der heimatlose Fürst der Vandalen, sitzt mit der kleinen Schar seiner Getreuen bei Herrn Answald, dem Herzog der Thüringe. An einem frischen Wintermorgen zieht Ingo mit seinen Mannen und einer Schar Thüringe in den Wald zur Jagd.

„Hildebrand wies die Pfade, und von den Jünglingen des Dorfes geführt, verschwand ein Haufe nach dem andern in den Thalwindungen und zwischen den Hochstämmen. Bald erschollen aus der Ferne die Schläge der Treiber an die Stämme, das Gebell der Hunde und zuweilen ein lustiger Hornruf. Diesmal hatten die Vandalen den besseren Erfolg; sie beschlichen eine Auerherde, darunter den mächtigen Stier, der bereits im Hofe verkündet war, und ihnen gelang es, die Herde von der Höhe in ein tiefes Thal zu treiben, wo die Schneewehen den großen Leibern der Tiere den Lauf hinderten. Dort warfen sich die Männer von oben gegen die riesigen Stiere, mit gellendem Jagdruf, mit Pfeilschuß und Speerwurf drangen die Gesellen vom Rand der Höhen thalab.

„Und sie fällten die Herde. Nur ein Häuptling der Tiere, das Ungetüm, brach durch zu wegsamerer Stelle. Da warf Ingo das schwere Eisen gegen ihn, ein Blutstrom ergoß sich nach dem Wurf. „Er hat es!" rief Ingo, und der Heilruf der anderen antwortete. Aber der Waldriese arbeitete sich empor bis zum Hochwald, in weiten Sprüngen folgte ihm speerlos Ingo, sein Messer schwingend. Wieder brach das Tier, den Speer schleppend, in ein tiefes Thal und während Ingo auf der Höhe vorwärts stürmte, um ihm auf schneefreiem Grunde zuvorzukommen, hörte er unten Gebell der Hunde, Jagdruf und Hornklang und als er sich in das Thal warf, fand er den Stier am Boden, den Speer des Thürings Theobulf im Leibe, der Mann aber stand auf dem Tier und blies den Schlachtruf."

Schon früh unterschieden die Deutschen eine hohe und eine niedere Jagd. Zur

Abb. 12. Der Wisent (das Tier, welches wir jetzt Auerochs nennen). Aus des Freiherrn von Herberstain moskowiten wunderbaren Historien. (Basel, 1563.)

letzteren gehörten: Hase — sein Genuß war den Freien verboten, weil sie ehemals als Heiden Hasen bei ihren Opfermahlzeiten verspeist hatten; der Hase ist mithin tapferer als das Pferd, denn er hat sich sehr schnell den ihm gebührenden Platz als Braten wiedererobert, während das Pferd, dessen Genuß aus dem gleichen Grunde verboten wurde, sich nur inkognito — in Würstchen — verzehren lassen darf! Es gehörten ferner zur niederen Jagd: Fuchs, Marder, Otter, Biber u. a. Die Jagd auf diese Tiere war den Unfreien überlassen, soweit sie Waffen führen durften. Das Federwild fing der Reiche mit Beizvögeln, der Arme mit Netzen und Schlingen. Ein großer Jäger war der erste deutsche Kaiser, Karl d. Gr. Seine Bannforste wurden von Beamten bewacht, damit kein Unberufener darin jagte. Seine Jagdequipage war in vorzüglichem Zustande. Jagdzeuge und Netze aller Arten waren auf seinen Schlössern zu finden, sowie zahlreiche Meuten. Ja, er besaß sogar einige Geparden, die noch heute in Persien zur Jagd abgerichtet werden und bediente sich ihrer mit Vorliebe (Abb. 6).

Nach Karl dem Großen bildete sich eine französische Jagd und eine deutsche. Die französische umfaßte die Parforcejagd und die Hetze mit den Windhunden, die deutsche umfaßte die Suche mit dem Leithunde (Abb. 11) und das Stellen mit Netzen und Tüchern. Die Franzosen und später auch die Engländer hielten nur ihre Jagdarten für ritterlich und sahen mit Verachtung auf die Deutschen herab, die in einer traurigen Periode ihrer Geschichte nichts Besseres zu thun wußten, als den Franzosen nachzuäffen.

Hier wie dort entwickelte sich übrigens die Jagd zum Privileg des Adels. Ja, sogar der Schwertadel erhielt mit der Zeit auf dem Lehnsgut das Jagdprivileg. Damit geriet das ehrliche deutsche Waidwerk in eine Entwickelung, die zur Tyrannei und Barbarei führte. Der hohe Adel in Frankreich und England richtete überall Parforcejagden auf Rotwild, Sauen, Füchse und Hasen ein, ja in Frankreich gab es sogar eine königliche Parforcejagd auf Wölfe. Die Prinzen und der adlige Nachwuchs wurden nur noch in der Führung der Waffen und in der Jagd unterrichtet. Kein Edelmann zog über Land oder in den Krieg, ohne seine Meute bei sich zu haben. Schonzeiten gab es nicht, aber trotzdem nahm das Wild so stark überhand, daß die Bauern es mehr fürchteten als Krieg, Unwetter und Pestilenz. Wenn es erlaubt ist, bei dieser Darstellung einen oder den anderen Haken zu schlagen, so möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß die Wut, mit der die Bauern noch jetzt erbarmungslos jedes Stück Wild niederknallen, mit großer Wahrscheinlichkeit eine Vererbung aus jener traurigen Zeit ist, in der die von Fronden und Abgaben schwer gedrückten Bauern mit stummer Verzweiflung das Wild ihre Saaten verwüsten sahen und grausam bestraft wurden, wenn sie sich an einem Stück vergriffen.

In Deutschland gab es im Mittelalter viele und große Waldungen. Man arbeitete

Abb. 13. Der Auerochs oder Ur.
Aus des Freiherrn von Herberstain moskowiten wunderbaren Historien. (Basel, 1563.)

Abb. 14. Ein Auerochse in der Suhle. Stich nach J. E. Ridinger.

Leithunde mit großer Sorgfalt, erfand eine große Zahl von Jagdarten zum Fang eines jeden Wildes, die sich aber über die von den Griechen und Römern geübte Kunst nicht erhoben. Die Parforcejagd wurde des großen Kostenaufwandes wegen fast nur an den Höfen der Fürsten geübt, deren Deutschland ja zur Genüge besaß. Die Reiherbeize wurde leidenschaftlich betrieben, und das älteste Lehrbuch darüber, das wir noch besitzen, ist von Kaiser Friedrich II., einem weitblickenden Regenten, verfaßt worden. Eine Wildart war zu jener Zeit schon in Deutschland ausgerottet, der Urstier, der Auerochse, der den alten Deutschen die gewaltigen Trinkhörner lieferte (Abb. 12, 13, 14). Schon zu Zeiten Karls d. Gr. war der Auerochse nur noch in den nordöstlichen Teilen Deutschlands zu finden. Darüber braucht man sich nicht zu wundern, denn wie die aus Gustav Freytag entlehnte Schilderung zeigt, wurden auf einmal ganze Herden niedergemacht, besonders im Winter bei starkem Schneefall, der den schweren Tieren Flucht und Gegenwehr unmöglich machte. Die wilden Stiere, die mit großer Sorgfalt im Bielowieser Wald in Rußland gehegt werden, sind eine Bisonart, die mit dem Urstier sehr entfernt verwandt ist.

In neuerer Zeit hat man das Ausrotten einer ähnlichen Wildart, des Bisons, durch die Indianer in Nordamerika beobachten können. Nach vielen Tausenden zählende Herden erschienen im Herbst auf den Prärien und wurden bis auf den letzten Kopf hingeschlachtet. Als Wild existiert der

Bison nicht mehr, die kleine Herde, die vor einigen Jahren von Buffalo Bill nach Europa gebracht wurde, war schon mit großer Mühe zusammengebracht worden, und in einigen Jahrzehnten wird dieser wilde Stier nur noch in Tiergärten zu finden sein.

Verhältnismäßig schnell wurde der Elch (Abb. 15, 16) in Deutschland ausgerottet. Der Ausdruck ist vielleicht nicht ganz richtig, denn das Elen ist hauptsächlich der vordringenden Kultur gewichen. Mit dem Lichten der Wälder, mit dem Austrocknen der Sümpfe wurden ihm seine Lebensbedingungen entzogen. In einem abgelegenen Winkel, in den sumpfigen Bruchflächen zwischen den Mündungsarmen der Memel, führt er bei uns in Preußen ein mühseliges Dasein. Alljährlich vermindert sich der geringe Bestand. Bösartige Krankheiten, wie Milzbrand und Durchfall infolge verdorbener Nahrung, Naturereignisse, wie Überschwemmungen und der „Schaktarp", d. i. der Übergang zum Frühjahr, wenn das schwere Wild bei jedem Schritt bis zum Leib in dem zähen, aufgeweichten Boden versinkt, dezimieren alljährlich den Bestand. Auch vor Wilddieben ist der Elch in der Ibenhorster Forst nicht sicher.

Im Sommer brechen recht häufig starke Bullen aus und unternehmen weite Wanderungen in den Forsten, die das Kurische Haff umsäumen, wobei sie meistenteils dem tödlichen Blei eines Jagdberechtigten zum Opfer fallen. Ist es doch vorgekommen, daß solch ein reiselustiger Bulle einen harmlosen Landbriefträger ohne alle Ursache annahm und in schwere Gefahr brachte, bis auf sein Hilferufen Feldarbeiter herbeieilten und das Tier verscheuchten. Ich selbst habe im Walde von Grünhof — das Gut liegt unweit des Badeortes Cranz — beim Anstand auf den harmlosen Meister Lampe das Vergnügen genossen, einen mächtigen Elch wohl eine halbe Stunde lang dabei zu beobachten, wie er nach anstrengendem Marsch in einem kaum einen Morgen großen Bruchloch Kühlung suchte. Das waren aufregende Minuten. Die Schrotspritze flatterte mir in den Händen wie ein Lämmerschwanz, und wer weiß was geschehen wäre, wenn der Riese auf der Weiterreise, wie es einige Augenblicke schien, dicht an meinem Stand vorübergewechselt wäre! Noch heute, nach zwanzig Jahren, packt mich das Jagdfieber in der Erinnerung! Allmählich sank die Dunkelheit herab, ich hörte noch eine Weile auf das Brechen und Knacken der Zweige, dann schlich ich mich leise davon . . .

Einen ziemlich erheblichen Elchstand findet man noch in Schweden. Alljährlich fahren deshalb begüterte Jäger dorthin, um das seltene Wild zu erlegen. Auch die gewaltigen Schaufeln, die meinem Jugendgespielen, Forstmeister Paul Wrobel aus Rominten, auf der ersten Geweihausstellung in Berlin mit einem ersten Preise ausgezeichnet wurden, stammen aus Schweden.

Abb. 15. Ein Einsiedler. Zeichnung von E. v. Dombrowski.

Gewaltig groß ist indessen auch dort der Elchbestand nicht mehr.

Nach amtlichen Berichten wurden im Jahre 1900 im Distrikt Norrbotten, wo Elche in allen Revieren vorkommen, 202 Elche erlegt, davon 26 in der Zeit, in welcher die Jagd verboten war. In Westerbotten, wo im Jahre 1899 die Jagd bis zum 1. September ganz verboten war, soll der Elchbestand in einigen Gegenden zugenommen haben. Im mittleren Distrikt von Norrland, wo die Jagd nur während einer Woche erlaubt ist, soll der Elchbestand sich trotzdem vermindern. Sehr wenig Elche leben im nördlichen und westlichen Helsingland, dagegen sind sie zahlreich in Gestrikland und Dalekarlien, wo im Jahre 1899 221 erlegt wurden. Im Bergslagsdistrikt ist mit Ausnahme des östlichen Teils der Elchbestand gut. Auf der Insel Gotland leben gar keine Elche. Im westlichen Bergslagsdistrikt ergab die Jagd 50 Elche: an Milzbrand verendeten in zwei Revieren 21 Elche. In Südschweden (Småland, Halland, Blekinge) sind nur in einigen Wäldern Elchbestände zu finden.

Auch in Nordamerika und Britisch-Kanada, das noch vor einigen Jahrzehnten große Elchbestände aufwies, soll neuerlichen Berichten zufolge das Elen schon recht selten geworden zu sein, so daß man mit der Thatsache rechnen muß, daß auch diese Wildart den modernen Jagdwaffen und der andrängenden Kultur gegenüber nicht standhalten wird. Auch die strengsten Schonzeiten werden diese beklagenswerte Entwickelung nicht aufhalten, denn die Vermehrung des Menschengeschlechts erfordert gebieterisch die Nutzbarmachung auch derjenigen Landstrecken, die dem Elch zum Aufenthalt dienen. Und dies riesenhafte Tier bedurfte und bedarf eines weiten Gebiets, um die erforderliche Nahrung zu gewinnen. Nur diejenigen Wildarten, die sich der fortschreitenden Kultur des Bodens anzupassen verstehen und von ihr geduldet werden dürfen, haben bei pfleglicher Behandlung seitens der Menschen Hoffnung, erhalten zu bleiben. —

Abb. 16. Angeschweißter Elchhirsch von Elchhunden gestellt. Zeichnung von C. v. Dombrowski.

Mit einem kräftigen Haken kehre ich nun wieder zur geschichtlichen Betrachtung zurück, in die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Diese traurige Episode der deutschen Geschichte war für den Wildstand recht bedeutsam. Weniger für das nutzbare Wild, das sich allerdings auch an manchen Stellen stark vermehrte, als für das Raubzeug, das in unbeschreiblicher Weise überhand nahm. Die vorher stark verminderten Wölfe schweiften in großen Rudeln umher und drangen in die von ihren Bewohnern verlassenen oder ausgeraubten Dörfer. Auch Bär und Luchs erschienen wieder auf dem Kriegsschauplatz, und die Zunahme der Raubvögel hat damit sicherlich gleichen Schritt gehalten.

Nun begann die traurigste Periode der Jagd. Äußerlich

voll Prunk und Glanz, innerlich verknöchert und erstarrt in totem Formelkram. Dazu begleitet von den ingrimmigen Verwünschungen des ganzen Bauernstandes, in dem jetzt jede Regierung das Fundament des Staates sieht. Wie sehr die ganze Landbau treibende Bevölkerung unter dem übermäßigen Wildstand zu leiden hatte, zeigt ein Beispiel aus jener Zeit. Als Kaiser Karl VI. am 20. Oktober 1740 an den Nachwirkungen einer Erkältung starb, die er sich auf seinem Jagdschloß Halbthurn bei Wien zugezogen hatte, benutzten die Bauern, die längst über den übermäßigen Wildschaden vergeblich Klage geführt hatten, den Todesfall, um überall das Wild auf ihren Äckern niederzuschießen. Sie entschuldigten sich damit, daß sie über die wilden Bestien, die den Tod ihres Fürsten verschuldet hätten, ergrimmt seien. Doch diese Ausrede schützte sie nicht vor unmenschlichen Strafen.

Abb. 17. Der Falkenjäger.
Gemälde von F. Floris in der Galerie zu Braunschweig.

In Frankreich hatten die Jagdfronden und Wildschäden einen so hohen Grad erreicht, daß die Erbitterung darüber dem Ausbruch der Revolution den Boden bereitete. Die Folge dieser Eruption war die gänzliche Freigabe der Jagd und damit die Ausrottung des Wildes. Es dauerte gar nicht lange, da fand man in ganz Frankreich kein größeres Stück Wild mehr und nur die Wölfe und Wildschweine hielten sich in den unzugänglichen Gegenden der Waldgebirge, in denen sie auch noch heute zu finden sind. Einen ähnlichen Prozeß, wenn auch in kleinerem Maßstabe, haben wir bekanntlich in Preußen 1848 durchgemacht, wo ein Jahr gänzlich freier Jagd genügte, um dem Wildstand so schweren Schaden zuzufügen, daß viele Jäger das Ende jeglichen Jagdvergnügens gekommen wähnten.

In den mittel- und süddeutschen Staaten hatte die französische Revolution schon früher ihre Wirkung ausgeübt. In Sachsen brach ein kleiner Aufstand aus und die Beschwerden über Wildschäden wurden überall so energisch und dringlich, daß die Regierungen, um der Unzufriedenheit nicht neue Nahrung zu geben, aus Rücksichten der Klugheit ihnen Folge gaben. Man begann die Wildbestände zu vermindern, ja an einzelnen Orten beschränkte man sich auf große Tiergärten und gab die freie Wildbahn der Ausrottung preis. Die Fürsten leisteten sogar auf das Jagdvergnügen Verzicht, um sich den Vorwürfen ihrer Unterthanen nicht weiter auszusetzen. So verschwanden allmählich die Zeugjagden nebst den Leithunden, die Parforcejagden mit dem zahlreichen Personal, und die ängstlich genaue, kunstgerechte Ausübung der Jagd verschwand.

Es begann das System der Jagdverpachtung, wodurch nun auch der wohlhabende Bürger in den Stand gesetzt wurde, sich dem Vergnügen zu widmen, das bis dahin ein Vorrecht des Adels und der kunstgerechten

Abb. 9. Sauhatz im abgesteckten Reviere.
Aus Joſt Ammans Jagdbuch vom Jahre 1560.

In dieſem Augenblick ſollen die Hunde anpacken, die Jäger aber mit aller Vorſicht Wurfſpieße und Steine ſchleudern, bis der Eber ſich vordrängend die Leinen des Garns anſpannt. Hierauf muß der Erfahrenſte und Sicherſte unter den Jägern auf den Kopf vorgehen und ihn mit der Schweinsfeder abfangen. Wenn der Eber aber trotz der Spieß- und Steinwürfe ſich herumwirft und die Jäger annimmt, ſo bleibt nichts übrig, als mit der Schweinsfeder vorzugehen und dabei dieſelbe vorn mit der Linken, hinten mit der Rechten zu faſſen. Die Linke nämlich gibt die Richtung, die Rechte den Nachdruck. Angetreten werde mit dem linken Fuß. Man lege aber die Schweinsfeder mit aller Vorſicht aus, damit nicht das Tier ſie durch eine ausweichende Wendung des Kopfes aus der Hand ſchlage, denn der Wucht des Schlages folgt es ſelbſt nach . . .!"

Iſt es nicht intereſſant, daß dieſe zweitauſend und einige hundert Jahre alten Vorſchriften über das Verhalten des Jägers beim Abfangen des Keilers noch heute gelten?

Auch den großen Raubtieren gingen die Jäger ſchon in grauer Vorzeit kühn zu Leibe. Löwen und Tiger wurden nicht nur in Gruben gefangen, und mit brennenden Fackeln in Netze getrieben, ſondern auch im Nahkampf erlegt. Zum Schutz trugen die Jäger Schilde aus Leder, auch der Körper war mit Riemen dicht umſchnürt; als Waffe diente ein kurzes, wuchtiges Schwert. Hochoriginell war die Art, wie man den Bär überwältigte.

„In Armenien und an den Ufern des Tigris," ſo erzählt Oppian, „begibt ſich eine zahlreiche Jagdgeſellſchaft in die Schluchten, wo die Bären hauſen. Am Orte angekommen, werden Netze fängiſch aufgeſtellt. Dann begibt ſich ein Jäger mit gekoppelten Hunden vorwärts. Die Hunde nehmen alsbald eine Spur und ſuchen unruhig, bis ſie zur Höhle, wo der Bär lagert, kommen. Dann geben ſie ſtark Laut. Nun eilt der Jäger zur Jagdgeſellſchaft zurück, um ſie an das Lager hinzuführen. In größerem Bogen wird vorgerückt, wobei von zwei Männern ein langes Seil, mit bunten Bändern und Federn behangen, vorgetragen wird. Gegenüber der Höhle wird Halt gemacht; ein Teil der Jäger ſtellt ſich zu beiden Seiten der Höhle auf. Andere verbergen ſich hinter dem Blendzeug in dem Gebüſch, ſelbſt mit Laub und Zweigen bedeckt.

„Nun erſchallt ein lauter Trompetenſtoß.

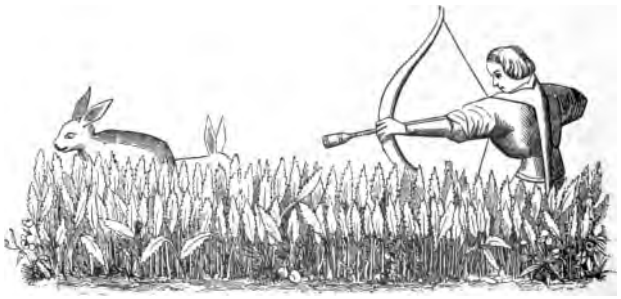


Abb. 10. Haſenjagd mit ſtumpfen Pfeilen.
Aus dem Jagdbuch von Gaſton Phöbus.

Abb. 11. Suche der Hirschfährte mit dem Leithund. Aus der Pariser Handschrift des Jagdlehrbuches von Gaston Phöbus.

Brummend und wild blickend stürzt das gereizte Tier aus seinem Versteck. Sofort aber von beiden Seiten angegriffen, von vorn durch das geschwungene Seil und die anstürmenden Männer in ihrer seltsamen Bekleidung erschreckt, sucht es einen Ausweg an einer freien Stelle und stürzt die Anhöhe hinab, um das Freie zu gewinnen. Hinter ihm folgt die Jagd mit lautem Lärmen, schreiend unter Trompetenschall, unter fortwährendem Schwingen des Seiles. Geängstigt und erschreckt und alle Augenblicke sich umsehend fällt das Tier in das aufgestellte Netz, wo es überwältigt und gefangen wird."

Wenn man diese phantasievolle Schilderung mit der sachverständigen Anleitung des Xenophon vergleicht, dann kann man leicht auf den Verdacht geraten, daß Herr Oppian Jägerlatein geschrieben hat ... Somit scheint diese Sprache noch älter zu sein, als man bisher angenommen hat. Doch ich will dem alten Herrn nicht unrecht thun. Die Nachwelt ist ihm doch für seine kurzweilige Jagdskizze Dank schuldig!

Wie die Alten jede Art von Geflügel fingen, das ist nicht nur interessant, sondern sehr lehrreich. Allerdings muß man vorausschicken, daß sie von einem Wildreichtum umgeben waren, von dem wir zu spät Geborenen uns nur schwer einen Begriff machen können. In den zahlreichen Sümpfen und Lagunen an den italischen Küsten wimmelte es von wilden Schwänen, Enten, Gänsen, Flamingos, Störchen und all dem kleineren Getier, das in Sumpf und Ried seine Nahrung sucht' Zweimal im Jahre erschienen die Zugvögel, die jedenfalls noch in wesentlich größeren Scharen anrückten als heutzutage.

War es da ein Wunder, wenn sich schon damals dort die Kunst des Vogelstellens zu

einer Höhe entwickelte, der sie nie und nirgends später wieder erreicht hat. Die unternehmen Jäger betrieben den Vogelfang mit Hilfe abgerichteter Falken, die nicht nur auf einzelne Vögel stießen, sondern auf den Lagunen das Wassergeflügel in ausgestellte Netze trieben. Die eigentlichen Vogelfänger betrieben ihr Handwerk mit Hilfe der verschiedenen Ruten, Schlingen, Netzen und Lockvögel. Auch wird von allerlei Lockpfeifen berichtet, auf denen sich die meisten Vogelstimmen nachahmen ließen. Natürlich von dem, der es verstand.

Die alten Römer haben sogar schon ein Mittel angewendet, das noch von neueren Jagdschriftstellern empfohlen wird. Sie benutzten eine künstliche Gans aus Holz, um die Wildgänse ins Netz zu locken. Wahrscheinlich müssen die wilden Gänse in früheren Zeiten all die Eigenschaften besessen haben, die man jetzt unserer zahmen Gans nachrühmt. Denn nach meinen Erfahrungen ist die Wildgans das scheueste Wild, das mir je vor die Flinte gekommen. Ich habe sie einige Male abends zufällig auf dem Entenanstand erlegt. Das Anschleichen unter der Deckung eines Pferdes oder einer Kuh war sehr selten von Erfolg begleitet.

Dagegen war es nicht sehr schwer, die auf der Saat eingefallenen Wildgänse anzufahren. Wir verwendeten dazu einen langen Leiterwagen, der mit Strohgarben ausgeputzt war. Ich erinnere mich, daß es uns drei Jägern einmal gelang, beim Anfahren sechs Gänse zu erlegen, von denen drei oder vier nur geflügelt waren und vom Hund lebend gegriffen wurden. Der Vorfall steht mir deshalb so fest in Erinnerung, weil diese Gänse regelrecht wie zahme geschlachtet wurden und aus ihrem Blut das beliebte ostpreußische Gericht: „Schwarzsauer" hergestellt wurde — ein Vorfall, der sicherlich nicht zu den ganz alltäglichen gehören dürfte.

Nach dieser kleinen Abschweifung in die Gegenwart will ich als gewissenhafter Chronist mit einem kräftigen Satz in die Vorzeit zurückkehren und unsere Vorfahren als gewaltige Jäger vor dem Herrn rühmen (Abb. 7). Furchtlos trat auch der einzelne Mann dem mächtigen Urstier und dem grimmigen Bär gegenüber, um nicht mit anderen die Beute und, was mehr wog, [illegible] zu müssen. Und nichts hat mir mehr das Herz bewegt, als die prächtigen Szenen, [illegible] Gustav Freytag, der uns [illegible] weiter dem deutschen Volk [illegible] und wert gemacht hat, [illegible] zum der Jagden der alten Germanen [illegible] Gleich im ersten Band seiner „Ahnen" findet man solch ein Bild. Dort der germanische Fürst der Vandalen, [illegible] mit der kleinen Schar seiner Getreuen [illegible], dem Herzog der Thüringer. An einem frischen Wintermorgen zieht Jagt mit seinen Mannen und einer [illegible] in den Wald zur Jagd.

„Schleichend wies die Pfade, und von den Jünglingen des Dorfes geführt, verbreiteten sie Hunde nach dem andern in den Talschluchten und zwischen den Hochstämmen. Bald erschollen aus der Ferne die Schläge der Treiber an die Stämme, das Gekläff der Hunde und zuweilen ein lustiger Hornruf. Diesmal hatten die Vandalen den besseren Erfolg; sie erblickten eine Auerherde, darunter den mächtigen Stier, der bereits im Hofe verkündet war, und ihnen gelang es, die Herde von der Höhe in ein tiefes Thal zu treiben, wo die Schneewehen den großen Leibern der Tiere den Lauf hinderten. Dort warfen sich die Männer von oben gegen die riesigen Stiere, mit gellendem Jagdruf, mit Pfeilschuß und Speerwurf drangen die Gesellen vom Rand der Höhen thalab.

„Und sie fällten die Herde. Nur ein Häuptling der Tiere, das Ungetüm, brach durch zu wegsamerer Stelle. Da warf Ingo das schwere Eisen gegen ihn, ein Blutstrom ergoß sich nach dem Wurf. „Er hat es!" rief Ingo, und der Heilruf der anderen antwortete. Aber der Waldriese arbeitete sich empor bis zum Hochwald, in weiten Sprüngen folgte ihm speerlos Ingo, sein Messer schwingend. Wieder brach das Tier, den Speer schleppend, in ein tiefes Thal und während Ingo auf der Höhe vorwärts stürmte, um ihm auf schneefreiem Grunde zuvorzukommen, hörte er unten Gebell der Hunde, Jagdruf und Hornklang und als er sich in das Thal warf, fand er den Stier am Boden, den Speer des Thürings Theodulf im Leibe, der Mann aber stand auf dem Tier und blies den Schlachtruf."

Schon früh unterschieden die Deutschen eine hohe und eine niedere Jagd. Zur

Abb. 12. Der Wisent (das Tier, welches wir jetzt Auerochs nennen). Aus des Freiherrn von Herberstain moskowiten wunderbaren Historien. (Basel, 1563.)

letzteren gehörten: Hase — sein Genuß war den Freien verboten, weil sie ehemals als Heiden Hasen bei ihren Opfermahlzeiten verspeist hatten; der Hase ist mithin tapferer als das Pferd, denn er hat sich sehr schnell den ihm gebührenden Platz als Braten wiedererobert, während das Pferd, dessen Genuß aus dem gleichen Grunde verboten wurde, sich nur inkognito — in Würstchen — verzehren lassen darf! Es gehörten ferner zur niederen Jagd: Fuchs, Marder, Otter, Biber u. a. Die Jagd auf diese Tiere war den Unfreien überlassen, soweit sie Waffen führen durften. Das Federwild fing der Reiche mit Beizvögeln, der Arme mit Netzen und Schlingen. Ein großer Jäger war der erste deutsche Kaiser, Karl d. Gr. Seine Bannforste wurden von Beamten bewacht, damit kein Unberufener darin jagte. Seine Jagdequipage war in vorzüglichem Zustande. Jagdzeuge und Netze aller Arten waren auf seinen Schlössern zu finden, sowie zahlreiche Meuten. Ja, er besaß sogar einige Geparden, die noch heute in Persien zur Jagd abgerichtet werden und bediente sich ihrer mit Vorliebe (Abb. 6).

Nach Karl dem Großen bildete sich eine französische Jagd und eine deutsche. Die französische umfaßte die Parforcejagd und die Hetze mit den Windhunden, die deutsche umfaßte die Suche mit dem Leithunde (Abb. 11) und das Stellen mit Netzen und Tüchern. Die Franzosen und später auch die Engländer hielten nur ihre Jagdarten für ritterlich und sahen mit Verachtung auf die Deutschen herab, die in einer traurigen Periode ihrer Geschichte nichts Besseres zu thun wußten, als den Franzosen nachzuäffen.

Hier wie dort entwickelte sich übrigens die Jagd zum Privileg des Adels. Ja, sogar der Schwertadel erhielt mit der Zeit auf dem Lehnsgut das Jagdprivileg. Damit geriet das ehrliche deutsche Waidwerk in eine Entwickelung, die zur Tyrannei und Barbarei führte. Der hohe Adel in Frankreich und England richtete überall Parforcejagden auf Rotwild, Sauen, Füchse und Hasen ein, ja in Frankreich gab es sogar eine königliche Parforcejagd auf Wölfe. Die Prinzen und der adlige Nachwuchs wurden nur noch in der Führung der Waffen und in der Jagd unterrichtet. Kein Edelmann zog über Land oder in den Krieg, ohne seine Meute bei sich zu haben. Schonzeiten gab es nicht, aber trotzdem nahm das Wild so stark überhand, daß die Bauern es mehr fürchteten als Krieg, Unwetter und Pestilenz. Wenn es erlaubt ist, bei dieser Darstellung einen oder den anderen Haken zu schlagen, so möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß die Wut, mit der die Bauern noch jetzt erbarmungslos jedes Stück Wild niederknallen, mit großer Wahrscheinlichkeit eine Vererbung aus jener traurigen Zeit ist, in der die von Fronden und Abgaben schwer gedrückten Bauern mit stummer Verzweiflung das Wild ihre Saaten verwüsten sahen und grausam bestraft wurden, wenn sie sich an einem Stück vergriffen.

In Deutschland gab es im Mittelalter viele und große Waldungen. Man arbeitete

Abb. 13. Der Auerochs oder Ur.
Aus des Freiherrn von Herberstain moskowiten wunderbaren Historien. (Basel, 1563.)

Abb. 14. Ein Auerochse in der Suhle. Stich nach J. E. Ridinger.

Leithunde mit großer Sorgfalt, erfand eine große Zahl von Jagdarten zum Fang eines jeden Wildes, die sich aber über die von den Griechen und Römern geübte Kunst nicht erhoben. Die Parforcejagd wurde des großen Kostenaufwandes wegen fast nur an den Höfen der Fürsten geübt, deren Deutschland ja zur Genüge besaß. Die Reiherbeize wurde leidenschaftlich betrieben, und das älteste Lehrbuch darüber, das wir noch besitzen, ist von Kaiser Friedrich II., einem weitblickenden Regenten, verfaßt worden. Eine Wildart war zu jener Zeit schon in Deutschland ausgerottet, der Urstier, der Auerochse, der den alten Deutschen die gewaltigen Trinkhörner lieferte (Abb. 12, 13, 14). Schon zu Zeiten Karls d. Gr. war der Auerochse nur noch in den nordöstlichen Teilen Deutschlands zu finden. Darüber braucht man sich nicht zu wundern, denn wie die aus Gustav Freytag entlehnte Schilderung zeigt, wurden auf einmal ganze Herden niedergemacht, besonders im Winter bei starkem Schneefall, der den schweren Tieren Flucht und Gegenwehr unmöglich machte. Die wilden Stiere, die mit großer Sorgfalt im Bielowieser Wald in Rußland gehegt werden, sind eine Bisonart, die mit dem Urstier sehr entfernt verwandt ist.

In neuerer Zeit hat man das Ausrotten einer ähnlichen Wildart, des Bisons, durch die Indianer in Nordamerika beobachten können. Nach vielen Tausenden zählende Herden erschienen im Herbst auf den Prärien und wurden bis auf den letzten Kopf hingeschlachtet. Als Wild existiert der

Bison nicht mehr, die kleine Herde, die vor einigen Jahren von Buffalo Bill nach Europa gebracht wurde, war schon mit großer Mühe zusammengebracht worden, und in einigen Jahrzehnten wird dieser wilde Stier nur noch in Tiergärten zu finden sein.

Verhältnismäßig schnell wurde der Elch (Abb. 15, 16) in Deutschland ausgerottet. Der Ausdruck ist vielleicht nicht ganz richtig, denn das Elen ist hauptsächlich der vordringenden Kultur gewichen. Mit dem Lichten der Wälder, mit dem Austrocknen der Sümpfe wurden ihm seine Lebensbedingungen entzogen. In einem abgelegenen Winkel, in den sumpfigen Bruchflächen zwischen den Mündungsarmen der Memel, führt er bei uns in Preußen ein mühseliges Dasein. Alljährlich vermindert sich der geringe Bestand. Bösartige Krankheiten, wie Milzbrand und Durchfall infolge verdorbener Nahrung, Naturereignisse, wie Überschwemmungen und der „Schaktarp", d. i. der Übergang zum Frühjahr, wenn das schwere Wild bei jedem Schritt bis zum Leib in dem zähen, aufgeweichten Boden versinkt, dezimieren alljährlich den Bestand. Auch vor Wilddieben ist der Elch in der Ibenhorster Forst nicht sicher.

Im Sommer brechen recht häufig starke Bullen aus und unternehmen weite Wanderungen in den Forsten, die das Kurische Haff umsäumen, wobei sie meistenteils dem tödlichen Blei eines Jagdberechtigten zum Opfer fallen. Ist es doch vorgekommen, daß solch ein reiselustiger Bulle einen harmlosen Landbriefträger ohne alle Ursache annahm und in schwere Gefahr brachte, bis auf sein Hilferufen Feldarbeiter herbeieilten und das Tier verscheuchten. Ich selbst habe im Walde von Grünhof — das Gut liegt unweit des Badeortes Cranz — beim Anstand auf den harmlosen Meister Lampe das Vergnügen genossen, einen mächtigen Elch wohl eine halbe Stunde lang dabei zu beobachten, wie er nach anstrengendem Marsch in einem kaum einen Morgen großen Bruchloch Kühlung suchte. Das waren aufregende Minuten. Die Schrotspritze flatterte mir in den Händen wie ein Lämmerschwanz, und wer weiß was geschehen wäre, wenn der Riese auf der Weiterreise, wie es einige Augenblicke schien, dicht an meinem Stand vorübergewechselt wäre! Noch heute, nach zwanzig Jahren, packt mich das Jagdfieber in der Erinnerung! Allmählich sank die Dunkelheit herab, ich hörte noch eine Weile auf das Brechen und Knacken der Zweige, dann schlich ich mich leise davon . . .

Einen ziemlich erheblichen Elchstand findet man noch in Schweden. Alljährlich fahren deshalb begüterte Jäger dorthin, um das seltene Wild zu erlegen. Auch die gewaltigen Schaufeln, die meinem Jugendgespielen, Forstmeister Paul Wrobel aus Rominten, auf der ersten Geweihausstellung in Berlin mit einem ersten Preise ausgezeichnet wurden, stammen aus Schweden.

Abb. 15. Ein Einsiedler. Zeichnung von C. v. Dombrowski.

Gewaltig groß ist indessen auch dort der Elchbestand nicht mehr.

Nach amtlichen Berichten wurden im Jahre 1900 im Distrikt Norrbotten, wo Elche in allen Revieren vorkommen, 202 Elche erlegt, davon 26 in der Zeit, in welcher die Jagd verboten war. In Westerbotten, wo im Jahre 1899 die Jagd bis zum 1. September ganz verboten war, soll der Elchbestand in einigen Gegenden zugenommen haben. Im mittleren Distrikt von Norrland, wo die Jagd nur während einer Woche erlaubt ist, soll der Elchbestand sich trotzdem vermindern. Sehr wenig Elche leben im nördlichen und westlichen Helsingland, dagegen sind sie zahlreich in Gestrikland und Dalekarlien, wo im Jahre 1899 221 erlegt wurden. Im Bergslagsdistrikt ist mit Ausnahme des östlichen Teils der Elchbestand gut. Auf der Insel Gotland leben gar keine Elche. Im westlichen Bergslagsdistrikt ergab die Jagd 50 Elche; an Milzbrand verendeten in zwei Revieren 21 Elche. In Südschweden (Småland, Halland, Blekinge sind nur in einigen Wäldern Elchbestände zu finden.

Auch in Nordamerika und Britisch-Kanada, das noch vor einigen Jahrzehnten große Elchbestände aufwies, soll neuerlichen Berichten zufolge das Elen schon recht selten geworden zu sein, so daß man mit der Thatsache rechnen muß, daß auch diese Wildart den modernen Jagdwaffen und der andrängenden Kultur gegenüber nicht standhalten wird. Auch die strengsten Schonzeiten werden diese beklagenswerte Entwickelung nicht aufhalten, denn die Vermehrung des Menschengeschlechts erfordert gebieterisch die Nutzbarmachung auch derjenigen Landstrecken, die dem Elch zum Aufenthalt dienen. Und dies riesenhafte Tier bedurfte und bedarf eines weiten Gebiets, um die erforderliche Nahrung zu gewinnen. Nur diejenigen Wildarten, die sich der fortschreitenden Kultur des Bodens anzupassen verstehen und von ihr geduldet werden dürfen, haben bei pfleglicher Behandlung seitens der Menschen Hoffnung, erhalten zu bleiben. —

Abb. 10. Angeschweißter Elchhirsch von Elchhunden gestellt. Zeichnung von E. v. Dombrowski.

Mit einem kräftigen Haken kehre ich nun wieder zur geschichtlichen Betrachtung zurück, in die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Diese traurige Episode der deutschen Geschichte war für den Wildstand recht bedeutsam. Weniger für das nutzbare Wild, das sich allerdings auch an manchen Stellen stark vermehrte, als für das Raubzeug, das in unbeschreiblicher Weise überhand nahm. Die vorher stark verminderten Wölfe schweiften in großen Rudeln umher und drangen in die von ihren Bewohnern verlassenen oder ausgeraubten Dörfer. Auch Bär und Luchs erschienen wieder auf dem Kriegsschauplatz, und die Zunahme der Raubvögel hat damit sicherlich gleichen Schritt gehalten.

Nun begann die traurigste Periode der Jagd. Äußerlich

voll Prunk und Glanz, innerlich verknöchert und erstarrt in totem Formelkram. Dazu begleitet von den ingrimmigen Verwünschungen des ganzen Bauernstandes, in dem jetzt jede Regierung das Fundament des Staates sieht. Wie sehr die ganze Landbau treibende Bevölkerung unter dem übermäßigen Wildstand zu leiden hatte, zeigt ein Beispiel aus jener Zeit. Als Kaiser Karl VI. am 20. Oktober 1740 an den Nachwirkungen einer Erkältung starb, die er sich auf seinem Jagdschloß Halbthurn bei Wien zugezogen hatte, benutzten die Bauern, die längst über den übermäßigen Wildschaden vergeblich Klage geführt hatten, den Todesfall, um überall das Wild auf ihren Äckern niederzuschießen. Sie entschuldigten sich damit, daß sie über die wilden Bestien, die den Tod ihres Fürsten verschuldet hätten, ergrimmt seien. Doch diese Ausrede schützte sie nicht vor unmenschlichen Strafen.

Abb. 17. Der Falkenjäger.
Gemälde von F. Floris in der Galerie zu Braunschweig.

In Frankreich hatten die Jagdfronden und Wildschäden einen so hohen Grad erreicht, daß die Erbitterung darüber dem Ausbruch der Revolution den Boden bereitete. Die Folge dieser Eruption war die gänzliche Freigabe der Jagd und damit die Ausrottung des Wildes. Es dauerte gar nicht lange, da fand man in ganz Frankreich kein größeres Stück Wild mehr und nur die Wölfe und Wildschweine hielten sich in den unzugänglichen Gegenden der Waldgebirge, in denen sie auch noch heute zu finden sind. Einen ähnlichen Prozeß, wenn auch in kleinerem Maßstabe, haben wir bekanntlich in Preußen 1848 durchgemacht, wo ein Jahr gänzlich freier Jagd genügte, um dem Wildstand so schweren Schaden zuzufügen, daß viele Jäger das Ende jeglichen Jagdvergnügens gekommen wähnten.

In den mittel- und süddeutschen Staaten hatte die französische Revolution schon früher ihre Wirkung ausgeübt. In Sachsen brach ein kleiner Aufstand aus und die Beschwerden über Wildschäden wurden überall so energisch und dringlich, daß die Regierungen, um der Unzufriedenheit nicht neue Nahrung zu geben, aus Rücksichten der Klugheit ihnen Folge gaben. Man begann die Wildbestände zu vermindern, ja an einzelnen Orten beschränkte man sich auf große Tiergärten und gab die freie Wildbahn der Ausrottung preis. Die Fürsten leisteten sogar auf das Jagdvergnügen Verzicht, um sich den Vorwürfen ihrer Unterthanen nicht weiter auszusetzen. So verschwanden allmählich die Zeugjagden nebst den Leithunden, die Parforcejagden mit dem zahlreichen Personal, und die ängstlich genaue, kunstgerechte Ausübung der Jagd verschwand.

Es begann das System der Jagdverpachtung, wodurch nun auch der wohlhabende Bürger in den Stand gesetzt wurde, sich dem Vergnügen zu widmen, das bis dahin ein Vorrecht des Adels und der kunstgerechten

Abb. 18. Ferdinand von Österreich im Jagdkostüm.
Gemälde a. d. J. 1634 von Velasquez im Prado-Museum zu Madrid.

Jäger gewesen war. Es würde überflüssig sein, über die Berechtigung der Jagd noch ein Wort zu verlieren, wenn man nicht mit einer banausischen Gesinnung zu rechnen hätte, die unbeirrt um alle Gegengründe die gänzliche Ausrottung des Wildes fordert. Dazu gesellt sich eine andere Richtung, die aus falscher Sentimentalität in dem Erlegen des Wildes eine Grausamkeit sieht, genau so wie die Vegetarier in dem Schlachten des Viehes, das der Mensch zu seiner Nahrung bedarf. Ja, — ich kann es leider nicht verschweigen — es soll sogar Forstleute geben, die im Interesse des Waldes alles Wild daraus verbannen möchten.

Nun, den deutschen Wald möchte ich auch von niemand geschädigt wissen, aber wie viel würde er von seiner Poesie, von seiner herzerfrischenden Wirkung auf das Gemüt des Volkes verlieren, wenn er nicht belebt würde von dem stolzen Hirsch, dem graziösen Reh und dem drolligen Kerl, dem Meister Lampe? Darum kein Wort mehr über diese thörichten, glücklicherweise aussichtslosen Bestrebungen. Soviel hat Deutschland alleweile noch immer übrig, um den Schaden, den das Wild im Walde anrichtet — ohne Einschränkung sei's gesagt — tragen zu können. Den anderen, die angeblich im Interesse der Landwirtschaft die Ausrottung des Wildes fordern, sei nur eine Thatsache entgegengehalten: in der Provinz Sachsen, deren Landwirtschaft auf außerordentlich hoher Stufe steht, ist ein ganz ungewöhnlich reicher Wildbestand vorhanden, vornehmlich an Hasen und Rebhühnern. Er wird von den Grundbesitzern mit aller Sorgfalt gepflegt und gehegt, denn der Ertrag der Jagd übertrifft den Schaden, den das Wild anrichtet, um ein Bedeutendes! Man kann diese Thatsache getrost zu der Schlußfolgerung benutzen, daß der Wildstand in vielen Teilen Deutschlands noch ganz erheblich vergrößert werden könnte, ohne die Landwirtschaft dabei zu schädigen. Der Wert des alljährlich erlegten Wildes wird, meines Erachtens zu niedrig, auf etwa 6 bis 7 Millionen Mark geschätzt. Das sind die Zinsen eines gewaltigen Kapitals, aus Werten gewonnen, die sonst völlig ungenutzt blieben!

Wird das Wild in Deutschland ausgerottet, dann geht unweigerlich ein Teil dieser Millionen ans Ausland, das uns dann mit Wild versorgen müßte, denn die wohlhabende Bevölkerung würde mit Recht die kulinarischen Genüsse, die das Wild gewährt, nicht missen wollen.

Und sind denn die geistigen Imponderabilien, an denen die Jagd reicher ist, als jeder Sport, so gering zu veranschlagen? O nein! Im Gegenteil, sie sind so wertvoll, daß man ihretwegen sogar sich versöhnen kann mit den „Nimroden", die zu Scharen

Abb. 19. Diana. Gemälde von A. Carracci in der Liechtenstein-Galerie zu Wien.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Abb. 20. Sankt Hubertus. Gemälde von Jan Brueghel im Museum zu Berlin.

aus der Großstadt hervorbrechen, um mit der Schrotspritze in der Hand über das Feld zu laufen, getrieben von dem Wunsch, ihren überreizten Nerven Beruhigung zu verschaffen. Für den waidgerechten Jäger, der mit der jagdbaren Kreatur wie ein Freund lebt, der ihr in bösem Winter das Futter darbietet, noch eine Lanze brechen zu wollen, wäre überflüssig!

Deshalb laßt, ihr Neidlinge, davon ab, die Jagd zu verunglimpfen! Wenn vernünftige Gesetze den Landmann vor Schaden bewahren, dann können die Jäger auch mit stolzem Recht verlangen, daß man ihnen nicht nur das köstliche Vergnügen gönnt, sondern daß auch die thörichte Verminderung des Wildes durch energische Vorschriften gehindert wird. Darum singe ich mit frohem Mut:

Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht,
Die Wälder und die Felder, die Jäger und die Jagd!

Abb. 21. Diana. Gemälde von P. Bordone in der Dresdener Galerie.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Abb. 22. Die Nymphe von Fontainebleau. Von Benvenuto Cellini. Im Louvre zu Paris.

II. „Waidmännisch".

Mit dem Begriff „waidmännisch" wird viel Unfug getrieben. Wie oft kann man lesen: „Nur diese Jagdart ist waidmännisch! Wer eine andere anwendet, ist ein Aasjäger allerschlimmster Sorte." Der Ausdruck, den ich eben habe gebrauchen müssen, ist zwar nicht schön, aber in der Jagdsprache gang und gäbe, wenn man Leute bezeichnen will, für die man die tiefste Verachtung hegen muß, weil sie die edle Kunst nicht waidmännisch betreiben. Das ist nicht etwa ironisch gemeint. Im Gegenteil: es wird hohe Zeit, daß etwas gethan wird, um der überhand nehmenden Aasjägerei mit wirksamen Mitteln entgegenzutreten.

Was ich unter diesem Ausdruck verstehe, ist bald aufgezählt. Man achte nur auf den Anzeigeteil der Zeitungen. Da findet man im Herbst die Inserate der Gemeinden, die ihre Jagd verpachten wollen. An wen? Das ist gleichgültig, wenn dieser jemand nur gehörig zahlt und die einflußreichen Männer des Dorfes, die „Pisangs", zur Jagd einladet, um sie mit Schnaps, Bier und Delikatessen vollzustopfen. Dann darf er sich auf dem Terrain alles erlauben!

In den öffentlichen Anpreisungen der zu verpachtenden Jagden fehlt selten die Mitteilung, daß ein vorzüglicher Anstand auf Reh oder gar Hirsch vorhanden wäre. Wo? Natürlich an der Grenze des Nachbars, der seine Wildbahn hegt und pflegt, der im Winter sein Wild durchfüttert und nicht mehr abschießt, als dem Wildstand entspricht. Die Anstandsschützen an den Grenzen geht das nichts an. Die knallen alles nieder, was austritt, Bock oder Ricke, Hirsch oder Tier. Das ist Aasjägerei, und ihre Ursache ist die Schießwut, die in den Großstädten wohnt. Sie läßt sich von reichen Leuten in der geschilderten Weise leicht befriedigen. Darin liegt ein Grundfehler unserer jagdlichen Verhältnisse, darin liegt aber auch die große Gefahr, daß die freie Wildbahn in deutschen Landen zu einem lächerlichen Nichts hinabsinkt. Wohlgemerkt: ich will nicht die

Jagd zu dem Vorrecht eines Standes machen, wie es im Mittelalter war, ich will auch nicht Wildbestände schaffen, unter denen die Kultur des Grund und Bodens zu leiden hätte, aber ich möchte die deutschen Wälder und Fluren vor der Verödung bewahren, der sie unzweifelhaft entgegengehen ....

So leicht es war, den Begriff der Aasjägerei festzustellen, so schwer dürfte es sein, den Ausdruck „waidmännisch" richtig zu interpretieren. Vielleicht gibt ein kleiner historischer Rückblick einigen Anhalt dafür. Ohne Zweifel werden sich dabei interessante Vergleiche ziehen lassen. In früheren Zeiten wurde das Waidwerk ganz anders eingeschätzt als heute. Die Jäger galten als die Angehörigen einer hochedlen Zunft, und die Jagd galt als eine königliche Kunst. Unsere hirschgerechten Vorfahren würden sicherlich mit starker Verachtung auf unser Epigonentum herabsehen. Nicht ganz mit Unrecht. Denn mit der Demokratisierung der Jagd hat zum mindesten die Poesie des Waidwerks schweren Schaden erlitten. Aber ebenso gut sind wir Epigonen im Recht, wenn wir über die Berechtigung und Zweckmäßigkeit gewisser Gebräuche uns abweichende Ansichten gebildet haben. Nur müssen wir nicht unfehlbar sein wollen ....

Vor mir liegt ein Buch aus dem Jahre 1734 mit dem pompösen Titel: „Der Dianen Hohe und Niedere Jagd-Geheimnisse. Darinnen die gantze Jagd-Wissenschaft ausführlich zu befinden. Kurtz doch gründlich verfertigt von Johann Wilhelm v. Pärson, Ihro Röm. Kayserl. Majestät Ober-Forst-Meister zu Podiebrat."

Ich glaube, dem alten Herrn kann man ohne Bedenken das Zeugnis ausstellen, daß er genau gewußt hat, was zu seiner Zeit als waidmännisch galt. Aufs geratewohl greife ich hinein und finde das Kapitel: „Von denen Rehen. Die Reh-Böcke sind durch das gantze Jahr gut zu schiessen und zu jagen; allein die Rehe soll der Jäger schonen, wenn selbe schwer seyn, und auch kleine Kützlein haben. Die Kützlein, wenn sie groß, können desgleichen durch das gantze Jahr geschossen werden."

Jeder Mensch, nicht nur jeder Jäger, wird empfinden, wie sich unsere Ansichten geändert haben. Wir halten es für unwaidmännisch im höchsten Grade, „Kützlein" zu schießen und ebenso widerspricht es unserem Empfinden, dem Wild keine Schonzeit zu gewähren. Abgesehen davon, daß wir nicht mehr soviel Rehwild besitzen, um das ganze Jahr hindurch große Kützlein und Böcke zu schießen.

Die Umwertung der Begriffe erfordert allerdings große Zeiträume. Dafür auch ein Beispiel. In einem interessanten Büchlein, das aus dem Jahre 1610 stammt und „durch weiland Kayser Friederich deß 3.

Abb. 93. Im Feuer. Gemälde von H. Freese.

Abb. 24. Rehe am Wintermorgen. Gemälde von A. Thiele.

Forstmeistern" geschrieben ist, — es heißt: „Jägerkunst, wie man Waydmänniſch von allem Waydwerck reden soll" — wird als gebräuchlichste Jagdart das Hetzen der Rehe und ihr Fang in Netzen empfohlen und beschrieben. Eine Reihe von Werken, in denen dieselben Jagdmethoden empfohlen werden, übergehe ich und führe nur an, daß sie sich noch bei Dietrich aus dem Winckell, selbst in der Bearbeitung von Tschudi (1865) findet. Und sogar Diezel (Abb. 31) — neu herausgegeben 1887 — schreibt:

„Es gibt nichts, was dem Vergnügen gleich kommt, wenn man in größter Spannung das harmonische Geläute einiger gut eingejagten Dachshunde oder Bracken hört, und mit dem Näherkommen oder der Entfernung der Jagd die Hoffnung, der Begünstigte Dianens zu sein, bald steigt bald sinkt .... So viel Vergnügen aber auch diese Jagdart gewährt, so möchte ich doch in ebenen Revieren keinem, dem sein Rehstand lieb ist, raten, mit Bracken oder auch nur mit Dachshunden, welche lange anhalten, Rehjagd zu betreiben."

Gegen diese Jagdart spricht also schon die Gefahr, die man seinem Rehstand (Abb. 24) durch Beunruhigung bereitet. Aber nicht nur aus diesem Grunde gilt das Hetzen des Rehes jetzt für unwaidmänniſch. Diezel bewundert doch diese Jagdart nur, weil sie dem tüchtigen Jäger Anlaß gibt, seine Sicherheit im Schießen mit der Büchse zu zeigen. Wenn er wüßte, daß sie mit Vorliebe von Anhängern des Schießsports angewendet wird, um mit der Schrotspritze den braven Bock zu strecken, oder gar von Wilddieben, die alles umlegen, was ihnen vor den Lauf kommt, dann würde er begreifen, weshalb sich jetzt die Reaktion gegen diese Jagdart geltend macht.

Noch deutlicher kann man an einem zweiten Beispiel beobachten, wie sich der Begriff „unwaidmänniſch" an eine Jagdart heftet, die bislang von jedem Jäger ohne Bedenken ausgeübt worden ist. Das ist die Hasensuche. Die Zeit ist noch nicht lange vorüber, in der niemand etwas darin fand, den Hasen mit Hilfe eines hasenreinen — oder auch nicht! — Hühnerhundes auf dem Felde zu suchen. Es war dabei nur schwer, das geeigneteste Wetter für diese Jagdart herauszufinden. Dann jedesmal konnte man die Beobachtung machen, daß eine Anzahl

Hasen nicht fest lag, sondern in größerer Entfernung aufstand und unbeschossen davonkam. Endlich verfiel jemand — ich glaube, es war Diezel — auf den Gedanken, das Geschlecht der bei der Suche geschossenen Hasen festzustellen. Und siehe da: eine Reihe konsequent durchgeführter Beobachtungen ergab die anfangs überraschende Thatsache, daß siebzig Prozent aller auf der Suche geschossenen Hasen — Häsinnen sind, die stets fest zu liegen pflegen, während der Rammler in schußsicherer Entfernung aufzustehen liebt, um sich aus dem Staube zu machen.

Die Jagd ist auch an sich humaner, kultivierter geworden. Sie hat — von manchen Ausnahmen abgesehen — die Rohheiten, die in früheren Jahrhunderten als solche nicht empfunden wurden, erkannt und beseitigt. Heute empfindet man es als eine gröbliche Verletzung des Mitgefühls, das der Mensch jeder Kreatur Gottes schuldet, wenn man in Winckells Handbuch — d. h. in der Bearbeitung von Tschudi 1865!! — die ausführliche Anweisung liest, wie man gefangenen Lerchen die Augen aussticht, um sie dann zum Fang des Falken zu ver-

Abb. 25. Wolf und Fuchs. Gemälde von Christoph Paudiß in der Pinakothek zu München. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Nachdem diese Thatsache festgestellt und anerkannt war, setzte in Jägerkreisen sofort die Meinung ein, daß die Suche das bei Hasen (Abb. 29) ohnehin schon ungünstige Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter zu ungunsten des Mutterhasen herabdrücke. Und in demselben Augenblick galt und gilt die Hasensuche in den Kreisen der Jagdbesitzer, die ihre Wildbahn hegen und pflegen, als unwaidmännisch. Dies Beispiel ist um deswillen so lehrreich, weil man erkennt, wie in neuerer Zeit der Begriff „waidmännisch" jeder Jagdart entzogen wird, die sich mit pfleglicher Behandlung des Wildes nicht verträgt.

wenden. Ja, wir sind glücklicherweise schon so weit, daß wir den Fang der Lerchen in Netzen als eine Barbarei empfinden. Wer kennt noch den „Tyraß"! Ich meine nicht den Hundenamen, der früher sehr in Mode war, sondern das Netz, das noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts zu den unentbehrlichsten Gerätschaften jedes Forsthauses gehörte. Und welche Mühe erforderte seine Anwendung! Man überdeckte ein Stück des Kleefeldes damit und lockte Hühner und Wachteln mit der Pfeife an. Vermutete man das Wild unter dem Netz, dann warf man einen Stein dahin, damit das Wild auf-

Abb. 26. Fasanenjagd. Gemälde von Ch. Kröner.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)
(Copyright 1895 by Photographische Gesellschaft.)

stand und sich im Netz verwickelte. Ja, man ging sogar soweit, mit dem Tyraß die Hühner oder Wachteln zu überdecken, vor denen die Hunde standen.

Das Lerchen-Nachtgarn, dessen Zweck durch den Namen erklärt ist, war 60—80 Fuß lang, 26 Fuß breit und aus feinem Flachszwirn gestrickt. Durch zwei Stangen wurde das Netz straff gespannt und in diesem Zustand von zwei Männern aufrecht getragen. Ein Knabe ging hinterher und gab, wenn er eine Lerche aufsteigen sah, das Zeichen zum Umlegen des Netzes. Das war früher „waidmännisch"; jetzt gibt es wohl niemand, der dieses Fangen überhaupt als eine Jagdart anerkennen würde.

Noch nicht völlig außer Mode gekommen sind die Selbstschüsse. Diezel gibt zwar noch eine ausführliche Anleitung, sogar mit Abbildungen dazu, aber er fügt hinzu:

Abb. 27. Durch die Lappen. Gemälde von Ch. Kröner.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

„Ich wiederhole nochmals den wohlgemeinten Rat, eine so wenig waidmännische Jagdmethode nur in den allerdringendsten Fällen anwenden zu wollen.“ Der Altmeister, wie er allgemein in der Jagdlitteratur genannt wird, konstruiert hiermit Ausnahmefälle, in denen auch ein wenig waidmännisches Verfahren zulässig sein soll. Das ist ein Standpunkt, der durchaus berechtigt ist, das heißt: nur dem Raubzeug gegenüber! Und für jeden, der Diezels Autorität anerkennt, ist damit die Frage entschieden, ob man zur Vertilgung des Raubzeugs, hauptsächlich der Füchse, in besonderen Fällen Gift anwenden darf. Diese Fälle liegen überall da vor, wo die Anwendung von Schwanenhals und Tellereisen, sowie das Graben der jungen Füchse nicht genügt, um das Wild vor diesen Räubern zu schützen. Leider gibt es in Deutschland, namentlich im Osten, große Komplexe von dörflichen und städtischen Gemarkungen, auf denen die Jagd nur von Schießern ausgeübt wird, denen die Raubzeugvertilgung ein Buch mit sieben Siegeln und außerdem zu umständlich ist.

Auf diesen Gebieten herrscht Meister Reinecke unumschränkt, und was die Schießer übrig lassen, verleibt er sich ein. Natürlich ist es unmöglich, in solchen Gegenden ein Jagdrevier hoch zu bringen, wenn man nicht alle Mittel anwenden darf, um der Füchse Herr zu werden. Das Gleiche gilt von dem ganzen Strich an der russischen Grenze, der einer unaufhörlichen Invasion von Raubzeug ausgesetzt ist, das dort drüben sich ungestört vermehren darf. Deshalb wird dort das Giftlegen auch von Waidmännern geübt, für die es ein kränkender Vorwurf wäre, daß sie nicht waidmännisch handelten. Der Beweggrund ihres Vorgehens ist doch nur die Erhaltung und Vermehrung des Wildbestandes, also derselbe Gesichtspunkt, der in allen anderen Fällen für den Begriff „waidmännisch“ maßgebend ist.

Ein Grünrock in der Johannisburger Haide, mit dem ich vor einiger Zeit diese Frage durchsprach, wurde ordentlich böse, als ich einige Male den Begriff „waidmännisch“ anwandte.

„Sehen Sie,“ sagte er zu mir, „Sie sind selbst hier in dieser Gegend jung und groß geworden, und wissen, mit welchen Schwierigkeiten wir zu kämpfen haben. In kleinen Revieren, die ringsum von pfleglich behandelten Jagden umgeben sind, ist es eine Kleinigkeit, sich der Füchse zu erwehren, zumal wenn man als junger Haideläufer

nichts anderes zu thun hat, als morgens sich den Drilling und den Rucksack umzuhängen und tagsüber im Revier herumzustrolchen. Aber wir alten Knasterbärte hier an der Grenze haben mehr zu thun. Das Schreibwerk wächst einem über den Kopf, wo soll man da noch die Zeit hernehmen, Eisen zu stellen? Es ist ja ganz schön und berechtigt, was Sie da von waidmännischem Betrieb sagen, aber damit kommen wir hier nicht durch. Rußland versorgt uns so reichlich mit vierbeinigem Raubzeug, daß wir hier an der Grenze zu jedem Mittel greifen müssen, das Erfolg verspricht. Deshalb scheue ich mich auch nicht, Gift zu legen."

Meinen Einwand, daß dies Mittel durchaus nicht unfehlbar wäre, schnitt der alte Graubart mit einer kurzen Handbewegung ab.

„Ja, wer sich noch mit Spatzen, Fischen oder Heringsköpfen abquält, der mag lange warten, bis der Fuchs 'rangeht. Ich mache es mit der Nuß. Einfach aber probat. Eine vom Wurm angestochene Nuß wird mit einem Häkchen aus dünnem Draht gereinigt und mit Strychnin gefüllt. Die Öffnung verschließe ich mit Wachs. Dann wird die Nuß in einer Sauce von Entenfett verwittert und ausgelegt. Am besten in der Nähe eines Kadavers. Von der Lauerhütte aus habe ich es oft genug beobachtet, wie Reinecke die Nuß aufnimmt, knackt und wie vom Blitz getroffen zusammensinkt. Ab und zu schleppen die Raben eine Nuß fort, aber dagegen kann man sich sichern, indem man morgens die übriggebliebenen Nüsse aufnimmt. Als ich vor dreißig Jahren hier die Stelle antrat, schossen wir auf der ersten Treibjagd acht Füchse und zwei Hasen. Nun, seitdem ist es doch etwas besser geworden. Jetzt schießen wir fünfzig Hasen und manchmal einen Fuchs. Dafür will ich alter Waidgeselle mich mit dem Vorwurf abfinden, daß das Vergiften nicht waidmännisch ist."

In der That, man sollte auf diesen Begriff, der im Laufe der Zeit schon so manche Wandlungen durchgemacht hat, nicht zu sehr pochen. Namentlich nicht den geplagten Grünröcken gegenüber, die neben der Verwaltung eines ausgedehnten Reviers noch den Forst- und Jagdschutz auszuüben haben. Schon lange ertönen aus diesen Kreisen wohlberechtigte Klagen, daß mit dem Anwachsen der Arbeitslast, die sie täglich stundenlang an den Schreibtisch fesselt, die Zeit und Lust an der pfleglichen Behandlung des Jagdreviers schwindet. Nur die Forstassessoren, die sechs, acht Jahre und noch länger von einer Oberförsterei zur anderen geworfen werden, die jungen Haideläufer, die Hilfsaufseher, die noch kein Revier zu verwalten haben, können sich dem Walde und allem, was darin kreucht und fleucht, nach Herzenslust widmen.

Der andere Gesichtspunkt für den waidmännischen Betrieb der Jagd, der schon erwähnt worden ist, daß man dem Wild, auch dem Raubzeug (Abb. 28), nicht unnötige

Abb. 28. Raubwildjagd. Gemälde von H. Sperling.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)
(Copyright 1896 by Photographische Gesellschaft.)

Qual bereiten darf, trifft wohl bei Schwanenhals und Tellereisen zu, aber nicht bei richtiger Verwendung von Strychnin, das den Fuchs sicher und sehr schnell tötet. Ich würde sicherlich einen Sturm von Entrüstung in allen Fachblättern heraufbeschwören, wenn ich die Anwendung von Schwanenhals und Tellereisen als unwaidmännisch bezeichnen wollte. Das ist weder der Zweck dieser Betrachtung, noch meine Absicht. Wohl aber muß ich darauf hinweisen, daß jeder Waidmann sich von einem Gerät abgewandt hat, das dem Fuchs die ausgesuchtesten Martern bereitete. Ich meine die von Diezel beschriebene Fuchsangel, die im wesentlichen aus zwei Angelhaken bestand. Sie wurde so aufgehängt, daß Reinecke danach springen mußte.

„Springt nun der bejammernswerte Fuchs nach dem Köder, so werden die scharfen Spitzen der Haken sich sofort in das Gaumenfleisch einschlagen, die Schenkel aus der Angelhülse sich herausziehen und durch die Federkraft auseinander gespreizt werden. Da die Leine so hoch hängen muß, daß der Fuchs gerade nur mit den Zehenspitzen der Hinterläufe die Erde berührt, steht er, bis ihn der Gnadenhieb über die Nase erlöst, die entsetzlichste Marter aus."

Mit Recht bemerkt Diezel dazu: „Grausamkeit steht dem Jäger wahrlich nicht an, und jeder brave Grünrock wird sie verabscheuen, auch einem so argen Räuber gegenüber, wie der Fuchs es nun einmal ist. Gebietet es die Pflicht oder die Passion, das Wild, welcher Art und Gattung es auch sei, zu töten, so sei es auch erste Pflicht, es möglichst schnell verenden zu lassen, und Qual und Schmerzen abzukürzen."

Ich glaube, die angeführten Beispiele werden genügen. Sie erweisen klar, daß der Begriff waidmännisch jeder Jagdart versagt bleiben muß, die sich mit den herrschenden Grundsätzen einer vernünftigen Jagdpflege nicht vereinbaren läßt. Und das ist gut so. Denn die Erhaltung eines mäßigen Wildstandes ist schon so sehr mit Schwierigkeiten verknüpft, daß gegen die Praktiken der Schießer jede Abwehr geboten ist, in erster Linie die Ausschließung aus dem Ehrenbund waidgerechter Jäger. Sowie man aber weiter geht, und den Begriff waidmännisch wie ein Dogma anwenden will, dem sich jedermann in jedem Fall zu unterwerfen hat, dann verfällt man in übel angebrachte Splitterrichterei.

Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts und in den ersten Jahren nach 1848 war die Meinung vorherrschend, daß das edle Waidwerk so schnell seinem Verenden entgegenginge, daß man ihm nicht mehr das Waidmesser zu geben brauche. Das ist, Gott sei Dank, nicht eingetroffen. Und von Jahr zu Jahr wird es besser. Immer weitere Kreise sehen es ein, daß der waidmännische Betrieb der Jagd, der Schonen und Hegen in sich begreift, kein leerer Wahn ist.

Sollten kundige Genossen finden, daß ich irgendwo in diesen Zeilen gefehlt, so mögen sie mir freundschaftlich ein

„Huho! Gesellmann, übergangen!"

zurufen, aber an meinem guten Wollen nicht zweifeln!

Waidmannsheil!

Abb. 29. Auf der Hasenjagd.
Nach dem Gemälde von J. Morland vom Jahre 1791.

Der Hasen werden viel zur Frühlings-Zeit gefangen,
Bevorab wañ sie sich ins Saamen Feld vergangen
Doch wañ mit höchster Wüth die Hünde an ihn setzen,
So hat der Schirmer Sorg, daß sie ihn nicht zerfetzen

Der Frühling
Le Printems

Le Printems la Saison fort propre,
Pour la chasse des lievres,
Mais pour defendre les chiens,
De les dechirer, chien est gardien

Die vier Jahreszeiten der Hunde: Der Frühling.
Nach dem Stich von Johann Elias Ridinger.

Abb. 30. Jagd auf den Fasan. Lithographie nach dem Gemälde von J. Ibbetson v. J. 1792.

III. Der Vorstehhund.

Die alte Streitfrage „Instinkt oder Überlegung" ist für jeden Jäger, der jahrelang selbst einen Hühnerhund geführt, der eine Anzahl junger Hunde selbst erzogen und dressiert hat, längst entschieden. Ohne jegliche Einschränkung kann man von der Klugheit des Vorstehhundes, von seinem bewunderungswürdigen Gehorsam, der bis zur Selbstverleugnung, bis zur völligen Überwindung seiner natürlichen Instinkte geht, von seinem Pflichtgefühl und Pflichteifer sprechen. Ja, es kommen recht oft Fälle vor, in denen das treue Tier, das sonst dem leisesten Wink seines Herren willig Folge leistet, von seiner eigenen besseren Einsicht dazu bestimmt wird, den Gehorsam zu versagen, weil es weiß, daß es sich auf der richtigen Fährte befindet und durch seine Eigenmächtigkeit dem Zweck der Jagd besser dient als durch blindes Gehorchen.

Es gibt kein anderes Tier, ja auch keine andere Hunderasse, die auch nur entfernt solche Eigenschaften entwickelt. „Was ist der Leithund," so ruft Diezel aus, „wenn man ihn vom Hängseil befreit? Der Bracke, der Windhund, dürfen sie wohl mit dem Vorstehhunde in Vergleich gestellt werden? Selbst der Dachshund, der doch meist unmittelbar unter den Augen des Jägers aufwächst, handelt nur zu oft nach seiner Laune und nimmt nicht immer Rücksicht auf das, was man eigentlich von ihm verlangt .... Sämtliche Saurüden, Packer und Fanghunde raufen nicht nur häufig untereinander, sondern fallen auch oft alles,

was ihnen von zahmen Tieren vor die Augen kommt, ja bisweilen sogar Menschen in zügelloser Wildheit an. Ebenso gehört es auch bei dem Schweißhunde zu den seltenen Ausnahmen, wenn er in späteren Jahren und nach langer Übung dahin gebracht wird, daß er beim Pürschgange seinen Herrn unangeleint begleiten darf ... Sollten jemals durch Zufall alle anderen Rassen sämtlich aussterben, so würde das Bedürfnis uns dahin bringen, mit der Abrichtung des Vorstehhundes Versuche anzustellen, die wir jetzt aus dem Grunde unterlassen, weil sie nicht nötig sind, und man würde sich bald überzeugen, daß er alle anderen Hunde entbehrlich macht, selbst die der Schäfer und Fleischer."

Ganz meine Ansicht! Ein wirklich guter Hühnerhund läßt sich nicht nur zur Suche auf dem Felde gebrauchen, er arbeitet auch unermüdlich in Sumpf und Ried, ja er jagt sogar laut im Walde hinter Fuchs, Reh und Hase und — wird er sofort danach auf das Feld gebracht, — so steht er wieder bombenfest vor dem Hasen und denkt nicht daran, einen Wettlauf mit ihm zu veranstalten, wenn der Krumme unbeschossen davongeht. Ist aber auf dem Anschuß nur ein Tropfen Schweiß vorhanden, dann folgt er und ruht nicht eher, als bis er den kranken Hasen gefangen hat und manchmal aus weiter Entfernung apportieren kann. Auf der Fährte des kranken Hirsches arbeitet er mindestens ebenso sicher wie der Schweißhund, und würde ihn seine Größe nicht daran hindern, dann würde er in den Bau schliefen und Meister Grimbart zu Leibe gehen.

Wie ich zu dieser Ansicht gekommen bin? Auf sehr natürliche Weise! Ich habe neunzehn Jahre in meinem Elternhause mit einer deutschen Hühnerhündin zusammengelebt, die alle diese Eigenschaften in reichem Maße besaß. Bände könnte man von ihr schreiben. Ich beschränke mich auf eine kurze Schilderung.

In besagtem Forsthause konnte man vor nunmehr dreißig Jahren täglich eine interessante Szene beobachten.

Eine braune Hühnerhündin, die den stolzen Namen „Diana" führte, lag vor der Thür im Grase und nährte ihre beiden Jungen, die einzigen, die man ihr von dem ganzen Wurf gelassen hatte. Dann kam über den Kies ein kleiner Junge angewackelt. Mit Mühe nur trugen die runden Beinchen den starken Körper. Wo das Gras begann, ließ sich der kleine Kerl, der knapp ein Jahr zählte, auf „alle vier" nieder und kroch schnell zu der Hündin, die ihn mit Schweifwedeln begrüßte.

Rücksichtslos schob er die kleinen Köter beiseite, suchte sich ein volles Euter und sog mit kräftigen Zügen Hundemilch. Hatte er seinen Durst gestillt, dann nestelte er seinen Kopf an das warme Gesäuge und entschlummerte so süß, wie im Arm der Mutter. Mäuschenstill lag die alte Diana, sie wagte sich nicht zu rühren, um ihren kleinen Liebling nicht zu stören. Und selbst ihre nie ruhende Wachsamkeit, die jedem Vorübergehenden einen Blaff mit auf den Weg gab, war fürsorglich eingeschränkt auf ein kaum vernehmliches Knurren.

Die kleinen Köter waren längst von der Mutterbrust entwöhnt, der dralle Bub' sog noch immer. Und als der Quell endlich versiegt war, da kroch Dianas Pflegesohn noch täglich nach dem Mittagessen die Stufen der Haustreppe hinunter und krähte mit seinem hellen Stimmchen so lange den Namen „Diana", bis das treue Tier erschien und an einem schattigen Plätzchen sich niederlegte, um regungslos für ein paar Stunden ihrem Liebling als Ruhekissen zu dienen.

So märchenhaft die Sage von Romulus und Remus klingt, so gut beglaubigt ist diese Geschichte. Denn Dianas Pflegesohn ist einer meiner jüngeren Brüder. Die Hündin lebte, wie schon gesagt, neunzehn Jahre in meinem Elternhause. Ein polnischer Edelmann, der nach der letzten Revolution flüchten mußte, hatte sie als einjähriges Tier mitgebracht. Als er weiter zog in die weite Welt, um sich als einfacher Inspektor sein Brot zu verdienen, da ließ er das Tier meinem Vater.

Als Herr von Jedlinsky, ich nenne seinen wirklichen Namen, damals von uns ging, da ist ihm der Abschied von der vierbeinigen Gefährtin wohl ebenso schwer gefallen, wie von dem heißgeliebten Vaterlande. Eines Tages, es mochten etwa fünf bis sechs Jahre verflossen sein, trat ein hochgewachsener Mann bei uns ein. Ein außergewöhnlich starker schwarzer Bart umrahmte sein dunkel gebräuntes Gesicht, aus

dem die dunkeln Augen lebhaft blitzten. Mein Vater erhob sich: „Mit wem habe ich das Vergnügen . . .?“

„Mein Name ist Schulemann, früher hieß ich von Jedlinsky.“

„Viktor, Mensch, wo kommst du her?“

„Von Oblewen, ich bin bei Ebhardt Inspektor.“

Dann sah er sich in der Stube um und fragte mit unsicherer Stimme: „Lebt Diana noch?“

„Aber ja doch! Sie liegt an der Kette.“

„Ach, wie so denn?“

„Ursachen, Freundchen! Der Kaltmeister hat ein paar schöne Schinken Roßfleisch gebracht, und bei dieser Art Nahrung ist doch kein Hund in der Stube zu ertragen.“

Der Vater trat ans Fenster und rief dem Knecht zu, die Hündin los zu lassen. Im nächsten Augenblick war Diana im Zimmer und begrüßte stürmisch die Anwesenden. Vor Schulemann, der sich in einer Ecke auf einen Stuhl gesetzt hatte, blieb sie stehen und sträubte die Nackenhaare, als wollte sie sich voll Wut auf den Fremden stürzen. Aber diesmal waren es die Anzeichen einer anderen Erregung. Denn kaum hatte Schulemann das Wort „Diana“ ausgesprochen, da sprang die Hündin mit einem Geheul, dem man deutlich den jubelnden Ton anhörte, an ihrem früheren Herrn empor und leckte ihm das Gesicht.

Es ist schwer, ihre Äußerungen der Freude zu schildern, man könnte den Bericht für übertrieben halten. Von einem zum andern sprang die Hündin, als wenn sie jedem ihre Freude anzeigen wollte, aber immer eilte sie wieder zu ihrem früheren Herrn, um ihm das Gesicht zu lecken. Stundenlang stand sie dann unbeweglich neben ihm, den Kopf auf seine Knie gelegt.

Am Abend rüstete sich Schulemann zur Abfahrt.

„Diana, kommst du mit?“ Ein schwaches Winseln war die Antwort. Aber als er aus der Thür ging und nochmals die Frage that, da winselte die Hündin um uns herum und schlich dann hinaus, ihrem alten Herrn nach.

Stumm sahen wir uns an, das Gebaren des Tieres hatte uns ergriffen. Da sprang die Thür auf, und herein kroch Diana mit allen Zeichen des Schuldbewußtseins. So schleppte sie sich bis zum Vater, leckte die Hand, die er ihr ausstreckte, um sie zu streicheln, und blieb dann vor ihm, wie ein Mensch, der eine Strafpredigt erwartet, mit gesenktem Kopf sitzen. — Wie heute steht mir die ganze Scene noch im Gedächtnis! Ich habe sie absichtlich so schlicht, wie irgend möglich, geschildert und nichts hinzugethan.

Abb. 31. Der Altmeister Carl Aemil Diezel. Zeichnung von H. Ludwig Heubner.

„Diana“ war ohne Zweifel eine Individualität. Als Jagdkumpan war sie ohne Fehl und Tadel. Sie hatte nicht die flotte Suche wie die Engländer, die mit der Nase hoch im Wind in rasendem Tempo vor dem Jäger hin und her revieren. Man konnte ihr eher eine gewisse Bedächtigkeit vorwerfen. Aber dafür war sie die Zuverlässigkeit selbst. Keinen Krummen, kein einzelnes versprengtes Huhn überschlug sie, und, wer sie aus langjähriger Erfahrung kannte, der wußte ganz genau, woran er war. Liefen die Hühner vor ihr in einem großen Kartoffelfelde, dann blieb sie wohl einen Moment vor der Stätte stehen, wo sie eben noch dicht aneinander gekesselt hatten. Aber

Abb. 32. Abgelegt. Gemälde von François Desportes im Louvre zu Paris.

dann ging's in atemloser Eile vorwärts. „Wahr' dich, Alte, wahr' dich!" Die Ermahnung war eigentlich überflüssig! Ging es zum Ende, dann machte die alte Diana einen großen Bogen und schnitt die Hühner von rückwärts ab.

War das eine prächtige Sache! Denn, plötzlich in ihrem Lauf gehemmt, zerstreuten sich die Hühner und stiegen einzeln auf, so daß man beim ersten Finden fünf bis sechs Schuß anbringen konnte. Wer hatte ihr den Kunstgriff beigebracht? Niemand! Aber selbst, wenn sie es zum erstenmal zufällig gethan hätte, dann muß doch sich bei ihr ein Urteil festgesetzt haben, daß es praktischer wäre, auf diese Weise die Hühner am Auslaufen zu hindern.

Etwa tausend Schritt von uns wohnte der Forstaufseher. Die Inhaber wechselten oft, weil es eine Stelle mit Land war, d. h. die letzte Station vor der Försterstellung. Der alten Diana wurde ein Gegenstand hingelegt. „Alte, das trägst du zu Ohm Lippert." Ein Vierteljahr danach heißt es: „zu Ohm Vogt" u. s. w. Wievielmal hat sie einen Brief hingetragen und auf Antwort gewartet, wenn es ihr befohlen war! Ihr tägliches Amt war es, die Zeitung hin- und herzutragen! Sie war aber nicht etwa auf den einen Weg dressiert, denn genau so sicher machte sie den Weg zur Oberförsterei. Sie verstand also, was ihr aufgetragen wurde!

Natürlich verstand sie es auch, wenn über eine Fahrt gesprochen wurde. Und nie schlug sie vor dem Wagen, wenn er aus dem Hofthor bog, eine falsche Richtung ein. Zum Anstand des Abends oder frühmorgens ging sie stets mit. Regungslos lag sie zu Füßen des Jägers. Niemals verdarb sie die Jagd. Im Gegenteil. Wo der blöde Sinn des Menschen noch nichts sah oder hörte, zeichnete sie schon das Herannahen des Wildes. Die Wurzeln des Behanges hoben sich, das Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an, und im

letzten Augenblick ging ein leises Zittern durch ihren Körper.

Wie leicht ist der Hase auf dem Anstand zu verscheuchen! Aber niemals hat die Hündin sich in dieser Beziehung eines Versehens schuldig gemacht. Erst wenn der Schuß fiel, war sie wie der Blitz auf dem Anschuß, und ging sie nach, dann konnte man getrost warten, bis sie mit dem Krummen im Fang wiederkam. Hatte man, was in der Dunkelheit nicht ganz selten vorkam, gefehlt, so kehrte sie nach den ersten hundert Schritten um, und ihr ganzes Gebaren war dann wie eine Entschuldigung, daß sie den Schnellfuß nicht hatte greifen können.

Ihr Eifer, zu apportieren, hätte ihr einmal fast den Tod gebracht. Auf dem Neuendorfer Torfbruch schlängelte sich mir eine Kreuzotter über den Weg. Ich blieb stehen, lud schnell eine Patrone mit feinem Schrot in einen Lauf und schoß die Schlange auf etwa fünf Schritt mitten entzwei. Diana sprang zu und apportierte unglücklicherweise das Kopfstück; die Schlange hatte sie dabei in die Lippe gefaßt. In wenigen Minuten waren die Lippen dick verschwollen, rapid lief die Geschwulst weiter. Mit großer Mühe trug ich die Hündin, die — wahrscheinlich ohne Besinnung — heftig mit den Läufen um sich schlug, bis zur Chaussee. Der erste Bauer, der vorbeifuhr, nahm uns mit. Tagelang lag die Alte gänzlich apathisch auf ihrem Lager. Mit Hilfe eines Rohres wurde ihr täglich Milch eingeflößt. Nach mehr als einer Woche fing die Geschwulst an, zurückzugehen, aber lange Zeit noch dauerte es, bis völlige Heilung eingetreten war. Eine Schlange hat Diana nicht mehr apportiert.

Daß sie beim Laichen geschossene Hechte oder Barsche aus dem Wasser apportierte, kann nach dem Gesagten als selbstverständlich gelten.

Einen interessanten Kampf hatte sie einmal mit einem Reiher auszufechten. Ich hatte den Fischräuber durch das Glas am Ufer erspäht und mich, durch das hohe Ufer gedeckt, im Bogen angeschlichen. Diana hatte ich fünfzig Schritt rückwärts bei der Jagdtasche abgelegt. Beim Aufsteigen hatte

Abb. 33. Blanche, ein Hund von der Meute Ludwigs XV. Gemälde von Jean Baptiste Oudry im Louvre.

ich den Reiher geflügelt, so daß er kurz hinter dem Röhricht ins Wasser stürzte. Ehe ich zum zweitenmal schießen konnte, war Diana bei ihm. Aber der Reiher ließ sie nicht ankommen. Mit seiner scharfen Waffe führte er kräftige Hiebe nach der Hündin und drehte sich, sowie sie um ihn herumschwamm. Ich war gespannt, wie die Sache auslaufen würde. Da tauchte Diana unter, gleich darauf verschwand auch der Reiher, den sie von unten am Ständer gepackt hatte, unter dem Wasser, und als beide auftauchten, hatte sie ihn schon mit festem Griff am Halse.

Eines Morgens brachte Diana von ihrem täglichen Botengang zur Torfmeisterei einen Hasen mit, der noch die Schlinge, in der er sich gefangen, um den Hals trug. Der Bau der Eisenbahn hatte allerlei fremdes Volk angeschwemmt, das sich mit solchen Künsten abgab! Ich nahm der Hündin den Hasen ab und forderte sie auf, mich dorthin zu führen, wo sie den Krummen gefunden. Ohne Zögern führte sie mich in den Wald zu einem Steg, den die Hasen in dem tiefen Schnee ausgetreten und regelmäßig benutzten. Nach ein paar hundert Schritten markierte Diana vor einem kleinen Tannenbaum, der mit seinen untersten Zweigen den Steg deckte. Ich sah nach und fand eine Schlinge, hundert Schritt weiter eine zweite. Daß wir dem Schlingensteller im Morgengrauen des nächsten Tages, als er sich bückte, um den gefangenen Hasen auszulösen, mit einer Patrone voll Salz diese Passion abgewöhnten, kann ich der Vollständigkeit wegen nicht verschweigen.

* * *

Ich will hier in dieser Schilderung abbrechen. Sie wird den vielen ostpreußischen Grünröcken, die im Lauf der Jahre durch mein Elternhaus gegangen sind, die Erinnerung an Diana auffrischen, deren Nachkommenschaft noch jetzt in zahlreichen Forst- und Gutshäusern existiert, und dem Anfänger sowie allen jagdbeflissenen Großstädtern gezeigt haben, was man von einem Hühnerhund deutscher Rasse verlangen darf. Und Gottlob, seit einigen Jahrzehnten können wir ja wieder mit berechtigtem Stolz von einer deutschen Rasse sprechen. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts soll sich der deutsche Vorstehhund in einer ganzen Reihe von Stämmen völlig rein erhalten haben. Dann aber begann ein durchaus zielloses Experimentieren, ein Kreuzen mit englischem Pointer (Abb. 35) und Setter (Abb. 36), so daß in den siebziger Jahren die deutschen Rassen, die ihrer Vielseitigkeit wegen geradezu unersetzlich sind, völlig zu verschwinden drohten.

Es war hohe Zeit, daß diese Gefahr den deutschen Jägern zum Bewußtsein kam und daß sich Männer fanden, die energisch eingriffen, um das Äußerste zu verhüten. Hervorragende Züchter, der „Hektor-Verein" in Berlin u. a. thaten sich zu gemeinsamem Vorgehen zusammen und 1879 konnten auf der internationalen Hundeausstellung zu Hannover die Points, die Rassekennzeichen aller Hunde, festgestellt werden. Zur Kontrolle wurde ein Hundestammbuch begründet, in dem alle Hunde eingetragen werden, deren Rassereinheit feststeht, sei es durch Abstammung von eingetragenen Eltern oder durch Prämiierung auf Ausstellungen oder durch Anerkennung seitens einer Kommission von Sachverständigen. Später wurden ebenfalls in Hannover auch für den rauh- oder stichelhaarigen Hund die Points festgestellt.

E. v. d. Bosch, ein hervorragender Züchter und Sachverständiger, sagt über diese Einführung des Adelsprinzips in „Diezels Niederjagd", die er selbst überarbeitet hat: „Wenn auch immer noch Jäger, die da glauben, tüchtige Praktiker zu sein und deshalb jede Theorie verschmähen zu können, sagen: ‚Wozu brauchen wir Points, was nützt uns diese graue wertlose Theorie — nicht die äußeren Merkmale, sondern lediglich die Leistungen machen einen guten Hund aus, die häßlichsten Köter sind häufig gerade die besten u. s. w.' — so hat sich doch allmählich die Überzeugung Bahn gebrochen, daß ein rassereiner Hund aus edlem Blut neben seinen körperlichen Vorzügen noch eine wahrlich nicht gering anzuschlagende Summe angeerbter Veranlagungen zu seinem Berufe mitbringt, die dem Dresseur die Hälfte der Arbeit ersparen. Und wie sicherlich niemand die eminente Bedeutung der Zucht edler Pferde in Abrede stellen wird, weil wohl auch einmal ein gewöhnlicher Gaul

ein edles Pferd auf der Rennbahn schlagen könnte, ebensowenig kann gegen die Reinzucht edler deutscher Vorstehhunde der Umstand als Argument geltend gemacht werden, daß hie und da irgend einmal ein Zufallsprodukt, irgend ein sehr gut dressierter Hund, nach dessen Aussehen man überhaupt die Abstammung von irgend einer bestimmten Rasse nicht zu erkennen vermag, Besseres leistet als ein rassereiner deutscher Vorstehhund. sich außer dem Hühnerhund nur noch zwei Teckel halten kann, zu genügen. Der praktische Jäger und namentlich der Grünrock braucht einen Begleiter, auf den er sich in allen Lagen verlassen kann, einen Diener, der alles begreift, was man von ihm verlangt und alles mit freudigem Gehorsam ausführt. Und diesen Anforderungen wird nur der deutsche Hühnerhund gerecht.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke,

Abb. 34. Gefährliche Begegnung. Gemälde von C. F. Deiker.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

„Nur Jäger in des Wortes besserer Bedeutung werden eifrig bestrebt sein, Hunde edler Rasse zu züchten und zu erwerben; dem Schießer und Sonntagsjäger ist es natürlich gleichgültig, welch zweifelhafter Fixköter ihm die Hühner herausstößt oder mit dem Hasen Steeple-Chase veranstaltet — ein Hund gehört ja nun einmal zur sonntagsjägerlichen Ausrüstung . . .“

Sehr richtig betont E. v. d. Bosch, daß die englischen Setter und Pointer zu einseitig sind, um dem Berufsjäger, der meistens auch der Ausbildung des Hundes durch öffentliche Prüfungen erneute Anregungen zu geben. Diesem Zweck widmen sich jetzt zahlreiche Vereine — ich nenne den „Deutschen Jagdklub“ in Berlin, den Verein „Hektor“, den „Verein zur Veredlung der Hunderassen“, die Vereine „Nimrod-Schlesien“, „Nimrod-Oppeln“ —, die alljährlich von sachverständigen Preisrichtern Gebrauchssuchen abhalten, leider noch oft unter der englischen Bezeichnung Fieldtrial (sprich: Fieldtreiel).

Die Rassekennzeichen des kurzhaarigen deutschen Vorstehhundes.

1. Allgemeine Erscheinung.

Mittelgröße und darüber, kräftige, etwas langgestreckte und quadrierte (nicht seitlich zusammengedrückte) Bauart. Kopf und Rute in ruhigem Gange meistens schräg hoch, während der Suche mehr horizontal getragen. Physiognomie intelligent, in der Ruhe ernst, bei Anregung mit menschenfreundlichem Ausdruck.

2. Kopf.

Mittelgroß, nicht zu schwer, Oberkopf breit, leicht gewölbt, Hinterhauptbein nur schwach ausgebildet. Schnauze in gutem Verhältnis zum Oberkopf, Nasenrücken breit, vor den Augen nicht verschmälert, Absatz vor der Stirn allmählich ansteigend, nicht plötzlich ausgeschnitten. Im Profil erscheint die Schnauze vorn breit und abgestumpft, der Nasenrücken leicht gewölbt oder fast gerade (nicht durchgebogen), Lippen gut überfallend, im Mundwinkel starke Falte bildend.

3. Behang.

Mittellang, breit, unten stumpf abgerundet, hoch und gleich in voller Breite angesetzt, ohne jede Drehung glatt und dicht am Kopf herabhängend.

4. Auge.

Mittelgroß, klar, weder vorliegend noch tiefliegend, leicht oval. Augenlider ringsum gut schließend.

5. Hals.

Mittellang, kräftig, im Nacken leicht gebogen, nach unten sich allmählich zur vollen Brustweite ausdehnend. Kehlhaut locker, eine leichte Wamme bildend.

6. Rücken.

Breit, in den Nieren leicht gewölbt; Croupe kurz und mäßig schräg gestellt.

7. Brust und Bauch.

Brust breit, Rippenkorb lang, rundlich; Bauch nach hinten mäßig aufgezogen.

8. Rute.

Mittellang, gerade oder sehr schwach gekrümmt; an der Wurzel stark, allmählich sich verjüngend, ohne in eine dünne Spitze auszulaufen. Unten stärker und gröber behaart, ohne eine eigentliche Bürste zu bilden.

9. Vorderläufe.

Schultern schräg gestellt, muskulös; Ellenbogen weder ein- noch auswärts gedreht; Lauf gerade, kräftig; Fußwurzel breit, nicht durchgebogen oder seitlich verdreht.

10. Hinterläufe.

Keulen sehr muskulös; Unterschenkel gut behoset und in mäßigem Winkel zum Sprunggelenk, also weder zu steil noch windhundartig schräg gestellt. Fußwurzel fast gerade, nicht schräg unter sich gestellt. Von hinten gesehen zeigen die Hinterläufe sich gerade und im Sprunggelenk weder nach innen noch nach außen gedreht.

11. Fuß.

Rund, Zehen mäßig gewölbt (nicht glatt ausgestreckt) und dicht geschlossen. Nägel stark, gekrümmt, Ballen groß und derb.

12. Haar.

Derb und sehr dicht, am Behange kürzer und weicher, an der Unterseite der Rute und am Bauche gröber, jedoch nicht auffällig verlängert.

13. Farbe.

Weiß mit großen braunen Platten oder weiß mit braun oder rötlich graubraun gesprenkelt. Einfarbig braun, seltener schwarzgefleckt oder ganz schwarz; dreifarbig gefleckte Hunde sind zu verwerfen. Auge nußbraun, bei dunkelfarbigen Hunden heller gefärbt.

Als fehlerhaft betrachtet man beim kurzhaarigen Vorstehhunde: Zu plumpe, schwerfällige Bauart, übermäßig großen Kopf mit stark gefalteter Stirnhaut, konisch gebildeten Hinterkopf, allzulange, faltige oder zu fette Behänge, erweiterte Thränensäcke, die das Rot im vorderen Augenwinkel zeigen, starke, faltig herabhängende Kehlwamme, Senkrücken, krumme Vorderarme, auswärts gedrehte Ellenbogen und Füße, Plattfüße und weit gespreizte Zehen, sowie eine stark aufwärts gekrümmte oder mit auffälliger Bürste versehene Rute. In Bezug auf die Färbung sollte Schwarz möglichst

Im Som̄er in der feist wird offt der Hirsch gefallt,
Durch die par force Hund, die hiezu sind bestellt,
Und wan̄ er dann erlegt, daß er all viere streckt,
Dem Jäger der da mud, ein Pfeiffgen Tobac schmeckt.

Der Sommer.
L'Ete.

Le cerf en sa graise dans l'eté
fut pris par les chiens de force,
Et quand le chasseur l'a tüé
il se delasse par une pipe de Tabac.

Die vier Jahreszeiten der Hunde: Der Sommer.

Nach dem Stich von Johann Elias Ridinger.

vermieden, dreifarbige Zeichnung aber immer als Fehler betrachtet werden. Wolfsklauen sind nicht als Rassezeichen anzusehen und zu verwerfen (Abb. 34, 37).

* * *

Der langhaarige deutsche Vorstehhund.

Er war, als die kynologische Bewegung einsetzte, in einer guten Anzahl rassereiner Stämme vorhanden und hat sich seitdem in erfreulicher Weise vermehrt. Von seinen Rassezeichen führe ich nur diejenigen auf, in denen er sich von dem kurzhaarigen unterscheidet.

3. Behang und 4. Auge

stimmen überein.

5. Hals.

Etwas länger als beim glatthaarigen Vorstehhunde, im Nacken leicht gewölbt, nach unten sich allmählich zur vollen Breite der Brust erweiternd. (Kein Wammenansatz!)

6. Rücken.

Kurz (nicht breit), sonst übereinstimmend.

7. Brust und Bauch.

Brust schmäler wie beim kurzhaarigen Hunde, Rippenkorb tiefer hinabreichend und

Abb. 35. Pointer. Zeichnung von H. Sperling.

1. Allgemeine Erscheinung.

Meist über Mittelgröße, kräftige, etwas langgestreckte Bauart, Rumpf mehr seitlich zusammengedrückt, also weniger tonnenartig als beim kurzhaarigen Hunde. Muskeln der Schultern und Keulen weniger stark entwickelt und weniger vorspringend. Kopf und Hals meist aufrecht. Die Rute bis zur Mitte horizontal, dann mit schwacher Biegung schräg aufwärts gerichtet. Das lange Haar hängt wellenförmig zu beiden Seiten des Körpers herab. Gesichtsausdruck intelligent, munter und gutmütig; Gangart leicht und fast geräuschlos.

2. Kopf.

Langgestreckt, jedoch nicht schwerfällig; Oberkopf breit, leicht gewölbt, Hinterhauptbein und Genickansatz schärfer markiert als beim glatthaarigen Hunde u. s. w.

mehr seitlich zusammengedrückt, Bauch nach hinten gut aufgezogen.

8. Rute.

Mittellang, an der Wurzel stark, allmählich sich verjüngend, bis zur Mitte meist gerade, von da ab im stumpfen Winkel schräg aufwärts gerichtet. Mit guter Fahne.

9. Vorderläufe.

Schulter schräg gestellt, flacher in der Muskulatur und lockerer mit dem Rumpf verbunden, als bei dem glatthaarigen Hunde, im übrigen übereinstimmend.

10. Hinterläufe.

Keulen weniger stark entwickelt als beim kurzhaarigen Hunde, Unterschenkel im mäßigen Winkel zum Sprunggelenk, nicht nach innen oder außen verdreht.

11. Fuß.

Etwas gestreckter als beim glatthaarigen Hunde, sonst übereinstimmend.

12. Haar.

Lang, seidenweich und glänzend, sanft und flach gewellt (nicht gekräuselt!); im Gesicht kurz, dicht und weich; am Behang nach unten und hinten lang überhängend, so daß der Behang größer erscheint, als er in der That ist; an Kehle, Hals, Brust und Bauch eine zottig gewellte, überstehende Franse bildend, an der Hinterseite der Vorderläufe, vom Ellbogen bis zu den Füßen hinab, wie auch an der Hinterseite der Keulen bis zum Unterschenkel und an der Innenseite der Fußwurzel als gewellte Feder auftretend. Die Zwischenräume der Zehen dicht behaart. Unter der Rute bildet das langherabhängende Haar eine gute Fahne, welche erst kurz vor der Mitte der Rute ihre größte Länge erreicht und nach dem Ende zu allmählich sich verkürzt.

13. Farbe.

Meist einfarbig braun, mit hellen oder braunen Augen (selten schwarz). Dreifarbige Hunde sind bei der Beurteilung auf Rassereinheit auszuschließen.

Als fehlerhaft betrachtet man beim langhaarigen Vorstehhund: Durchgebogene oder aufgeworfene Nase, gekräuseltes oder wolliges Haar, zu kurz behaarten Behang, zu stark aufwärts gekrümmte und über den Rücken getragene Rute. Ferner Mangel der Fahne wie auch die nach der Rutenspitze zu am längsten behaarte Rute (sogenannte Fahnenrute). Auswärts gedrehte Vorderfüße mit weit gespreizten, glattaufliegenden Zehen, und kuhhessig oder einwärts gedrehte Sprunggelenke sind auch hier als Fehler und nicht als Eigenart der Rasse zu betrachten (Abb. 38).

* * *

Der stichelhaarige deutsche Vorstehhund.

Noch tobt gegenwärtig ein heftiger Streit um die Frage, ob der stichelhaarige Vorstehhund als selbständige deutsche Rasse anzusehen ist oder als identisch mit dem französischen Griffon zu betrachten wäre. Der Streit geht noch immer weiter, obwohl schon 1882 eine Sachverständigenkommission den Stichelhaarigen als eine selbständige deutsche Rasse anerkannt hat. Ich will nichts weiter dazu sagen, als: er verdient es in jeder Beziehung! Er ist ein äußerst tüchtiger, williger und ausdauernder Jagdgefährte, der den beiden anderen Rassen in keiner Beziehung nachsteht.

Man kann ihn getrost als eine Varietät des kurzhaarigen Vorstehhundes betrachten, mit dem er alle Points gemeinsam hat. Nur die charakteristische Behaarung bildet die Unterscheidung (Abb. 39). Das Haar des stichelhaarigen Hundes ist nur wenig gekrümmt, nicht auffällig zottig, fast glanzlos, im Gefühl härter und gröber. Es bildet unter dem Halse, der ganzen Unterseite des Körpers und an der Hinterseite der Läufe eine schwache, hervorragende Feder, dagegen erscheint die Vorderseite der Läufe immer glatt. Ebenso bildet das Haar an der Unterseite der Rute keine auffällige Bürste, Feder oder Fahne, sondern zeigt sich hier nur wenig verlängert und liegt locker der Rute an. Am Kopf sind Stirn und Behang nur kurz behaart, an der Schnauze verlängert sich das Haar zu einem mäßigen Bart und bildet über den Augen schopfige oder stachliche Brauen. Als fehlerhaft erklärt E. v. d. Bosch, dem ich bei der Wiedergabe der Rassezeichen vollständig gefolgt bin, jede abweichende, an Kreuzung mit anderen Rassen erinnernde Behaarung.

Vorstehende Angaben dürften genügen, dem Jäger, dem erprobten sowohl als dem angehenden, den erforderlichen Anhalt für die Beurteilung des Hundes zu geben. Dem gleichen Zweck dienen die beigefügten Bilder, denen zum Vergleich noch eine Abbildung des Setter (Abb. 36) und Pointer (Abb. 35) beigegeben ist. Eingehendere Anweisungen, wie sie der Züchter bedarf, würden aus dem Rahmen dieses Buches herausfallen.

* * *

Dressur und Führung des Hühnerhundes.

Statt mit theoretischen Erörterungen beginne ich mit einem kleinen, aus der Praxis geschöpften Beispiel. Noch recht jung erhielt ich in einem Frühjahr zwei Hunde,

Abb. 36. Englischer setter. Zeichnung von H. Sperling.

die nicht viel älter als ein Jahr waren, zur Ausbildung. Sie sollten bis zur Eröffnung der Hühnerjagd vollständig firm dressiert und womöglich gut auf Wild abgeführt sein. Nachdem das vorgeschriebene Pensum von beiden absolviert und von beiden völlig aufgenommen war, sollten sie in die Praxis eingeführt werden. Snapp, ein echter, langhaariger Hühnerhund, war ein harter, unbändiger Köter, der nur durch konsequente Energie und harte Strafen dahin gebracht werden konnte, den Apportierbock zu nehmen und tout beau (couche) zu machen. Cora, eine große, starke Hündin von zweifelhafter Rasse — ein englischer „Windschneider" soll ihr Vater gewesen sein, die Mutter eine flockhaarige Hündin — hatte dagegen die Theorie spielend erfaßt und folgte willig dem leisesten Wink. Mit ihr gedachte ich Ehre einzulegen. Auf Pfuhlschnepfen (s. Kapitel: Sumpf- und Wasserjagd) sollten die beiden Kandidaten zuerst abgeführt werden.

Früh am Morgen fuhren wir hinaus auf die Neuendorfer Wiesen, ein gewaltiges Terrain zu beiden Seiten des Lyckflusses, unweit der russischen Grenze, das stets mit Pfuhlschnepfen gut besetzt war. Snapp und Cora saßen bei mir vorn im Wagen. Hinten die Prüfungskommission: mein Vater mit Diana und Förster Lippert, ein tüchtiger Jäger, der damals einen ganz ausgezeichneten Stichelhaarigen führte. Am Ziel angelangt, spannte ich die Pferde aus und koppelte sie, die beiden Examinatoren luden die Flinten, und Diana, die sich so etwas erlauben konnte, ging einige Schritte in die Wiese hinein und — stand.

„Avant!" Die Pfuhlschnepfe stieg auf, mein Vater machte Dampf, die Hündin sprang zu und apportierte den Vogel.

Die Wirkung des Schusses war merkwürdig. Cora verschwand unter dem Deckleder des Vordersitzes, Snapp sprang mit mächtigem Satz vom Wagen und hätte sich an dem Riemen, mit dem er angebunden war, erhängt, wenn der Riemen nicht von dem heftigen Anprall gerissen wäre. Aufgeregt, mit glänzenden Lichtern, sauste Snapp in die Wiese hinein. Plötzlich stand er wie angewurzelt, die Rute streckte sich, der rechte Vorderlauf hob sich — so stand er da, ein Anblick, bei dem das Herz jedes Jägers höher schlägt. Ich ging langsam zu ihm hin und schoß die Schnepfe, die Snapp bei seinem ungestümen Einspringen beinahe gegriffen hätte. Vorschriftsmäßig apportierte Snapp den Vogel, ohne ihn zu drücken, und präsentierte ihn mir mit freudigem Wedeln.

Guter Snapp! In dem Augenblick that mir jeder Jagdhieb leid, den du beim theoretischen Unterricht bekommen hattest! Der weitere Verlauf entsprach dem Anfang. Snapp suchte wie rasend, stieß auch einmal eine Schnepfe aus, aber im großen und ganzen trat er als fertiger Hund in die Praxis. Cora dagegen war nicht zu gebrauchen. Sie fing Frösche, stand vor jedem Mauseloch, und nach einer energischen Tracht Prügel schlich sie betrübt hinter uns her, so daß mein Vater ihr den Vorschlag machte, er werde suchen, wenn sie schießen wollte.

Was nun folgte, gehört eigentlich nicht mehr zu dem Beispiel, aber zum Abschluß der Geschichte.

Beim Frühstück machte ich den Vorschlag, die Hunde zusammenzukoppeln. Was der eine zu viel habe, hätte die andere zu wenig. Der Vorschlag wurde ausgeführt. Die komischen Scenen, die sich nun entwickelten, lassen sich kaum schildern. Snapp wurde alle Augenblick über das Hemmnis wütend, und als der erste Graben kam, da erfolgte die Katastrophe: Snapp sprang zu früh, Cora zu spät, im nächsten Moment lagen beide im Graben. Unglückseligerweise war dabei die dünne Leine, die sie dicht verband, gerissen, und nun stürzte sich Snapp auf die Hündin und zerzauste sie so heftig, daß sie auskniff und zum Wagen zurückkehrte. Noch jetzt, da ich die alte Erinnerung auffrische, muß ich laut lachen.

Snapp wurde, nachdem er zur Abkühlung seines hitzigen Temperaments wochenlang einen Knüppel am Halsband getragen — ein Mittel, was ich heute nicht mehr empfehlen möchte — ein ganz vorzüglicher Gebrauchshund. Cora dagegen blieb trotz aller Mühe unbrauchbar: sie war nicht zum Suchen zu bewegen. Später wurde sie an einen Bauern verkauft, und dort kam bei ihr, als sie einen krank geschossenen Hasen gegriffen hatte, der Größenwahn zum Ausbruch; sie bildete sich ein, zum Windhund geboren zu sein . . . .

Die guten Lehren sind aus diesem Beispiel leicht zu entnehmen. Erstens war bei

Snapp, dem rasseechten Hunde, eine ganz ausgezeichnete natürliche Begabung vorhanden, die der Mischlingshündin völlig abging. Zweitens: Es war ein Fehler, dies nicht vor der Dressur zu konstatieren, was ich später nie verabsäumt habe. Man spart sich dadurch viel Zeit und Mühe. Damit bin ich mit einem Satz mitten drin in den Streitfragen über die beste Dressurmethode.

Ich muß offen gestehen, daß ich es nie verstanden habe, wenn Grünröcke, alte Praktiker, sich darüber stritten, ob jeder Hund bei Beginn der Dressur eine Tracht Prügel erhalten muß oder nicht? Ebenso bleibt es mir absolut unverständlich, wie man darüber streiten kann, ob nur mit Strenge oder mit Güte dressiert werden soll? Diejenigen, die darüber streiten, verraten, daß sie von den Grundsätzen der Pädagogik — die durchaus auch für die Erziehung junger Hunde gilt — keine Ahnung haben. Der erste und oberste Leitsatz der Erziehungskunst lautet nämlich: individualisieren! Das heißt, jeder Zögling muß nach seinen besonderen Anlagen und Fähigkeiten, nach seinem Temperament behandelt werden. Ein Lehrer, der alle Kinder seiner Schulklasse gleichmäßig über einen Kamm schert, der jede Verfehlung mit einer feststehenden Anzahl von Schlägen bestraft, der ist genau so viel wert, wie ein Dresseur, der sofort zu schlagen beginnt, wenn der Hund den Apportierbock fallen läßt.

Es läßt sich doch auf den ersten Blick erkennen, ob ein Hund widerborstig und hart ist, oder weich und folgsam. Je nachdem muß er behandelt werden. Es gibt Köter, die nicht nur anfangs jeden Gehorsam verweigern, sondern sich in bösartiger Weise zur Wehr setzen. Dafür die Peitsche, aber gründlich, wie man zu sagen pflegt: bis auf die neunte Haut! Andrerseits gibt es auch ganz weiche Hunde, auf die ein leichter Jagdhieb schon den tiefsten Eindruck macht. Bei diesen ist die Gefahr groß, daß man sie verschlägt, d. h. so in Furcht setzt, daß sie scheu werden und in ihrer Verwirrung nicht mehr begreifen, was man von ihnen verlangt. Hier können nur eine unendliche Geduld und reichliches Lob für Folgsamkeit helfen.

Ich setze natürlich die Bekanntschaft der Thatsache voraus, daß jeder Hund aus der Miene seines Herrn, aus dem Ton der

Abb. 37. Kurzhaariger, deutscher Vorstehhund. Zeichnung von H. Sperling.

Die Rassekennzeichen des kurzhaarigen deutschen Vorstehhundes.

1. Allgemeine Erscheinung.

Mittelgröße und darüber, kräftige, etwas langgestreckte und quadrierte (nicht seitlich zusammengedrückte) Bauart. Kopf und Rute in ruhigem Gange meistens schräg hoch, während der Suche mehr horizontal getragen. Physiognomie intelligent, in der Ruhe ernst, bei Anregung mit menschenfreundlichem Ausdruck.

2. Kopf.

Mittelgroß, nicht zu schwer, Oberkopf breit, leicht gewölbt, Hinterhauptbein nur schwach ausgebildet. Schnauze in gutem Verhältnis zum Oberkopf, Nasenrücken breit, vor den Augen nicht verschmälert, Absatz vor der Stirn allmählich ansteigend, nicht plötzlich ausgeschnitten. Im Profil erscheint die Schnauze vorn breit und abgestumpft, der Nasenrücken leicht gewölbt oder fast gerade (nicht durchgebogen), Lippen gut überfallend, im Mundwinkel starke Falte bildend.

3. Behang.

Mittellang, breit, unten stumpf abgerundet, hoch und gleich in voller Breite angesetzt, ohne jede Drehung glatt und dicht am Kopf herabhängend.

4. Auge.

Mittelgroß, klar, weder vorliegend noch tiefliegend, leicht oval. Augenlider ringsum gut schließend.

5. Hals.

Mittellang, kräftig, im Nacken leicht gebogen, nach unten sich allmählich zur vollen Brustweite ausdehnend. Kehlhaut locker, eine leichte Wamme bildend.

6. Rücken.

Breit, in den Nieren leicht gewölbt; Croupe kurz und mäßig schräg gestellt.

7. Brust und Bauch.

Brust breit, Rippenkorb lang, rundlich; Bauch nach hintenmäßig aufgezogen.

8. Rute.

Mittellang, gerade oder sehr schwach gekrümmt; an der Wurzel stark, allmählich sich verjüngend, ohne in eine dünne Spitze auszulaufen. Unten stärker und gröber behaart, ohne eine eigentliche Bürste zu bilden.

9. Vorderläufe.

Schultern schräg gestellt, muskulös; Ellenbogen weder ein- noch auswärts gedreht; Lauf gerade, kräftig; Fußwurzel breit, nicht durchgebogen oder seitlich verdreht.

10. Hinterläufe.

Keulen sehr muskulös; Unterschenkel gut behoset und in mäßigem Winkel zum Sprunggelenk, also weder zu steil noch windhundartig schräg gestellt. Fußwurzel fast gerade, nicht schräg unter sich gestellt. Von hinten gesehen zeigen die Hinterläufe sich gerade und im Sprunggelenk weder nach innen noch nach außen gedreht.

11. Fuß.

Rund, Zehen mäßig gewölbt (nicht glatt ausgestreckt) und dicht geschlossen. Nägel stark, gekrümmt, Ballen groß und derb.

12. Haar.

Derb und sehr dicht, am Behange kürzer und weicher, an der Unterseite der Rute und am Bauche gröber, jedoch nicht auffällig verlängert.

13. Farbe.

Weiß mit großen braunen Platten oder weiß mit braun oder rötlich graubraun gesprenkelt. Einfarbig braun, seltener schwarzgefleckt oder ganz schwarz; dreifarbig gefleckte Hunde sind zu verwerfen. Auge nußbraun, bei dunkelfarbigen Hunden heller gefärbt.

Als fehlerhaft betrachtet man beim kurzhaarigen Vorstehhunde: Zu plumpe, schwerfällige Bauart, übermäßig großen Kopf mit stark gefalteter Stirnhaut, konisch gebildeten Hinterkopf, allzulange, faltige oder zu fette Behänge, erweiterte Thränensäcke, die das Rot im vorderen Augenwinkel zeigen, starke, faltig herabhängende Kehlwamme, Senkrücken, krumme Vorderarme, auswärts gedrehte Ellenbogen und Füße, Plattfüße und weit gespreizte Zehen, sowie eine stark aufwärts gekrümmte oder mit auffälliger Bürste versehene Rute. In Bezug auf die Färbung sollte Schwarz möglichst

Der Sommer.
L'Été.

rmieden, dreifarbige Zeichnung aber immer s Fehler betrachtet werden. Wolfsklauen ıd nicht als Rassezeichen anzusehen und verwerfen (Abb. 34, 37).

* * *

Der langhaarige deutsche Vorstehhund.

Er war, als die kynologische Bewegung nsetzte, in einer guten Anzahl rassereiner tämme vorhanden und hat sich seitdem in freulicher Weise vermehrt. Von seinen assezeichen führe ich nur diejenigen if, in denen er sich von dem kurzhaarigen nterscheidet.

3. Behang und 4. Auge

stimmen überein.

5. Hals.

Etwas länger als beim glatthaarigen Vorstehhunde, im Nacken leicht gewölbt, nach unten sich allmählich zur vollen Breite der Brust erweiternd. (Kein Wammenansatz!)

6. Rücken.

Kurz (nicht breit), sonst übereinstimmend.

7. Brust und Bauch.

Brust schmäler wie beim kurzhaarigen Hunde, Rippenkorb tiefer hinabreichend und

Abb. 35. Pointer. Zeichnung von H. Sperling.

1. Allgemeine Erscheinung.

Meist über Mittelgröße, kräftige, etwas nggestreckte Bauart, Rumpf mehr seitlich usammengedrückt, also weniger tonnenartig ls beim kurzhaarigen Hunde. Muskeln der hultern und Keulen weniger stark ent- ickelt und weniger vorspringend. Kopf nd Hals meist aufrecht. Die Rute bis ur Mitte horizontal, dann mit schwacher Biegung schräg aufwärts gerichtet. Das ange Haar hängt wellenförmig zu beiden iten des Körpers herab. Gesichtsausdruck ntelligent, munter und gutmütig; Gangart eicht und fast geräuschlos.

2. Kopf.

Langgestreckt, jedoch nicht schwerfällig; Dl kopf breit, leicht gewölbt, Hinterhaupt- n und Genickansatz schärfer markiert als eim glatthaarigen Hunde u. s. w.

8. Rute.

Mittellang, an der Wurzel stark, allmählich sich verjüngend, bis zur Mitte meist gerade, von da ab im stumpfen Winkel schräg aufwärts gerichtet. Mit guter Fahne.

9. Vorderläufe.

Schulter schräg gestellt, flacher in der Muskulatur und lockerer mit dem Rumpf verbunden, als bei dem glatthaarigen Hunde, im übrigen übereinstimmend.

10. Hinterläufe.

Keulen weniger stark entwickelt als beim kurzhaarigen Hunde, Unterschenkel im mäßigen Winkel zum Sprunggelenk, nicht nach innen oder außen verdreht.

11. Fuß.

Etwas gestreckter als beim glatthaarigen Hunde, sonst übereinstimmend.

12. Haar.

Lang, seidenweich und glänzend, sanft und flach gewellt nicht gekräuselt!); im Gesicht kurz, dicht und weich; am Behang nach unten und hinten lang überhängend, so daß der Behang größer erscheint, als er in der That ist: an Kehle, Hals, Brust und Bauch eine zottig gewellte, überstehende Franse bildend, an der Hinterseite der Vorderläufe, vom Ellbogen bis zu den Füßen hinab, wie auch an der Hinterseite der Keulen bis zum Unterschenkel und an der Innenseite der Fußwurzel als gewellte Feder auftretend. Die Zwischenräume der Zehen dicht behaart. Unter der Rute bildet das langherabhängende Haar eine gute Fahne, welche erst kurz vor der Mitte der Rute ihre größte Länge erreicht und nach dem Ende zu allmählich sich verkürzt.

13. Farbe.

Meist einfarbig braun, mit hellen oder braunen Augen (selten schwarz). Dreifarbige Hunde sind bei der Beurteilung auf Massereinheit auszuschließen.

Als fehlerhaft betrachtet man beim langhaarigen Vorstehhund: Durchgebogene oder aufgeworfene Nase, gekräuseltes oder wolliges Haar, zu kurz behaarten Behang, zu stark aufwärts gekrümmte und über den Rücken getragene Rute. Ferner Mangel der Fahne wie auch die nach der Rutenspitze zu am längsten behaarte Rute (sogenannte Fahnenrute). Auswärts gedrehte Vorderfüße mit weit gespreizten, glattaufliegenden Zehen, und kuhhessig oder einwärts gedrehte Sprunggelenke sind auch hier als Fehler und nicht als Eigenart der Rasse zu betrachten (Abb. 38).

* * *

Der stichelhaarige deutsche Vorstehhund.

Noch tobt gegenwärtig ein heftiger Streit um die Frage, ob der stichelhaarige Vorstehhund als selbständige deutsche Rasse anzusehen ist oder als identisch mit dem französischen Griffon zu betrachten wäre. Der Streit geht noch immer weiter, obwohl schon 1882 eine Sachverständigenkommission den Stichelhaarigen als eine selbständige deutsche Rasse anerkannt hat. Ich will nichts weiter dazu sagen, als: er verdient es in jeder Beziehung! Er ist ein äußerst tüchtiger, williger und ausdauernder Jagdgefährte, der den beiden anderen Rassen in keiner Beziehung nachsteht.

Man kann ihn getrost als eine Varietät des kurzhaarigen Vorstehhundes betrachten, mit dem er alle Points gemeinsam hat. Nur die charakteristische Behaarung bildet die Unterscheidung (Abb. 39). Das Haar des stichelhaarigen Hundes ist nur wenig gekrümmt, nicht auffällig zottig, fast glanzlos, im Gefühl härter und gröber. Es bildet unter dem Halse, der ganzen Unterseite des Körpers und an der Hinterseite der Läufe eine schwache, hervorragende Feder, dagegen erscheint die Vorderseite der Läufe immer glatt. Ebenso bildet das Haar an der Unterseite der Rute keine auffällige Bürste, Feder oder Fahne, sondern zeigt sich hier nur wenig verlängert und liegt locker der Rute an. Am Kopf sind Stirn und Behang nur kurz behaart, an der Schnauze verlängert sich das Haar zu einem mäßigen Bart und bildet über den Augen schopfige oder stachliche Brauen. Als fehlerhaft erklärt E. v. d. Bosch, dem ich bei der Wiedergabe der Rassezeichen vollständig gefolgt bin, jede abweichende, an Kreuzung mit anderen Rassen erinnernde Behaarung.

Vorstehende Angaben dürften genügen, dem Jäger, dem erprobten sowohl als dem angehenden, den erforderlichen Anhalt für die Beurteilung des Hundes zu geben. Dem gleichen Zweck dienen die beigefügten Bilder, denen zum Vergleich noch eine Abbildung des Setter (Abb. 36) und Pointer (Abb. 35) beigegeben ist. Eingehendere Anweisungen, wie sie der Züchter bedarf, würden aus dem Rahmen dieses Buches herausfallen.

* * *

Dressur und Führung des Hühnerhundes.

Statt mit theoretischen Erörterungen beginne ich mit einem kleinen, aus der Praxis geschöpften Beispiel. Noch recht jung erhielt ich in einem Frühjahr zwei Hunde,

Abb. 38. Englischer Setter. Zeichnung von H. Sperling.

die nicht viel älter als ein Jahr waren, zur Ausbildung. Sie sollten bis zur Eröffnung der Hühnerjagd vollständig firm dressiert und womöglich gut auf Wild abgeführt sein. Nachdem das vorgeschriebene Pensum von beiden absolviert und von beiden völlig aufgenommen war, sollten sie in die Praxis eingeführt werden. Snapp, ein echter, langhaariger Hühnerhund, war ein harter, unbändiger Köter, der nur durch konsequente Energie und harte Strafen dahin gebracht werden konnte, den Apportierbock zu nehmen und tout beau (couche) zu machen. Cora, eine große, starke Hündin von zweifelhafter Rasse — ein englischer „Windschneider" soll ihr Vater gewesen sein, die Mutter eine flockhaarige Hündin — hatte dagegen die Theorie spielend erfaßt und folgte willig dem leisesten Wink. Mit ihr gedachte ich Ehre einzulegen. Auf Pfuhlschnepfen (s. Kapitel: Sumpf- und Wasserjagd) sollten die beiden Kandidaten zuerst abgeführt werden.

Früh am Morgen fuhren wir hinaus auf die Neuendorfer Wiesen, ein gewaltiges Terrain zu beiden Seiten des Lyckflusses, unweit der russischen Grenze, das stets mit Pfuhlschnepfen gut besetzt war. Snapp und Cora saßen bei mir vorn im Wagen. Hinten die Prüfungskommission: mein Vater mit Diana und Förster Lippert, ein tüchtiger Jäger, der damals einen ganz ausgezeichneten Stichelhaarigen führte. Am Ziel angelangt, spannte ich die Pferde aus und koppelte sie, die beiden Examinatoren luden die Flinten, und Diana, die sich so etwas erlauben konnte, ging einige Schritte in die Wiese hinein und — stand.

„Avant!" Die Pfuhlschnepfe stieg auf, mein Vater machte Dampf, die Hündin sprang zu und apportierte den Vogel.

Die Wirkung des Schusses war merkwürdig. Cora verschwand unter dem Deckleder des Vordersitzes, Snapp sprang mit mächtigem Satz vom Wagen und hätte sich an dem Riemen, mit dem er angebunden war, erhängt, wenn der Riemen nicht von dem heftigen Anprall gerissen wäre. Aufgeregt, mit glänzenden Lichtern, sauste Snapp in die Wiese hinein. Plötzlich stand er wie angewurzelt, die Rute streckte sich, der rechte Vorderlauf hob sich — so stand er da, ein Anblick, bei dem das Herz jedes Jägers höher schlägt. Ich ging langsam zu ihm hin und schoß die Schnepfe, die Snapp bei seinem ungestümen Einspringen beinahe gegriffen hätte. Vorschriftsmäßig apportierte Snapp den Vogel, ohne ihn zu drücken, und präsentierte ihn mir mit freudigem Wedeln.

Guter Snapp! In dem Augenblick that mir jeder Jagdhieb leid, den du beim theoretischen Unterricht bekommen hattest! Der weitere Verlauf entsprach dem Anfang. Snapp suchte wie rasend, stieß auch einmal eine Schnepfe aus, aber im großen und ganzen trat er als fertiger Hund in die Praxis. Cora dagegen war nicht zu gebrauchen. Sie fing Frösche, stand vor jedem Mauseloch, und nach einer energischen Tracht Prügel schlich sie betrübt hinter uns her, so daß mein Vater ihr den Vorschlag machte, er werde suchen, wenn sie schießen wollte.

Was nun folgte, gehört eigentlich nicht mehr zu dem Beispiel, aber zum Abschluß der Geschichte.

Beim Frühstück machte ich den Vorschlag, die Hunde zusammenzukoppeln. Was der eine zu viel habe, hätte die andere zu wenig. Der Vorschlag wurde ausgeführt. Die komischen Scenen, die sich nun entwickelten, lassen sich kaum schildern. Snapp wurde alle Augenblick über das Hemmnis wütend, und als der erste Graben kam, da erfolgte die Katastrophe: Snapp sprang zu früh, Cora zu spät, im nächsten Moment lagen beide im Graben. Unglückseligerweise war dabei die dünne Leine, die sie dicht verband, gerissen, und nun stürzte sich Snapp auf die Hündin und zerzauste sie so heftig, daß sie auskniff und zum Wagen zurückkehrte. Noch jetzt, da ich die alte Erinnerung auffrische, muß ich laut lachen.

Snapp wurde, nachdem er zur Abkühlung seines hitzigen Temperaments wochenlang einen Knüppel am Halsband getragen — ein Mittel, was ich heute nicht mehr empfehlen möchte — ein ganz vorzüglicher Gebrauchshund. Cora dagegen blieb trotz aller Mühe unbrauchbar: sie war nicht zum Suchen zu bewegen. Später wurde sie an einen Bauern verkauft, und dort kam bei ihr, als sie einen krank geschossenen Hasen gegriffen hatte, der Größenwahn zum Ausbruch; sie bildete sich ein, zum Windhund geboren zu sein . . . .

Die guten Lehren sind aus diesem Beispiel leicht zu entnehmen. Erstens war bei

Snapp, dem rasseechten Hunde, eine ganz ausgezeichnete natürliche Begabung vorhanden, die der Mischlingshündin völlig abging. Zweitens: Es war ein Fehler, dies nicht vor der Dressur zu konstatieren, was ich später nie verabsäumt habe. Man spart sich dadurch viel Zeit und Mühe. Damit bin ich mit einem Satz mitten drin in den Streitfragen über die beste Dressurmethode.

Ich muß offen gestehen, daß ich es nie verstanden habe, wenn Grünröcke, alte Praktiker, sich darüber stritten, ob jeder Hund bei Beginn der Dressur eine Tracht Prügel erhalten muß oder nicht? Ebenso bleibt es mir absolut unverständlich, wie man darüber streiten kann, ob nur mit Strenge oder mit Güte dressiert werden soll? Diejenigen, die darüber streiten, verraten, daß sie von den Grundsätzen der Pädagogik — die durchaus auch für die Erziehung junger Hunde gilt — keine Ahnung haben. Der erste und oberste Leitsatz der Erziehungskunst lautet nämlich: individualisieren! Das heißt, jeder Zögling muß nach seinen besonderen Anlagen und Fähigkeiten, nach seinem Temperament behandelt werden. Ein Lehrer, der alle Kinder seiner Schulklasse gleichmäßig über einen Kamm schert, der jede Verfehlung mit einer feststehenden Anzahl von Schlägen bestraft, der ist genau so viel wert, wie ein Dresseur, der sofort zu schlagen beginnt, wenn der Hund den Apportierbock fallen läßt.

Es läßt sich doch auf den ersten Blick erkennen, ob ein Hund widerborstig und hart ist, oder weich und folgsam. Je nachdem muß er behandelt werden. Es gibt Köter, die nicht nur anfangs jeden Gehorsam verweigern, sondern sich in bösartiger Weise zur Wehr setzen. Dafür die Peitsche, aber gründlich, wie man zu sagen pflegt: bis auf die neunte Haut! Andrerseits gibt es auch ganz weiche Hunde, auf die ein leichter Jagdhieb schon den tiefsten Eindruck macht. Bei diesen ist die Gefahr groß, daß man sie verschlägt, d. h. so in Furcht setzt, daß sie scheu werden und in ihrer Verwirrung nicht mehr begreifen, was man von ihnen verlangt. Hier können nur eine unendliche Geduld und reichliches Lob für Folgsamkeit helfen.

Ich setze natürlich die Bekanntschaft der Thatsache voraus, daß jeder Hund aus der Miene seines Herrn, aus dem Ton der

Abb. 37. Kurzhaariger, deutscher Vorstehhund. Zeichnung von H. Sperling.

Stimme genau herauslieſt, ob eine Aufforderung, ein Befehl ernſt gemeint iſt oder nicht, ob der Herr wirklich zürnt, oder ſich nur ſo anſtellt. Das will wohl beachtet ſein, und man darf ſich nicht wundern, wenn der Zögling manchmal, anſtatt zu gehorchen, den Herrn freundlich anſchaut und mit der Rute wedelt.

Und nun gleich mitten hinein in einen anderen Hauptpunkt. Wie ſoll die Dreſſur vorgenommen werden, ich meine die Parforcedreſſur? Zur Beantwortung dieſer Frage muß ich etwas weiter ausholen. Die Verhältniſſe bringen es leider mit ſich, daß nicht jeder Hund unter der Obhut und in ſteter Geſellſchaft ſeines Herrn, der ihn ſpäter zur Jagd gebrauchen will, aufwachſen kann. Ja, viele kommen direkt aus dem Zwinger — alſo ganz roh und kaum an die Geſellſchaft des Menſchen gewöhnt — in die Dreſſur. Oder ſie wachſen in einer Umgebung auf, die in ihnen keine Ahnung ihres eigentlichen Berufes entſtehen läßt, werden von Dienſtboten als eine Plage angeſehen und demgemäß behandelt. Später werden ſie einem Jäger anvertraut, der ſich für Geld und gute Worte mit der Dreſſur von Hunden beſchäftigt. Sie lernen, wenn ſie in gute Hände kommen, alles, beſtehen die praktiſche Probe unter der Führung ihres Herrn ſehr gut und — ſind nach einigen Monaten mit allen Fehlern behaftet, die ein guter Hühnerhund nicht haben darf.

Damit habe ich zwei der allerwichtigſten Fragen der ganzen Dreſſur angeſchnitten. Ich finde es ganz erklärlich, wenn ſolche Hunde trotz guter Dreſſur ſchlecht werden. Denn erſtens iſt das, was ihnen in wenigen Wochen mühſam eingepaukt wurde, nicht in Fleiſch und Blut übergegangen, ſo daß der Inſtinkt, der den Hund z. B. zum Nachprellen hinter den Haſen verleitet, leicht die Oberhand gewinnt. Und zweitens ſind die Beſitzer, die ſie nicht erzogen und dreſſiert haben, recht oft gar nicht im ſtande, den Hund ſachgemäß zu führen. Ihre ganze Kunſt beſteht im Strafen.

Das muß 'raus, das muß geſagt werden, denn es begründet die dringliche Forderung, daß jeder, der die Jagd mit einem Hühnerhunde ausüben will, ſich ſelbſt vorher dazu erzieht und vor allem lernt, wie man mit einem Hunde umgeht. Aber leider iſt die Meinung verbreitet, daß man ſich nur eine Jagd zu pachten, Flinte und Hund anzuſchaffen braucht, um ein Jäger zu ſein. Wieviele ſolcher „Jäger" ſind mir ſchon durch die Finger gelaufen! Und wie oft, oder vielmehr, wie ſelten ſind ſolche Leute zu der Einſicht gekommen, daß die Schuld an den Untugenden ihres Hundes bei ihnen zu ſuchen ſei!

Für die Dreſſur des Hundes aber folgt daraus der Grundſatz, daß jeder Jäger, der dazu im ſtande iſt, ſeinen Hund ſich ſelbſt von klein auf erzieht. Und mit Altmeiſter Diezel erhebe ich die Forderung ohne jegliches Wenn und Aber, daß man den jungen Hund nicht wild, ſich ſelbſt überlaſſen, umherlaufen läßt, bis man ihn in die Dreſſur oder gar an die Kette legt, ſondern daß man ihn bei ſich führt, ihn durch ſteten Umgang an ſich gewöhnt. Damit will ich nicht etwa in die Kerbe derjenigen hauen, die da meinen, man könne die meiſten Hunde ſpielend erziehen, ohne mit ihnen einen regelrechten ernſten Kurſus vorzunehmen. O nein, das halte ich vielmehr für einen großen Fehler, obwohl ich zugeſtehen muß, daß ich Hunde kenne, die wirklich im Spielen erzogen und ganz vorzüglich geworden. Das waren aber Fälle, in denen beim Hunde eine außergewöhnliche Begabung vorlag, die ganz ſyſtematiſch, wenn auch ohne ernſthaften Kurſus ausgebildet wurde.

Aber von Ausnahmefällen darf man eben nicht allgemeine Schlüſſe ziehen. Nur eins kann man daraus entnehmen, wie wichtig es iſt, den jungen Hund ſchon frühzeitig an die Hand zu gewöhnen. Ich behaupte — und will den Widerſpruch dagegen ruhig hinnehmen —, daß ein Hund, der im Zwinger oder an der Kette aufgewachſen iſt, niemals den Grad abſoluten Gehorſams erreichen wird, wie ein Hund, der alles aus Freudigkeit, aus Liebe zu ſeinem Herrn thut, der ihn erzogen und von klein auf gefüttert hat. Dieſen Gedanken variiere ich nun ſchon zum drittenmal, weil ich dem hohen Ziel hinſtrebe, daß jeder gerechte Jäger in ſeinem Hunde den treuen Gefährten erblicken ſoll und nicht einen Mietling, dem er innerlich kalt und fremd gegenüberſteht. Diejenigen, die nicht in der Lage ſind, ihren Hund ſelbſt zu erziehen, mögen daraus die Mahnung entnehmen,

daß ihr Bestreben darauf gerichtet sein muß, zu dem neu erworbenen Hunde sobald als möglich in ein freundschaftliches Verhältnis zu treten, sein Vertrauen und seine Zuneigung zu erwerben. Am allermeisten ist das notwendig bei denjenigen Jägern, die in einer großen Stadt wohnen und ihren Hund nur im Herbst zur Hühnerjagd aufs Feld bringen können.

Doch nun zur Dressur selbst. Sie hat stets damit zu beginnen, daß der junge Hund so früh wie irgend möglich dazu gebracht wird, neben seinem Herrn und zwar an der linken Seite ruhig zu gehen. Nicht hinter dem Herrn, sondern so zur Seite, daß man ihn mit einem Blick beobachten kann. Springt er vor, so wird er durch den Ruf: „bei Fuß!“ zurückgehalten. Ob es nötig ist, eine Leine als Hilfsmittel anzuwenden, ersieht man bald aus dem Benehmen des Hundes. Sehr oft genügt es, kleine Abweichungen vom Gehorsam durch Anleinen zu bestrafen. Überhaupt möchte ich jedem Jäger raten, wenn er nicht einen besonderen Zweck verfolgt, den Hund stets bei Fuß zu führen, ihm das Vorgehen zum Suchen nur auf speziellen Befehl zu gestatten und ihn auf der Suche bei jeder passenden Gelegenheit für einige Minuten an sich zu nehmen. Auf jeden Fall ist es ein Fehler, wenn man den Hund umherschweifen läßt, wo nichts zu suchen ist, z. B. auf dem Nachhausewege.

Jeder Hund muß leinenführig gemacht werden. Er muß es als selbstverständlich betrachten, zurückgerufen und an die Leine gelegt zu werden. Er muß sogar lernen, an der Leine zu suchen. Bei diesem Vorbereitungsdienst ist große Geduld erforderlich. Nicht alle, aber viele Hunde wollen sich dem Zwange der Leine nicht beugen. Sie gehen rückwärts, legen sich nieder oder springen mit scharfem Ruck vor, um sich zu befreien. Dies Stadium muß unter allen Umständen überwunden werden, selbst durch vernünftige Anwendung der Peitsche. Denn damit wird der Grund gelegt für den Appell, für den bedingungslosen Gehorsam! Der Hund muß überzeugt werden, daß er sich in der Gewalt des Herrn befindet, er muß lernen, was das ermunternde Wort zum Vorwärtsgehen bedeutet, er muß lernen, auf das warnende „Pfui!“, auf das befehlende „Zurück!“ achten, dem stets ein scharfer Pfiff voranzugehen hat. Und nie versäume man in diesem Anfangsstadium das Lob für Gehorsam zu spenden: „So schön, mein guter Hektor!“ Ganz allmählich versuche man, ob das Gehorchen an der Leine sich auch bei freier Begleitung zeigt und seile den Hund sofort wieder

Abb. 38. Langhaariger deutscher Vorstehhund (dunkelbraun). Zeichnung von H. Sperling.

an, wenn sich Ungehorsam zu regen beginnt.

Ist dies Stadium überwunden, dann beginne man, die Befolgung der beiden Befehle „Setz' dich!" und „Couche" (oder „tout beau") beizubringen. Das erstere wird sehr leicht begriffen und befolgt. Man drückt den Hund am Halsband rückwärts und hilft, falls nötig, mit einem sanften Druck auf den Rücken nach. Schwieriger ist das Beibringen des Couché. Dazu drückt man den Kopf des Hundes hinab, bis er auf den Vorderläufen ruht und das Hinterteil folgt. Ich empfehle dabei, irgend einen Gegenstand, zwei, drei Schritt vor dem Hund niederzulegen; sehr gut ist ein geschossener Vogel, aber auch ein Handschuh, die Mütze oder dergleichen genügen. Diese Maßregel hat den Zweck, dem Hunde gewissermaßen den Zweck des Couché zu erklären. Er wird bald begreifen, daß er sich niederthun muß, weil sich irgend etwas vor ihm befindet. Und noch eins: man verbinde stets mit dem Befehl „couche" eine energische Abwärtsbewegung der Hand. Das hat den Zweck, daß der Hund später auch ohne den Zuruf, nur auf das Handzeichen hin, tout beau macht, was in manchen Lagen von großem Vorteil ist.

Nun ist der Hund soweit, daß er folgende Eigenschaften besitzt: er geht ruhig, Schritt für Schritt links neben seinem Herrn, setzt sich auf Befehl, macht couche, geht an der Leine vorwärts, kehrt um und nimmt seinen Platz bei Fuß wieder ein. Jetzt ist es Zeit, den Zögling mit Wild bekannt zu machen. Nicht früher, aber auch nicht später. Vermittelt man die Bekanntschaft zu früh, dann erschwert man sich, wenn der Hund passioniert zu werden verspricht und Temperament zeigt, die erste Ausbildung ganz gewaltig. Unterläßt man es und beginnt ohne diese Prüfung die Parforcedressur oder Stubendressur, wie sie besser genannt wird, dann weiß man nicht, ob man nicht, wie es mir einmal passiert ist, seine Mühe an einen Köter verschwendet, dem die Grundbedingung, der natürliche Jagdinstinkt abgeht, was gar nicht so selten, selbst bei guter Abstammung, vorkommt.

Also man macht den Hund mit dem Wild bekannt. Unter Zuhilfenahme eines guten, feststehenden alten Hundes sucht man sich ein Gelege Hühner auf und bringt den jungen Hund dazu. Aus seinem Benehmen wird man sofort ersehen, was man von ihm zu erwarten hat. Verspricht er gut zu werden, dann zeigt er deutlich, daß er die Witterung aufnimmt. Wird er unruhig, aufgeregt, so muß er sofort couche machen, und nie zögere man mit einem energischen Jagdhieb, wenn er Miene macht einzuspringen. Ich muß allerdings gestehen, daß nach meinen Beobachtungen gut veranlagte Hunde beim ersten Aufstoßen auf Wild gleich zu stehen pflegen, als wären sie angewurzelt. Ich erinnere mich da namentlich eines Hundes, der so folgsam war, daß ich nie die Leine anzuwenden brauchte. Boy, so hieß er, war sozusagen mein Schatten. Im Zimmer lag er stets unter meinem Stuhl und wechselte ich den Platz, so stand er sofort auf und folgte mir. Alles, was er lernte, flog ihm wie von selbst an. Und die Ursache? Das war der freudige Gehorsam, mit dem er jeden meiner Winke befolgte.

Ich sehe ihn noch wie heute, den kleinen dunkelbraunen Köter, wie er auf einem Gang über die Schonung neben mir unruhig wurde und Lust bezeigte, seitwärts vorzugehen. Ich ließ ihn gewähren. Eifrig, aber nicht zu ungestüm ging er vorwärts in den Wind; nach fünfzig Schritt stand er bombenfest. Vor ihm im dichten Grase saß ein alter Rammler. Nun schnell die Leine vorgesucht. Aber ehe ich dazu kam, stand Meister Lampe auf und ergriff sein Panier. Ich rief schnell: „tout beau!" Aber es war überflüssig. Boy stand noch immer und rückte nicht von der Stelle. Lange kostete ich das Vergnügen aus. Dann ließ ich ihn couche machen und vorschriftsmäßig bis an das warme Lager avancieren, von dem er mit großem Interesse Notiz nahm.

Streitig ist die Frage, ob man jetzt schon, wenn der Hund zum erstenmal an Wild kommt, schießen darf. Ich halte es nicht für nötig, schon um deswillen, weil man leicht den jungen Hund schußscheu machen kann. Mein Vater, dem in seiner langjährigen Praxis sehr viel Hunde durch die Hände gegangen sind, war entschieden dagegen. Er meinte, der Hund, der zum erstenmal im Ernst vor Wild steht, müßte es auf jeden Fall erlegen sehen und Gelegenheit erhalten, zu apportieren. Den

Die vier Jahreszeiten der Hunde: Der Herbst.

Nach dem Stich von Johann Elias Ridinger.

Schuß, bei dem das Wild nicht fällt, versteht der junge Hund nicht, und er kommt immer noch früh genug zu der Einsicht, daß schießen und treffen zweierlei ist. Ja, mein Vater wandte sogar stets Vorsichtsmaßregeln an, um den jungen Hund an den Knall des Schusses zu gewöhnen. Er ließ einen Zweiten erst auf hundert Schritt Entfernung einen Schuß lösen, dann auf sechzig Schritt und zuletzt noch näher. Fast regelmäßig nahm er dann junge Hunde, die sich bei dieser Probe verständig benommen hatten, auf den Scheibenstand mit, wo sie allerdings im Laufe des Nachmittags genug Schüsse krachen hörten. Zweimal hat er auch, soviel ich mich erinnere, das Scheibenschießen als Heilmittel bei schußscheuen Hunden angewandt. Der Forstlehrling mußte sich mit dem Hund etwa hundert Schritt vom Stand hinsetzen und ihm gut zureden. Nach einer Stunde etwa ging mein Vater hin, belobte ihn, und führte ihn fünfzig Schritt näher heran, so daß er auch das Feuer und den Rauch zu sehen bekam. Nach acht Tagen, am nächsten Sonntag, wurde die Lektion wiederholt, und in beiden Fällen saß die Bangbüchse abends ganz ruhig am Wagen, dicht neben den Schützen. Ob das Mittel stets und immer helfen wird, wage ich nicht zu entscheiden. Es soll nämlich thatsächlich Köter geben, denen auf keine Weise die Angst vor dem Knall des Schusses abzugewöhnen ist.

Und nun zur

Stubendressur.

Dazu gebraucht man eine kurze, lederne Peitsche, einen Apportierbock, der aus zwei Holzkreuzen besteht, die von einem sechs Zoll langen, daumendicken Stock verbunden werden. Die Holzkreuze dürfen nur so groß sein, daß der Stock etwa zwei bis drei Zoll über dem Fußboden liegt. Ferner ein Korallenhalsband, die Spitzen an den Kugeln dürfen aber nicht zu lang und zu spitz sein. Hat man einen bösen, harten Hund zu dressieren, dann thut man gut, auf dem Fußboden einen Ring anzubringen und die Leine hindurchzuziehen, damit man ihn bei offener Widersetzlichkeit mit Zwang heranziehen und ohne Gefahr züchtigen kann.

Der Unterricht beginnt nochmals mit „Setz dich“ und „couche!“ Dann geht man zum Avancieren über, wobei man sich eines Stückes Brot oder Fleisch als Lockmittel bedienen darf. Man steht dabei vor dem Hund und lockt ihn hinter sich her, drückt ihn aber jedesmal, sowie er Miene macht aufzustehen, nieder, so daß er sich nur kriechend vorwärts bewegen darf. Sitzt diese Lektion fest, dann tritt man erst seitwärts und schließlich hinter den Hund. Ich kenne allerdings Jäger, die dies kriechende Avancieren verwerfen, möchte es aber doch im Unterricht nicht missen, weil es gerade ein Punkt ist, der dem Hunde beibringt, seinen Willen dem des Herrn unterzuordnen.

Hierbei kann gleich die Frage erledigt worden, wie lange und wie oft der Hund seine Lektion erhalten soll? Ich befürworte: zwei halbe Stunden am Tage, einmal vormittags, einmal nachmittags. Manche Dresseure verordnen dem Hunde eine Vorbereitungszeit von etwa 14 Tagen, in denen er einsam liegen muß und von niemand anders gefüttert wird, als von seinem Herrn. Das ist nur bei Hunden erforderlich, die man nicht von Jugend auf an sich gewöhnt hat. Schwieriger ist die Frage zu entscheiden, ob man den Hund in der ganzen Zeit der Dressur in Einzelhaft halten soll? Der Zweck soll sein, daß der Zögling während dieser Zeit durch nichts anderes abgelenkt wird. Ich habe von meinem Vater die Praxis übernommen, den Hund nach der Lektion zwei Stunden festzulegen, aber sonst frei umhergehen zu lassen, und ich habe nie gefunden, daß dadurch der Unterricht erschwert wurde.

Nach dem Avancieren folgt das Apportieren. Auch hierbei gehen die Meinungen auseinander. Manche Jäger verwerfen es durchaus, daß dem Hunde spielend das Apportieren beigebracht wird. Ich sehe nicht ein, weshalb man seine natürliche Begabung dafür unbenutzt lassen oder gar zurückdrängen soll. Allerdings muß man den jungen Hund davor bewahren, daß nicht Kinder oder fremde Personen sich damit beschäftigen, ihn allerlei apportieren zu lassen. Dabei wird er leicht ermüdet, läßt den Gegenstand fallen und gewöhnt sich Untugenden an. Wenn man selbst aber drei-, viermal am Tage den jungen Hund, der dazu Neigung zeigt, etwas apportieren und beim Bringen sich setzen läßt, kurzum ihn richtig behandelt, so erleichtert man sich die eigentliche Dressur ganz bedeutend.

Der Gang des Unterrichts bei der Dressur ist folgender: Man gibt unter dem Zuruf „Faß apporte!“ dem Zögling den Holzbock in den Fang und läßt ihn denselben eine kleine Weile halten. Noch ehe er Miene macht, ihn auszuwerfen, ruft man ihm zu: „Aus!“ und nimmt ihm den Bock ab. Aber nie vergessen, den Hund sich setzen zu lassen, sowie er den Bock in den Fang nimmt! Später, nachdem er auf den Zuruf „Faß apporte!“ den Bock von selbst nimmt, führt man ihn vorwärts, bis er ohne Widerstreben den Apparat neben dem Herrn trägt. Jetzt legt man den Bock vor ihn hin, ermuntert ihn zum Zufassen, beugt ihm, falls nötig, den Kopf hinab und schiebt ihm das Holz in den Fang, bis er auch dieses Aufnehmen freiwillig thut. Aber Geduld, lieber Freund, und noch zehnmal Geduld! Und nur im äußersten Notfall einen kleinen Jagdhieb. Nie darf man den Bock abnehmen, ehe der Hund sich auf die Keulen gesetzt hat.

Dann geht man weiter, wirft den Bock einige Schritte weit vor und läßt ihn apportieren. Mancher Hund wird wohl zuspringen und zufassen, aber nicht wiederkehren wollen. Dazu nötigt man ihn mit Hilfe der Leine, wobei man ihn lobt, auch wenn das Näherkommen nur unter diesem Zwang erfolgt. Mit Lob kann und muß man freigebig sein. Dafür ist jeder Hund sehr empfänglich. Mit thatsächlicher Belohnung in Gestalt eines Stückes Brot oder Fleisch gehe man aber sehr sparsam um, damit sich in dem Hund nicht die Meinung festsetze, er müsse für alles, was er dem Herrn zu Dank macht, sofort einen guten Happen erhalten.

Ist der Zögling soweit, daß er ganz sicher den Holzbock apportiert, dann nimmt man andere Dinge zum Apportieren: ein gewöhnliches Stück Holz, einen Handschuh, einen frisch geschossenen Vogel. Nun ist eine Vorschrift nachzuholen: man hat gleich von Anfang an darauf zu sehen, daß der Hund den Holzbock nicht kaut. Das ist eine üble Eigenschaft, die alsbald zu der Gewohnheit ausartet, alles zu knutschen und zu drücken. Daß dies nicht geschieht, wenn der Vogel zum erstenmal apportiert wird, darauf ist sehr zu achten. Es gibt nichts Widerlicheres, als wenn der Hund das Wild namentlich Federwild beim Apportieren drückt, abgesehen davon, daß schon mancher auf diese Weise zum Anschneiden des Wildes gelangt ist.

Das Apportieren schweren Wildes, z. B. eines Hasen will besonders gelernt sein. Zur Vorbereitung bedient man sich eines runden Stückes Holz von drei, vier Zoll Dicke und zwölf bis vierzehn Zoll Länge. Genau in der Mitte — etwa in der Länge von drei Zoll — reduziert man die Dicke des Klotzes auf zwei Zoll Durchmesser, damit der Hund das Stück gut fassen kann, das man ihm einige Male an der richtigen Stelle in den Fang gibt. Er lernt auf diese Weise es gut fassen und im Gleichgewicht tragen. Hat er dies begriffen, so sucht man sich zur nächsten Lektion ein frischgeschossenes Kaninchen zu besorgen. Der Zweck ist so wichtig, daß man im Notfall es nicht verschmähen darf, ein graues zahmes Kaninchen von etwa vier bis fünf Pfund sich zu besorgen. Aber: es muß auch durch einen Schuß getötet sein, damit der Hund unter allen Umständen den Schweiß kennen lernt.

Auf diesen Punkt möchte ich ganz besonders, ja das entscheidende Gewicht legen. Der Zögling lernt bereits im theoretischen Unterricht einen der wichtigsten Punkte seiner späteren Praxis kennen. Und je sorgsamer man ihn hierbei durcharbeitet, keinen Fehler, wie Herumschleppen und Drücken des Hasen (Kaninchen) duldet, desto leichteres Spiel hat man später mit ihm in der Praxis. Ja ich stehe nicht an zu erklären, daß die meisten Hunde, die auf diesem Wege durchgearbeitet sind, hasenrein werden!!

Freilich muß dazu noch eine andere Lektion kommen: Das Abrufen oder Ablegen. Es hat nicht nur den theoretischen Wert, den jungen Hund im Gehorsam zu stärken, sondern ist auch für die Praxis nicht zu entbehren. Ich will nur an die Suche auf Hühner erinnern. Wie oft kommt es vor, daß man dabei einen Junghasen in der Ackerfurche sitzen sieht. Ihn von einem jungen Hunde herausstoßen zu lassen, wäre geradezu widersinnig, denn man schafft dem Hunde dadurch die Versuchung. Nein, sowie man weiß, daß der Hund den Hasen anzieht oder ihn bereits steht, dann ruft man ihn sofort ab und führt ihn entweder in einem Bogen um den Krummen herum, oder man behält ihn bei Fuß und läßt den Meister Lampe herausstoßen.

Der Gang des Unterrichts bei dieser Lektion ist folgender: Man läßt den Hund auf den Apportierbock, den man ihm mit einem kräftigen „Avant!“ hingeworfen hat, avancieren. Ehe er so nahe daran ist, daß er zugreifen kann, erfolgt ein Pfiff und das Kommando „Zurück!“, das gleichzeitig durch einen Zug an der Leine verstärkt wird. Ist der Hund gut durchgearbeitet, dann wird er bald verstehen, daß er in diesem Fall nicht apportieren darf. Man thut gut daran, bei dem Wurf den Zuruf „Apporte!“ zu vermeiden, damit der Hund nicht dadurch irregeführt wird. Das entspricht auch durchaus der Praxis, denn wenn man den Hund von einem Hasen, vor dem er zu stehen sich anschickt, abruft, hat man doch nicht vorher „Apporte!“ gerufen.

Hier sei eine Bemerkung eingeschaltet, die eigentlich schon früher gethan werden mußte: es ist unerläßlich, daß man in jeder Unterrichtsstunde von Anfang beginnt und nicht eher weiter geht, bis alle Manöver tadellos ausgeführt sind, denn: repetitio est mater studiorum!

Und nun weiter: Das Zurückrufen muß auch an einem Kaninchen, noch besser an einem frischgeschossenen Hasen geübt werden. Ja, ich empfehle, diese Lektion auf einem einsamen Stück Feld — kann dicht hinter der Scheune gelegen sein — vorzunehmen. Den Hasen bringt man vorher hin und gibt ihm eine möglichst natürliche Stellung, als wenn er im Lager säße. Wem das zu umständlich erscheinen sollte, dem erwidere ich, daß der kleine Mehraufwand an Mühe sich später tausendfach bezahlt macht. Die ewigen Klagen, daß der Hund nicht hasenrein ist, würden bei Befolgung dieser Vorschrift bald aufhören. Und ich hoffe es noch zu erleben, daß der eine oder andere Jäger, der diese Vorschrift befolgt, meiner dankbar gedenkt.

Jetzt zu der Frage, wie das Apportieren von Raubzeug dem Hunde beizubringen ist.

Abb. 39. Stichelhaariger deutscher Vorstehhund. Zeichnung von H. Sperling.

Gar nicht!

Das heißt: nicht während der Stubendressur.

Davor möchte ich nämlich recht ernstlich warnen. Ich weiß, ich habe eine große Zahl von Gegnern, die sich darauf berufen können, daß sie mit vollem Erfolg ihre Zöglinge dahin bringen, jedes Stück Raubzeug zu apportieren. Das will ich zugeben. Aber mit welcher Mühe! Und wie oft gefährdet man den ganzen Erfolg der Dressur! Es ist nämlich Sitte, par force den Hund zum Apportieren von Raubzeug zu zwingen, das nach dem Erlegen tagelang zu Unterrichtszwecken gebraucht wird. Man stelle sich nur vor, wie widerwärtig dem Hunde die

Entfernung eines solchen Tieres sein muß. Man quält den Zögling damit, man thut seinem Instinkt geradezu Zwang an und zwar unter Umständen, die in der Praxis höchst selten vorkommen. Ich wenigstens halte es für weit wichtiger, daß der Hund ein frischgeschossenes Stück Raubwild freudig apportiert, als daß er einmal auch einen Fuchs, den er eingegangen findet, heranbringt.

Ich befinde mich bei diesem Urteil in der Gesellschaft anerkannter Autoritäten, wie Diezel u. a. Auch die Erfahrung gibt mir Recht. Mir ist es selbst vorgekommen, daß ein junger Hund, Tory hieß er und war ein starker flockhaariger Deutscher, auf keine Weise zu bewegen war, einen Fuchs, den ich ihm vorwarf, aufzunehmen. Sein Benehmen war, obwohl er sonst sehr folgsam war, bei diesem Anlaß so widerborstig, daß ich, nachdem eine energische Züchtigung nichts gefruchtet hatte, darauf verzichtete, ihn weiter zu quälen. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß das Apportieren von Raubwild eine Kunst ist, auf die man bei sonstigen guten Eigenschaften zur Not verzichten kann. Kurz nach der Dressur begann die Hühnerjagd, bei der sich Tory ganz vorzüglich bewährte.

Es war gegen Mittag, ich wollte Schluß machen und nur noch ein Stück Kartoffelfeld von etwa zwei Morgen Größe durchsuchen. Es stieß unmittelbar an eine Waldparzelle, so daß ich, obwohl der Wind dadurch etwas ungünstig wurde, von der Waldseite zu suchen begann. Nach wenigen Augenblicken markierte Tory vor einem ganz außerordentlich hohen Plätzchen Kartoffelkraut etwas, aber ich wußte nicht, was. Vor Hühnern wurde er ganz klein, bis er zuletzt geradezu vorlag. Vor einem Hasen stand er hoch ..... Es war auch kein richtiges Stehen, eher konnte man es als ein verwundertes Stehenbleiben bezeichnen. Ich riet zunächst auf eine verwilderte Katze, sah aber im nächsten Augenblick Meister Reinecke in der Furche davonschleichen. Auf dreißig Schritt Entfernung machte ich Dampf.

„Faß apporte!"

Ohne Besinnen griff Tory zu und brachte den Fuchs mit kunstgerechtem Griff über die Mitte des Leibes. Also er apportierte doch Raubzeug! Und er hat auch späterhin alles genommen. Die Lösung des Rätsels ist die: hier kamen seine Passion und sein Instinkt zur Geltung. Die Begegnung mit dem Fuchs hatte ihn erregt, er sah ihn fallen, und gegenüber dem frischen Schweiß kam der Widerwille, wenn ein solcher überhaupt vorhanden war, nicht zur Geltung.

Im Einklang mit dieser Beobachtung steht es, wenn Diezel empfiehlt, den jungen Hund, wenn irgend möglich, auf junge Füchse, Katzen ꝛc. scharf zu machen, indem man ihn sie abwürgen und dann apportieren läßt.

Zum Schluß kommt das „Such, verloren!" Es wird von manchen als überflüssig bezeichnet, aber mit Unrecht! Weshalb soll man die kleine Mühe scheuen, dem Hund diese leichte Kunst beizubringen? Daß sie manchmal von Nutzen ist, hat mich ein Vorkommnis gelehrt, worüber wir Jagdgenossen damals viel gelacht haben. Auf der Hühnerjagd war's. Ein Forstreferendar — er ist heute längst Forstmeister und ein hirschgerechter Waidmann — verlor mitsamt der Schlinge ein Huhn. Diana bemerkte es, nahm das Huhn auf und brachte es mir. Ich hing es an. Eine Viertelstunde später fiel das zweite, das dritte und vierte, ohne daß wir es bemerkten. Der Sattler, bei dem die Jagdtasche gekauft war, hatte, wie man zu sagen pflegt, mit einer heißen Nadel genäht, denn die Schlingen waren nur mit einem Stich angeheftet und lösten sich nach wenigen Schritten mitsamt dem Huhn ab. Bei der ersten Ruhepause wurde der Schaden bemerkt.

„Diana, such, verloren!"

Zum Glück hatten wir noch keinen weiten Weg zurückgelegt, so daß die Hündin in einer Viertelstunde die verlorenen Hühner herbeischaffen konnte.

Man kann das Verlorensuchen dem Hunde erst nach der eigentlichen Stubendressur beibringen. Zu diesem Zweck macht man mit ihm einen Ausgang, läßt unbemerkt einen Handschuh fallen, führt ihn nach wenigen Schritten zurück und läßt den Gegenstand apportieren. Ganz systematisch vergrößert man die Distanz, nachdem der Zögling begriffen hat, was man von ihm verlangt und allein den Weg zurückmacht.

Ich kann dies Kapitel nicht abschließen, ohne noch einige Bemerkungen allgemeiner Natur anzufügen. Zunächst möchte ich nochmals dem Lehrer Geduld beim Dressieren

pfehlen. Er hat es mit Tier zu thun, das bald ist, was man von ihm ngt. Eigentlich dumme e findet man sehr wenig. man zu überwinden hat, luſt, Trotz und Zerſtreut- Das erſte Hindernis iſt durch Strafen zu über- n, ſondern durch häu- geſchickt angebrachtes So komiſch es dem klingen mag: in dem e gilt es den Ehrgeiz zu n. Mehrmals habe ich Experiment mit beſtem gen wiederholt, einen en Hund zu den Unter- unden heranzuziehen. war natürlich angelegt. oft hat der zweite durch en der Ungeduld den an- ermuntert. Wie oft hat a ein Manöver, das ein ing nicht begreifen wollte, macht! Am ſchwerſten e wohl Zerſtreutheit zu vinden ſein. Sehr oft man aber ſich ſelbſt zu n, ob man nicht durch aſtiges Vorgehen, durch zu ſchnelle Be- den Hund verwirrt und ängſtlich ge- t hat. Iſt dies der Fall, dann laſſe eine Pauſe eintreten, in der man den durch gütliches Zureden zu beruhigen . Und wenn manche Hunde nicht ſo ein- gen, wie man es wohl erwarten konnte, iſt nicht immer der Hund daran ſchuld, rn in den meiſten Fällen der Dreſſeur!

Abb. 40. „Bravo, Nimrod!“ Gemälde von C. F. Deiker.

Die Praxis.

Das Schickſal hatte mich vor einer Reihe Jahren nach Berlin verſchlagen, in das rne Meer, das ich haſſe und verab- e. Das Frühjahr ging vorüber, ich keine Schnepfe geſchoſſen, der Sommer ef, ich hatte keine Ente erlegt. Schließ- klagte ich meine Sehnſucht einem Kol- l.

„Wenn's nichts weiter iſt .... Können ſchießen?“

„Ja, ſogar treffen.“

„Um ſo beſſer, dann werden Sie bald ein geſuchter Jagdgaſt ſein. Und wenn Sie noch die älteſten Jahrgänge der ‚Fliegenden‘ nach ein paar guten Witzen durchſtöbern wollten ....“

„Danke für den guten Rat, bin aber aus eigenen Mitteln hinreichend verſorgt ....“

Einige Tage ſpäter traf eine künſtleriſch ausgeſtattete Jagdeinladung bei mir ein. Ich hielt es für meine Pflicht, dem Jagdherrn vorher meine Aufwartung zu machen. Er präſentierte mir einen vorzüglichen Kognak, eine exquiſite Zigarre und zwei Hühnerhunde, deren Qualitäten unter der decken Fettſchicht nicht zu erkennen waren, einen Gordonſetter und einen ſtarken glatthaarigen Deutſchen. Liebenswürdigerweiſe fragte er mich, ob ich einen Hund hätte, und bat mich, einen von beiden zu führen. Ich wählte den Glatthaarigen, knüpfte aber daran die Bitte, den Hund ſofort mitnehmen zu dürfen, damit er ſich an mich gewöhne. Mit großer Bereitwilligkeit wurde die Bitte gewährt.

Abb. 41. Die vier Temperamente. Zeichnung von H. Sperling.
Sanguiniker. Phlegmatiker.

Zwei Tage hatte ich vor mir. Ich benutzte sie zu einigen Wiederholungsstunden im Zimmer, bei denen ich eine gehörige Portion Faulheit und Bockbeinigkeit zu überwinden hatte, bis „Treff", der gar nicht schlecht dressiert zu sein schien, wieder tout beau machte, apportierte und sich zurückrufen ließ. Ein Spaziergang an der Leine in die Umgegend Berlins vollendete den kleinen Wiederholungskursus.

Früh am andern Morgen, es war der 20. August, fuhr die Jagdgesellschaft von acht Personen auf der Stettiner Bahn nach Norden ab. Es wurde unterwegs viel Jägerlatein gesprochen, namentlich von einigen jüngeren Herren, deren tadellose Equipierung noch unangenehm neu war. Die Jagd begann im Gasthofe des Ortes mit einem umfangreichen Frühstück. Ich stahl mich unter einem Vorwand hinweg und trat auf die Straße. Der Zufall war mir günstig, er führte mir einen Jungen in den Weg, einen aufgeweckten Schlingel, der zwei Kühe an der Leine aufs Feld führte. Ein gespendeter Nickel machte ihn gesprächig. Er konnte mir sagen, wo er am Morgen fast regelmäßig ein starkes Volk Hühner gefunden hatte.

Wie ich erwartet hatte, wurde beim Aufbruch der Vorschlag gemacht, gemeinschaftlich in langer Reihe nebeneinander zu suchen. Als mein Widerspruch nicht durchdrang, bat ich den Jagdherrn allein suchen zu dürfen. Meine Bitte wurde nicht nur gewährt, sondern der Jagdherr selbst schloß sich mir an und ließ die andere Gesellschaft ihren Plan ausführen. Nach verschiedenen Seiten marschierten wir ab. Treff an der Leine bei Fuß; der Gordonsetter tobte gleich hinter dem Dorfe los, wurde mit vieler Mühe zurückgeholt und energisch zur Ordnung gerufen. Nach einer Viertelstunde ließ ich Treff frei suchen und wenige Minuten später zog er an. Ich hielt ihn ganz kurz, bis er stand, und winkte den Jagdherrn heran. Sein „Nimrod" war im nächsten Augenblick bei mir, zog an und stand ebenfalls. Sowie aber sein Herr auf zehn Schritt dran war und die Flinte hob, sprang er ein und stieß die Hühner 'raus. Blitzschnell griff ich zu, drückte Treff mit energischem couche! nieder, lobte und streichelte ihn. Zum Schießen kam ich nicht. Der Jagdherr hatte zweimal vergeblich geschossen, Nimrod war

laut nachgeprellt und kehrte erst zurück, als ihm die Hühner hinter einer kleinen Höhe aus den Augen verschwunden waren.

Das war der Anfang. Nun wurde Nimrod, nachdem er auf meinen Rat eine tüchtige Portion ungebrannter Asche erhalten hatte, angeleint und Treff durfte allein suchen. Nach zehn Minuten zog er wieder an, ich nahm ihn sofort an die Leine. Aber meine Vorsicht war überflüssig. Er stand so fest, daß ich ihn mit dem Knie vorschieben mußte, und machte in demselben Augenblick couche, als die Hühner aufstiegen. Das Huhn, das ich geschossen hatte, apportierte er freudig, ohne es zu drücken.

Abb. 42. Die vier Temperamente. Zeichnung von H. Sperling.
Choleriker. Melancholiker.

Der Jagdherr war entzückt, denn Treff hielt sich den ganzen Tag ausgezeichnet, es gelang mir sogar, ihn von einem Junghasen, den er stand, zurückzunehmen. Nimrod dagegen entwickelte, sowie er freigelassen wurde, alle seine schlechten Eigenschaften.

Als wir zur Mittagspause ins Dorf zurückkehrten, hatten wir beide weitaus mehr geschossen, als die sechs anderen. Und nachmittags war's ebenso. Auf der Rückfahrt wurde sehr eifrig über den nächsten Jagdtag verhandelt, aber der Jagdherr verhielt sich ablehnend und schützte dringende Geschäfte vor; er hatte mit mir bereits verabredet, am übernächsten Tage selbander hinauszufahren. Nimrod wanderte mit mir nach Hause, er war mir geschenkt worden.

Am zweiten Jagdtage wurde er nicht mitgenommen, Treff allein kam mit und that seine Schuldigkeit. Und Nimrod? Er machte erst einen sehr energischen Wiederholungskursus der Stubendressur durch, wurde dann aufs Feld gebracht und wie ein völliger Anfänger sehr kurz gehalten. Er wurde schließlich noch ganz brauchbar, man mußte ihn aber unter steter Aufsicht halten.

Ich habe in den nächsten Jahren noch viel großstädtische Jäger mit ihren Hunden beobachtet und bin zu der unumstößlichen Gewißheit gelangt, daß die allerbeste Dressur nichts hilft, wenn der Besitzer des Hundes es nicht versteht, ihn richtig in die Praxis einzuführen. Daß dies nicht der Fall ist, das ist der Grund, daß so viele Hunde eigentlich nur aus einer Reihe unangenehmer Eigenschaften zusammengesetzt zu sein scheinen. Ja, ich gehe sogar noch weiter und behaupte, daß auch ein Hund, der unter einem tüchtigen Jäger das erste Feld durchgemacht hat,

verwildern muß, wenn er danach in die Hände eines unerfahrenen Schützen gelangt, der es nicht versteht, ihn richtig zu führen. Deshalb muß immer und immer wieder die Forderung erhoben werden, daß jeder Jäger, der einen Hund führen will, selbst diese Kunst vorher erlernt. Es gibt glücklicherweise in deutschen Landen tüchtige Lehrmeister genug, bei denen man sich unterrichten lassen kann.

Die Praxis hat nicht mit der Stöberjagd im Walde, auch nicht mit der Entenjagd zu beginnen. Darin muß ich Diezel auf das entschiedenste widersprechen! Man schafft sich dadurch nur unnötige Schwierigkeiten. Am Besten ist es, wenn man den Zögling zuerst auf Pfuhlschnepfe abführen kann. Das ist ein Wild, das sich ganz vorzüglich dazu eignet. Die Pfuhlschnepfe läuft nicht, sie liegt meistens ganz fest, daß man den Hund sozusagen in der Hand behalten kann. Sie ist ein leichter Schuß, was sehr ins Gewicht fällt, denn auch der beste Hund wird stark irritiert, wenn mehrmals hintereinander auf den Schuß kein Wild fällt. Junge Hunde im ersten Feld werden durch wiederholte Fehlschüsse geradezu verleitet, nachzupirschen. Und ach, wie manchmal habe ich es erlebt, daß Sonntagsjäger ihren Köter hinter einem geschossenen Hasen hinterher hetzten und sich dann wunderten, wenn der Hund bald keinen Krummen mehr stand, sondern sofort mit ihm einen Wettlauf veranstaltete.

Bei dem Abführen auf Pfuhlschnepfe kann man dem jungen Hund alle seine Dressurkünste wiederholen lassen. Man kann ihn avancieren und tout beau machen lassen, kann ihn abrufen u. s. w. Kein anderes Wild ist auch so geeignet, dem Hunde freies Feld zu geben. Manche Jäger haben es zu dem Axiom erhoben, daß der Hund beileibe nicht weiter als 20 bis 30 Schritt vor ihnen suchen darf. Das mag ganz praktisch sein auf einem Revier, wo man in jedem Kartoffelfeld und Kleestück ein paar Dutzend Hühner findet. Wo man aber die Hühner erst suchen muß, da braucht man oft Stunden, um an das Wild zu kommen. Dann der Hund muß heran und viel suchen und es muß ihm daß er hundert Schritt suchte und weite vor dem Jäger das Terrain absuchte. Die Verbindung ging darin so weit, daß der Hund bei allen Schwierigkeiten nicht Lust und Freude verlor und sich auch auf bedeutende Entfernung lenken läßt. Diese Eigenschaften kann man durch geschickte Führung, die dem Zögling ganz allmählich mehr Freiheit und Spielraum gewährt, wohl beibringen. Selbstverständlich wird der Hund, der zum erstenmal an Hühner gebracht wird, zunächst ganz kurz gehalten und erst nach und nach an die weite Suche gewöhnt.

Das Abführen auf den Hasen würde bei Berücksichtigung aller möglichen Einzelheiten eine ausführliche Darstellung erfordern. Ich muß mich auf wenige Hauptpunkte beschränken. Leichtes Spiel wird man mit dem Hunde haben, der bereits bei der Dressur, wie ich ausführlich geschildert, gelernt hat, vor dem toten Hasen tout beau zu machen und sich abrufen zu lassen. Nur darf man im Felde, sowie man merkt, daß er einen Hasen anzieht, nie ein anderes Vorgehen beobachten und Lob sowie Strafe, je nach dem Benehmen, nicht sparen.

Der Hund, der ohne diese Vorbildung an den Hasen kommt, wird schwerer zu behandeln sein. Aber man muß es gleich beim ersten Fall versuchen, ihn durch couche auf der Stelle fest zu halten, auch wenn der Hase ganz fest liegt. Manche Jäger empfehlen, vor dem stehenden Hunde dem ersten Hasen den Kopf abzuschießen. Das Mittel ist leichter angeraten als ausgeführt, denn bekanntlich ist es vielen Jägern nicht möglich, den im Lager sitzenden Hasen selbst aus nächster Nähe wahrzunehmen. Zudem ist es nicht ausgeschlossen, daß der Hund zuspringt, um zu apportieren und dabei soviel Schweiß ins Maul bekommt, daß leicht die Sucht, das Wild anzuschneiden, bei ihm erweckt werden kann.

Ist der Hase aufgestanden und hat man den Hund in der Gewalt behalten, dann läßt man ihn bis an das Lager avancieren, tout beau machen, ruft ihn zurück und wiederholt das Manöver einige Male.

Wenn der Hund aber den Hasen nach kurzem Verfolgen ausfließt und sofort eine [illegible] hinter ihm veranstaltet, so ist das eine sehr üble Sache! Ich glaube nicht daran, daß es oft möglich sein wird, solche Hunde nicht bekommen zu machen; dazu gehört mehr Geduld und konsequente Ausdauer, als die meisten Besitzer von Hunden ihr [illegible]. Als ultima ratio gilt für solche Fälle ein Schuß aus feinem Schrot

Im Winter hat der Bär die gröſſeste Gefahr,
Dieweil zu solcher Zeit sein Pelz sehr fein von Haar,
Es stellt Ihm der Polac auf allen Seiten nach,
Doch dient die Englisch Dogg am besten zu der Sach.

Der Winter.

Une Saison fort mauvaise l'Hiver,
à l'egard de l'ours et de sa peau,
Le Blonois avec les Dogues,
Tache à l'attraper, ou elle est a trouver.

L'Hiver.

Die vier Jahreszeiten der Hunde: Der Winter.

Nach dem Stich von Johann Elias Ridinger.

Der Gang des Unterrichts bei der Dressur ist folgender: Man gibt unter dem Zuruf „Faß apporte!“ dem Zögling den Holzbock in den Fang und läßt ihn denselben eine kleine Weile halten. Noch ehe er Miene macht, ihn auszuwerfen, ruft man ihm zu: „Aus!“ und nimmt ihm den Bock ab. Aber nie vergessen, den Hund sich setzen zu lassen, sowie er den Bock in den Fang nimmt! Später, nachdem er auf den Zuruf „Faß apporte!“ den Bock von selbst nimmt, führt man ihn vorwärts, bis er ohne Widerstreben den Apparat neben dem Herrn trägt. Jetzt legt man den Bock vor ihn hin, ermuntert ihn zum Zufassen, beugt ihm, falls nötig, den Kopf hinab und schiebt ihm das Holz in den Fang, bis er auch dieses Aufnehmen freiwillig thut. Aber Geduld, lieber Freund, und noch zehnmal Geduld! Und nur im äußersten Notfall einen kleinen Jagdhieb. Nie darf man den Bock abnehmen, ehe der Hund sich auf die Keulen gesetzt hat.

Dann geht man weiter, wirft den Bock einige Schritte weit vor und läßt ihn apportieren. Mancher Hund wird wohl zuspringen und zufassen, aber nicht wiederkehren wollen. Dazu nötigt man ihn mit Hilfe der Leine, wobei man ihn lobt, auch wenn das Näherkommen nur unter diesem Zwang erfolgt. Mit Lob kann und muß man freigebig sein. Dafür ist jeder Hund sehr empfänglich. Mit thatsächlicher Belohnung in Gestalt eines Stückes Brot oder Fleisch gehe man aber sehr sparsam um, damit sich in dem Hund nicht die Meinung festsetze, er müsse für alles, was er dem Herrn zu Dank macht, sofort einen guten Happen erhalten.

Ist der Zögling soweit, daß er ganz sicher den Holzbock apportiert, dann nimmt man andere Dinge zum Apportieren: ein gewöhnliches Stück Holz, einen Handschuh, einen frisch geschossenen Vogel. Nun ist eine Vorschrift nachzuholen: man hat gleich von Anfang an darauf zu sehen, daß der Hund den Holzbock nicht kaut. Das ist eine üble Eigenschaft, die alsbald zu der Gewohnheit ausartet, alles zu knutschen und zu drücken. Daß dies nicht geschieht, wenn der Vogel zum erstenmal apportiert wird, darauf ist sehr zu achten. Es gibt nichts Widerlicheres, als wenn der Hund das Wild namentlich Federwild beim Apportieren drückt, abgesehen davon, daß schon mancher auf diese Weise zum Anschneiden des Wildes gelangt ist.

Das Apportieren schweren Wildes, z. B. eines Hasen will besonders gelernt sein. Zur Vorbereitung bedient man sich eines runden Stückes Holz von drei, vier Zoll Dicke und zwölf bis vierzehn Zoll Länge. Genau in der Mitte — etwa in der Länge von drei Zoll — reduziert man die Dicke des Klotzes auf zwei Zoll Durchmesser, damit der Hund das Stück gut fassen kann, das man ihm einige Male an der richtigen Stelle in den Fang gibt. Er lernt auf diese Weise es gut fassen und im Gleichgewicht tragen. Hat er dies begriffen, so sucht man sich zur nächsten Lektion ein frischgeschossenes Kaninchen zu besorgen. Der Zweck ist so wichtig, daß man im Notfall es nicht verschmähen darf, ein graues zahmes Kaninchen von etwa vier bis fünf Pfund sich zu besorgen. Aber: es muß auch durch einen Schuß getötet sein, damit der Hund unter allen Umständen den Schweiß kennen lernt.

Auf diesen Punkt möchte ich ganz besonders, ja das entscheidende Gewicht legen. Der Zögling lernt bereits im theoretischen Unterricht einen der wichtigsten Punkte seiner späteren Praxis kennen. Und je sorgsamer man ihn hierbei durcharbeitet, keinen Fehler, wie Herumschleppen und Drücken des Hasen (Kaninchen) duldet, desto leichteres Spiel hat man später mit ihm in der Praxis. Ja ich stehe nicht an zu erklären, daß die meisten Hunde, die auf diesem Wege durchgearbeitet sind, hasenrein werden!!

Freilich muß dazu noch eine andere Lektion kommen: Das Abrufen oder Ablegen. Es hat nicht nur den theoretischen Wert, den jungen Hund im Gehorsam zu stärken, sondern ist auch für die Praxis nicht zu entbehren. Ich will nur an die Suche auf Hühner erinnern. Wie oft kommt es vor, daß man dabei einen Junghasen in der Ackerfurche sitzen sieht. Ihn von einem jungen Hunde herausstoßen zu lassen, wäre geradezu widersinnig, denn man schafft dem Hunde dadurch die Versuchung. Nein, sowie man weiß, daß der Hund den Hasen anzieht oder ihn bereits steht, dann ruft man ihn sofort ab und führt ihn entweder in einem Bogen um den Krummen herum, oder man behält ihn bei Fuß und läßt den Meister Lampe herausstoßen.

Der Gang des Unterrichts bei dieser Lektion ist folgender: Man läßt den Hund auf den Apportierbock, den man ihm mit einem kräftigen „Avant!“ hingeworfen hat, avancieren. Ehe er so nahe daran ist, daß er zugreifen kann, erfolgt ein Pfiff und das Kommando „Zurück!“, das gleichzeitig durch einen Zug an der Leine verstärkt wird. Ist der Hund gut durchgearbeitet, dann wird er bald verstehen, daß er in diesem Fall nicht apportieren darf. Man thut gut daran, bei dem Wurf den Zuruf „Apporte!“ zu vermeiden, damit der Hund nicht dadurch irregeführt wird. Das entspricht auch durchaus der Praxis, denn wenn man den Hund von einem Hasen, vor dem er zu stehen sich anschickt, abruft, hat man doch nicht vorher „Apporte!“ gerufen.

Hier sei eine Bemerkung eingeschaltet, die eigentlich schon früher gethan werden mußte: es ist unerläßlich, daß man in jeder Unterrichtsstunde von Anfang beginnt und nicht eher weiter geht, bis alle Manöver tadellos ausgeführt sind, denn: repetitio est mater studiorum!

Und nun weiter: Das Zurückrufen muß auch an einem Kaninchen, noch besser an einem frischgeschossenen Hasen geübt werden. Ja, ich empfehle, diese Lektion auf einem einsamen Stück Feld — kann dicht hinter der Scheune gelegen sein — vorzunehmen. Den Hasen bringt man vorher hin und gibt ihm eine möglichst natürliche Stellung, als wenn er im Lager säße. Wem das zu umständlich erscheinen sollte, dem erwidere ich, daß der kleine Mehraufwand an Mühe sich später tausendfach bezahlt macht. Die ewigen Klagen, daß der Hund nicht hasenrein ist, würden bei Befolgung dieser Vorschrift bald aufhören. Und ich hoffe es noch zu erleben, daß der eine oder andere Jäger, der diese Vorschrift befolgt, meiner dankbar gedenkt.

Jetzt zu der Frage, wie das Apportieren von Raubzeug dem Hunde beizubringen ist.

Abb. 39. Stichelhaariger deutscher Vorstehhund. Zeichnung von H. Sperling.

Gar nicht!

Das heißt: nicht während der Stubendressur.

Davor möchte ich nämlich recht ernstlich warnen. Ich weiß, ich habe eine große Zahl von Gegnern, die sich darauf berufen können, daß sie mit vollem Erfolg ihre Zöglinge dahin bringen, jedes Stück Raubzeug zu apportieren. Das will ich zugeben. Aber mit welcher Mühe! Und wie oft gefährdet man den ganzen Erfolg der Dressur! Es ist nämlich Sitte, par force den Hund zum Apportieren von Raubzeug zu zwingen, das nach dem Erlegen tagelang zu Unterrichtszwecken gebraucht wird. Man stelle sich nur vor, wie widerwärtig dem Hunde die

Witterung eines solchen Tieres sein muß. Man quält den Zögling damit, man thut seinem Instinkt geradezu Zwang an und zwar unter Umständen, die in der Praxis höchst selten vorkommen. Ich wenigstens halte es für weit wichtiger, daß der Hund ein frischgeschossenes Stück Raubwild freudig apportiert, als daß er einmal auch einen Fuchs, den er eingegangen findet, heranbringt.

Ich befinde mich bei diesem Urteil in der Gesellschaft anerkannter Autoritäten, wie Diezel u. a. Auch die Erfahrung gibt mir Recht. Mir ist es selbst vorgekommen, daß ein junger Hund, Tory hieß er und war ein starker flockhaariger Deutscher, auf keine Weise zu bewegen war, einen Fuchs, den ich ihm vorwarf, aufzunehmen. Sein Benehmen war, obwohl er sonst sehr folgsam war, bei diesem Anlaß so widerborstig, daß ich, nachdem eine energische Züchtigung nichts gefruchtet hatte, darauf verzichtete, ihn weiter zu quälen. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß das Apportieren von Raubwild eine Kunst ist, auf die man bei sonstigen guten Eigenschaften zur Not verzichten kann. Kurz nach der Dressur begann die Hühnerjagd, bei der sich Tory ganz vorzüglich bewährte.

Es war gegen Mittag, ich wollte Schluß machen und nur noch ein Stück Kartoffelfeld von etwa zwei Morgen Größe durchsuchen. Es stieß unmittelbar an eine Waldparzelle, so daß ich, obwohl der Wind dadurch etwas ungünstig wurde, von der Waldseite zu suchen begann. Nach wenigen Augenblicken markierte Tory vor einem ganz außerordentlich hohen Plätzchen Kartoffelkraut etwas, aber ich wußte nicht, was. Vor Hühnern wurde er ganz klein, bis er zuletzt geradezu vorlag. Vor einem Hasen stand er hoch ..... Es war auch kein richtiges Stehen, eher konnte man es als ein verwundertes Stehenbleiben bezeichnen. Ich riet zunächst auf eine verwilderte Katze, sah aber im nächsten Augenblick Meister Reinecke in der Furche davonschleichen. Auf dreißig Schritt Entfernung machte ich Dampf.

„Faß apporte!"

Ohne Besinnen griff Tory zu und brachte den Fuchs mit kunstgerechtem Griff über die Mitte des Leibes. Also er apportierte doch Raubzeug! Und er hat auch späterhin alles genommen. Die Lösung des Rätsels ist die: hier kamen seine Passion und sein Instinkt zur Geltung. Die Begegnung mit dem Fuchs hatte ihn erregt, er sah ihn fallen, und gegenüber dem frischen Schweiß kam der Widerwille, wenn ein solcher überhaupt vorhanden war, nicht zur Geltung.

Im Einklang mit dieser Beobachtung steht es, wenn Diezel empfiehlt, den jungen Hund, wenn irgend möglich, auf junge Füchse, Katzen ꝛc. scharf zu machen, indem man ihn sie abwürgen und dann apportieren läßt.

Zum Schluß kommt das „Such, verloren!" Es wird von manchen als überflüssig bezeichnet, aber mit Unrecht! Weshalb soll man die kleine Mühe scheuen, dem Hund diese leichte Kunst beizubringen? Daß sie manchmal von Nutzen ist, hat mich ein Vorkommnis gelehrt, worüber wir Jagdgenossen damals viel gelacht haben. Auf der Hühnerjagd war's. Ein Forstreferendar — er ist heute längst Forstmeister und ein hirschgerechter Waidmann — verlor mitsamt der Schlinge ein Huhn. Diana bemerkte es, nahm das Huhn auf und brachte es mir. Ich hing es an. Eine Viertelstunde später fiel das zweite, das dritte und vierte, ohne daß wir es bemerkten. Der Sattler, bei dem die Jagdtasche gekauft war, hatte, wie man zu sagen pflegt, mit einer heißen Nadel genäht, denn die Schlingen waren nur mit einem Stich angeheftet und lösten sich nach wenigen Schritten mitsamt dem Huhn ab. Bei der ersten Ruhepause wurde der Schaden bemerkt.

„Diana, such, verloren!"

Zum Glück hatten wir noch keinen weiten Weg zurückgelegt, so daß die Hündin in einer Viertelstunde die verlorenen Hühner herbeischaffen konnte.

Man kann das Verlorensuchen dem Hunde erst nach der eigentlichen Stubendressur beibringen. Zu diesem Zweck macht man mit ihm einen Ausgang, läßt unbemerkt einen Handschuh fallen, führt ihn nach wenigen Schritten zurück und läßt den Gegenstand apportieren. Ganz systematisch vergrößert man die Distanz, nachdem der Zögling begriffen hat, was man von ihm verlangt und allein den Weg zurückmacht.

Ich kann dies Kapitel nicht abschließen, ohne noch einige Bemerkungen allgemeiner Natur anzufügen. Zunächst möchte ich nochmals dem Lehrer Geduld beim Dressieren

anempfehlen. Er hat es mit einem Tier zu thun, das bald begreift, was man von ihm verlangt. Eigentlich dumme Hunde findet man sehr wenig. Was man zu überwinden hat, ist Unlust, Trotz und Zerstreutheit. Das erste Hindernis ist nicht durch Strafen zu überwinden, sondern durch häufiges, geschickt angebrachtes Lob. So komisch es dem Laien klingen mag: in dem Hunde gilt es den Ehrgeiz zu wecken. Mehrmals habe ich das Experiment mit bestem Gelingen wiederholt, einen zweiten Hund zu den Unterrichtsstunden heranzuziehen. Er war natürlich angelegt. Wie oft hat der zweite durch Zeichen der Ungeduld den anderen ermuntert. Wie oft hat Diana ein Manöver, das ein Zögling nicht begreifen wollte, vorgemacht! Am schwersten dürfte wohl Zerstreutheit zu überwinden sein. Sehr oft hat man aber sich selbst zu prüfen, ob man nicht durch zu hastiges Vorgehen, durch zu schnelle Befehle den Hund verwirrt und ängstlich gemacht hat. Ist dies der Fall, dann lasse man eine Pause eintreten, in der man den Hund durch gütliches Zureden zu beruhigen sucht. Und wenn manche Hunde nicht so einschlagen, wie man es wohl erwarten konnte, dann ist nicht immer der Hund daran schuld, sondern in den meisten Fällen der Dresseur!

Abb. 40. „Bravo, Nimrod!“ Gemälde von C. F. Deiker.

Die Praxis.

Das Schicksal hatte mich vor einer Reihe von Jahren nach Berlin verschlagen, in das steinerne Meer, das ich hasse und verabscheue. Das Frühjahr ging vorüber, ich hatte keine Schnepfe geschossen, der Sommer verlief, ich hatte keine Ente erlegt. Schließlich klagte ich meine Sehnsucht einem Kollegen.

„Wenn's nichts weiter ist .... Können Sie schießen?“

„Ja, sogar treffen.“

„Um so besser, dann werden Sie bald ein gesuchter Jagdgast sein. Und wenn Sie noch die ältesten Jahrgänge der ‚Fliegenden‘ nach ein paar guten Witzen durchstöbern wollten ....“

„Danke für den guten Rat, bin aber aus eigenen Mitteln hinreichend versorgt ....“

Einige Tage später traf eine künstlerisch ausgestattete Jagdeinladung bei mir ein. Ich hielt es für meine Pflicht, dem Jagdherrn vorher meine Aufwartung zu machen. Er präsentierte mir einen vorzüglichen Kognak, eine exquisite Zigarre und zwei Hühnerhunde, deren Qualitäten unter der decken Fettschicht nicht zu erkennen waren, einen Gordonsetter und einen starken glatthaarigen Deutschen. Liebenswürdigerweise fragte er mich, ob ich einen Hund hätte, und bat mich, einen von beiden zu führen. Ich wählte den Glatthaarigen, knüpfte aber daran die Bitte, den Hund sofort mitnehmen zu dürfen, damit er sich an mich gewöhne. Mit großer Bereitwilligkeit wurde die Bitte gewährt.

Abb. 41. Die vier Temperamente. Zeichnung von H. Sperling.
Sanguiniker. Phlegmatiker.

umfangreichen Frühstück. Ich stahl mich unter einem Vorwand hinweg und trat auf die Straße. Der Zufall war mir günstig, er führte mir einen Jungen in den Weg, einen aufgeweckten Schlingel, der zwei Kühe an der Leine aufs Feld führte. Ein gespendeter Nickel machte ihn gesprächig. Er konnte mir sagen, wo er am Morgen fast regelmäßig ein starkes Volk Hühner gefunden hatte.

Wie ich erwartet hatte, wurde beim Aufbruch der Vorschlag gemacht, gemeinschaftlich in langer Reihe nebeneinander zu suchen. Als mein Widerspruch nicht durchdrang, bat ich den Jagdherrn allein suchen zu dürfen. Meine Bitte wurde nicht nur gewährt, sondern der Jagdherr selbst schloß sich mir an und ließ die andere Gesellschaft ihren Plan ausführen. Nach verschiedenen Seiten marschierten wir ab. Treff an der Leine bei Fuß; der Gordonsetter tobte gleich hinter dem Dorfe los, wurde mit vieler Mühe zurückgeholt und energisch zur Ordnung gerufen. Nach einer Viertelstunde ließ ich Treff frei suchen und wenige Minuten später zog er an. Ich hielt ihn ganz kurz, bis er stand, und winkte den Jagdherrn heran. Sein „Nimrod" war im nächsten Augenblick bei mir, zog an und stand ebenfalls. Sowie aber sein Herr auf zehn Schritt dran war und die Flinte hob, sprang er ein und stieß die Hühner 'raus. Blitzschnell griff ich zu, drückte Treff mit energischem couche! nieder, lobte und streichelte ihn. Zum Schießen kam ich nicht. Der Jagdherr hatte zweimal vergeblich geschossen, Nimrod war

Zwei Tage hatte ich vor mir. Ich benutzte sie zu einigen Wiederholungsstunden im Zimmer, bei denen ich eine gehörige Portion Faulheit und Bockbeinigkeit zu überwinden hatte, bis „Treff", der gar nicht schlecht dressiert zu sein schien, wieder tout beau machte, apportierte und sich zurückrufen ließ. Ein Spaziergang an der Leine in die Umgegend Berlins vollendete den kleinen Wiederholungskursus.

Früh am andern Morgen, es war der 20. August, fuhr die Jagdgesellschaft von acht Personen auf der Stettiner Bahn nach Norden ab. Es wurde unterwegs viel Jägerlatein gesprochen, namentlich von einigen jüngeren Herren, deren tadellose Equipierung noch unangenehm neu war. Die Jagd begann im Gasthofe des Ortes mit einem

laut nachgeprellt und kehrte erst zurück, als ihm die Hühner hinter einer kleinen Höhe aus den Augen verschwunden waren.

Das war der Anfang. Nun wurde Nimrod, nachdem er auf meinen Rat eine tüchtige Portion ungebrannter Asche erhalten hatte, angeleint und Treff durfte allein suchen. Nach zehn Minuten zog er wieder an, ich nahm ihn sofort an die Leine. Aber meine Vorsicht war überflüssig. Er stand so fest, daß ich ihn mit dem Knie vorschieben mußte, und machte in demselben Augenblick couche, als die Hühner aufstiegen. Das Huhn, das ich geschossen hatte, apportierte er freudig, ohne es zu drücken.

Abb. 42. Die vier Temperamente. Zeichnung von H. Sperling.
Choleriker. Melancholiker.

Der Jagdherr war entzückt, denn Treff hielt sich den ganzen Tag ausgezeichnet, es gelang mir sogar, ihn von einem Junghasen, den er stand, zurückzunehmen. Nimrod dagegen entwickelte, sowie er freigelassen wurde, alle seine schlechten Eigenschaften.

Als wir zur Mittagspause ins Dorf zurückkehrten, hatten wir beide weitaus mehr geschossen, als die sechs anderen. Und nachmittags war's ebenso. Auf der Rückfahrt wurde sehr eifrig über den nächsten Jagdtag verhandelt, aber der Jagdherr verhielt sich ablehnend und schützte dringende Geschäfte vor; er hatte mit mir bereits verabredet, am übernächsten Tage selbander hinauszufahren. Nimrod wanderte mit mir nach Hause, er war mir geschenkt worden.

Am zweiten Jagdtage wurde er nicht mitgenommen, Treff allein kam mit und that seine Schuldigkeit. Und Nimrod? Er machte erst einen sehr energischen Wiederholungskursus der Stubendressur durch, wurde dann aufs Feld gebracht und wie ein völliger Anfänger sehr kurz gehalten. Er wurde schließlich noch ganz brauchbar, man mußte ihn aber unter steter Aufsicht halten.

Ich habe in den nächsten Jahren noch viel großstädtische Jäger mit ihren Hunden beobachtet und bin zu der unumstößlichen Gewißheit gelangt, daß die allerbeste Dressur nichts hilft, wenn der Besitzer des Hundes es nicht versteht, ihn richtig in die Praxis einzuführen. Daß dies nicht der Fall ist, das ist der Grund, daß so viele Hunde eigentlich nur aus einer Reihe unangenehmer Eigenschaften zusammengesetzt zu sein scheinen. Ja, ich gehe sogar noch weiter und behaupte, daß auch ein Hund, der unter einem tüchtigen Jäger das erste Feld durchgemacht hat,

verwildern muß, wenn er danach in die Hände eines unerfahrenen Schießers gelangt, der es nicht versteht, ihn richtig zu führen. Deshalb muß immer und immer wieder die Forderung erhoben werden, daß jeder Jäger, der einen Hund führen will, selbst diese Kunst vorher erlernt. Es gibt glücklicherweise in deutschen Landen tüchtige Lehrmeister genug, bei denen man sich unterrichten lassen kann.

Die Praxis hat *nicht* mit der Stöberjagd im Walde, auch nicht mit der Entenjagd zu beginnen. Darin muß ich Diezel auf das entschiedenste widersprechen! Man schafft sich dadurch nur unnötige Schwierigkeiten. Am besten ist es, wenn man den Zögling zuerst auf Pfuhlschnepfe abführen kann. Das ist ein Wild, das sich ganz vorzüglich dazu eignet. Die Pfuhlschnepfe läuft nicht, sie liegt meistens ganz fest, daß man den Hund sozusagen in der Hand behalten kann. Sie ist ein leichter Schuß, was sehr ins Gewicht fällt, denn auch der beste Hund wird stark irritiert, wenn mehrmals hintereinander auf den Schuß kein Wild fällt. Junge Hunde im ersten Feld werden durch wiederholte Fehlschüsse geradezu verleitet, nachzuprellen. Und ach, wie manchmal habe ich es erlebt, daß Sonntagsjäger ihren Köter hinter einem gefehlten Hasen hinterher hetzten und sich dann wunderten, wenn der Hund bald keinen Krummen mehr stand, sondern sofort mit ihm einen Wettlauf veranstaltete.

Bei dem Abführen auf Pfuhlschnepfe kann man dem jungen Hund alle seine Dressurkünste wiederholen lassen. Man kann ihn avancieren und tout beau machen lassen, kann ihn abrufen u. s. w. Kein anderes Wild ist auch so geeignet, dem Hunde freies Feld zu geben. Manche Jäger haben es ja zum Axiom erhoben, daß der Hund beileibe nicht weiter als 20 bis 30 Schritt vor ihnen suchen darf. Das mag ganz praktisch sein auf einem Revier, wo man in jedem Kartoffelfeld und Kleestück ein frisches Volk Hühner findet. Wo man aber die Hühner erst suchen muß, da braucht man bei dieser Art Suche einige Stunden, um an das Wild zu kommen. Nein, der Hund muß hoch und frei suchen und so flott, daß er hundert Schritt rechts und links vor dem Jäger das Terrain abreviert. Die Vorbedingung dafür ist eben, daß der Hund bei aller Schnelligkeit nicht flüchtig ist, gut steht und sich auch auf bedeutende Entfernung lenken läßt. Diese Eigenschaften kann man durch geschickte Führung, die dem Zögling ganz allmählich mehr Freiheit und Spielraum gewährt, wohl beibringen. Selbstverständlich wird der Hund, der zum erstenmal an Hühner gebracht wird, zunächst ganz kurz gehalten und erst nach und nach an die weite Suche gewöhnt.

Das Abführen auf den Hasen würde bei Berücksichtigung aller möglichen Einzelheiten eine ausführliche Darstellung erfordern. Ich muß mich auf wenige Hauptpunkte beschränken. Leichtes Spiel wird man mit dem Hunde haben, der bereits bei der Dressur, wie ich ausführlich geschildert, gelernt hat, vor dem toten Hasen tout beau zu machen und sich abrufen zu lassen. Nur darf man im Felde, sowie man merkt, daß er einen Hasen anzieht, nie ein anderes Vorgehen beobachten und Lob sowie Strafe, je nach dem Benehmen, nicht sparen.

Der Hund, der ohne diese Vorbildung an den Hasen kommt, wird schwerer zu behandeln sein. Aber man muß es gleich beim ersten Fall versuchen, ihn durch couche auf der Stelle fest zu halten, auch wenn der Hase ganz fest liegt. Manche Jäger empfehlen, vor dem stehenden Hunde dem ersten Hasen den Kopf abzuschießen. Das Mittel ist leichter angeraten als ausgeführt, denn bekanntlich ist es vielen Jägern nicht möglich, den im Lager sitzenden Hasen selbst aus nächster Nähe wahrzunehmen. Zudem ist es nicht ausgeschlossen, daß der Hund zuspringt, um zu apportieren und dabei soviel Schweiß ins Maul bekommt, daß leicht die Sucht, das Wild anzuschneiden, bei ihm erweckt werden kann.

Ist der Hase aufgestanden und hat man den Hund in der Gewalt behalten, dann läßt man ihn bis an das Lager avancieren, tout beau machen, ruft ihn zurück und wiederholt das Manöver einige Male.

Wenn der Hund aber den Hasen nach kurzem Vorstehen ausstößt und sofort eine steeple-chase hinter ihm veranstaltet, so ist das eine sehr böse Sache! Ich glaube nicht daran, daß es *oft* möglich sein wird, solche Hunde noch hasenrein zu machen; dazu gehört mehr Geduld und konsequente Ausdauer, als die meisten Besitzer von Hunden ihr eigen nennen. Als ultima ratio gilt für solche Fälle ein Schuß mit feinem Schrot

Im Winter hat der Fux die gröſſeſte Gefahr,
Derweil zu ſolcher Zeit ſein Pelz ſehr fein von Haar,
Es ſtellt Ihm der Polac auf allen Seiten nach,
Doch dient die Engliſch Dock am beſten zu der Sach.

Der Winter.

Une Saison fort mauvaiſe l'Hiver,
à l'egard de l'ours et de sa peau,
Le Blonois avec les Dogues,
Tache à l'attraper, ou elle est a trouver.

L'Hiver.

Die vier Jahreszeiten der Hunde: Der Winter.

Nach dem Stich von Johann Elias Ridinger.

auf die Keulen. Mag sein, daß solch eine Lektion manchmal wirkt, ich halte sie für eine Roheit, die kein Jäger — auch nicht einem mißratenen Gefährten gegenüber — sich zu schulden kommen lassen darf. Lieber mag man den Köter an eine einsame Stelle führen und durch einen Schuß in den Kopf von allen seinen guten und schlechten Eigenschaften auf immer befreien.

1. Als wichtigste Naturanlage muß der Hund zunächst Passion, dann einen kräftigen Körper, gute Sehkraft, feines Gehör, vor allem aber eine durchaus gute Nase mitbringen.

2. Sein Appell sei in jeder Beziehung ausgezeichnet, er muß den Ruf oder Pfiff seines Herrn unter vielen anderen herauskennen und trotz aller Hindernisse, die sich

Fig. 43. Auf verbotenem Gebiet. Gemälde von J. von Holst.
(Photogravure- und Postkartenverlag von G. Heuer & Kirmse, Berlin W. 30.)

Wer aber einen hasenreinen Hund besitzt, der soll ihn hegen und pflegen wie ein kostbares Gut und sorgsam darüber wachen, daß er diese Qualitäten durch ungeschickte Führung nicht einbüßt. Noch eins: ich empfehle dringend allen Jagdbesitzern, die nicht in der Lage sind, ihren Hund das ganze Jahr hindurch in Wald und Feld zu führen, ihm vor dem zweiten Felde noch einen Wiederholungskursus in der Stubendressur angedeihen zu lassen. Zum Schluß seien diejenigen Forderungen nach Diezel wiedergegeben, die an einen völlig durchgearbeiteten Hühnerhund zu stellen sind:

ihm etwa entgegenstellen sollten, sofort und schnell auf seinen Herrn zueilen.

3. Er soll eine hohe Suche haben, die weder zu schnell noch zu langsam sein darf. Auch muß er, ohne angerufen zu werden, nur auf den Laut „Pst“ sich nach seinem Herrn umsehen und auf dessen Wink mit der Hand oder dem Kopfe nach derjenigen Richtung die Suche fortsetzen, die ihm angegeben wird. Er muß auf dem Lande wie im Wasser gleich brauchbar sein.

4. Er muß das Wild sowohl weit als auch höchst vorsichtig anziehen.

5. Er stehe weder zu nahe noch zu

weit, besonders aber absolut fest vor und zwar so lange, bis sein Herr herangekommen ist, auch wenn dieser eine sehr weite Strecke zurückzulegen hätte. Durch nichts darf sich der gute Hund im Vorstehen irre machen lassen.

6. Auf dem Gange zur Jagd, oder ehe die Suche beginnt, darf er seinen Platz, der stets an der linken Seite seines Herrn ist, ohne Erlaubnis nicht verlassen. Mit der Suche darf er niemals eher beginnen, ehe er nicht das Kommando hierzu erhält.

7. Nach abgegebenem Schuß darf er nicht von selbst einspringen, auch nur auf Kommando die Suche beginnen oder avancieren.

8. Unter allen Umständem muß der Vorstehhund absolut hasenrein sein, d. h. er darf ohne Kommando weder den gesunden noch den kranken Hasen verfolgen und darf sich auch nicht durch andere Hunde, die dies etwa vor seinen Augen thun, dazu verführen lassen.

9. Er darf nur auf Kommando apportieren; jedenfalls muß er im Appell so ferm sein, daß er sich von dem erlegten Wilde, das er zu apportieren eben im Begriff war, abrufen läßt. (Die Zweckmäßigkeit dieser beiden Vorschriften wird von vielen Jägern bestritten.) Das zu bringende Wild muß er in der Mitte fassen, mit erhobenem Kopf seinem Herrn zutragen und darf es vor allen Dingen niemals zausen noch quetschen.

10. Auf dem Anstand muß der dressierte Hund vollkommen still und ganz unbeweglich bei seinem Herrn liegen, selbst wenn Wild ganz in der Nähe ist, und darf weder durch Bewegungen noch durch leises Winseln seine Begierde zu erkennen geben.

11. Fühlt sich der Jäger aus irgendwelchem Grunde veranlaßt, Gewehr oder Tasche oder sonst irgend ein Stück seiner Ausrüstung abzulegen, und erteilt er dem Hunde den Befehl, als Wache bei den Sachen zu bleiben, so darf sich dieser nicht vom Platze rühren, bis er abgelöst wird, und gingen auch Stunden darüber hin.

12. Bei der Jagd darf er weder auf Befehle noch auf das Pfeifen der Jagdgenossen seines Herrn achten, darf auch deren Schüsse und das von ihnen erlegte Wild nicht berücksichtigen, sondern muß lediglich nur für den Dienst seines Herrn da sein; erst wenn dieser befiehlt, darf er das von anderen Schützen erlegte Wild apportieren!

Der Dachshund.

Wenn man Herrn Professor Fitzinger glauben darf, so war der Teckel schon dem alten Xenophon bekannt, der uns ein ausgezeichnetes Buch über die Jagd hinterlassen hat. Unseren Vorfahren hat der kleine wackere Gesell ohne Zweifel schon gute Dienste geleistet und sich all' die Jahrhunderte als konstante Rasse mit eigenartigen Zeichen erhalten. Das ist eigentlich wunderbar, denn neben dem echten Krummbein steht eine ganze Anzahl von Seitenlinien, die Mischblut führen. Unter den Begriff „Dachshund", wie er durch die kynologischen Vereine festgestellt ist, fallen nur der glatthaarige, der langhaarige und der stichelhaarige Teckel; die letzteren beiden als Abarten, die sich von dem glatthaarigen nur durch die Behaarung unterscheiden. Zur Charakteristik genügen wohl folgende Points:

1. Allgemeine Erscheinung.

Niedrige, sehr gestreckte Bauart. Läufe auffallend kurz, die vorderen im Knie einwärts, mit den Füßen wieder auswärts gebogen. Die ganze Erscheinung wieselartig; die Rute wenig gekrümmt und in ruhigem Gange schräg aufwärts oder abwärts hängend getragen. Das Haar kurz und glatt anliegend; Gesichtsausdruck intelligent, aufmerksam und munter; stark entwickelter Vorderkörper, Gewicht nicht über zehn Kilo.

2. Farbe.

Schwarz mit gelbbraunen Abzeichen an Kopf, Hals, Brust, Bauch, Läufen und unter der Rute; außerdem dunkelbraun, goldbraun und hasengrau mit dunklerem Rückenstreif, wie auch aschgrau und silbergrau mit dunkleren Platten. (Tigerdachs.) Bei den dunkleren Farben treten fast immer die gelbbraunen Abzeichen auf; bei den helleren Farben sollen Nase und Nägel womöglich schwarz, die Augen dunkel gefärbt sein. Weiß ist höchstens als schmaler regelmäßiger Streif auf der Mittellinie der Brust, vom Brustknorpel abwärts zu dulden.

Von einer Dressur des Dachshundes kann nicht die Rede sein. Man muß sich damit begnügen, ihn leinenführig zu machen und ihm etwas Appell beizubringen. Im allgemeinen jedoch gilt der Teckel als ein ziemlich eigenwilliger Bursche, bei dem man mehr durch Güte und geschickt an-

gebrachtes Lob als durch Strafen erreicht. Vor allem kommt es darauf an, ihn auf Raubzeug scharf zu machen. Am besten eignen sich dazu junge Füchse, an die man den jungen Hund unter dem Beistand eines älteren bringt. Sehr gut ist es, wenn man sich in festem Erdboden eine Röhre anlegt, die oben mit einer Planke bedeckt und mit Erde beworfen ist. Sie wird an einem Ende völlig geschlossen und mit einem jungen Fuchs besetzt. Es hält meistens nicht schwer, einen Dackel, der bereits einen jungen lebendigen oder einen alten geschossenen Fuchs tüchtig hat zausen dürfen, zum Schliefen zu bewegen. Doch hüte man sich, Zwang anzuwenden. Man setze den Hund vorn in die Röhre und muntere ihn durch Zuruf: „Hulla, Hulla faß'!" „Faß' Füchschen!" auf. Kehrt er um oder kommt er sofort rückwärts aus der Höhle, so gebe man nach mehrmaligem Wiederholen den Versuch auf, mit Gewalt läßt sich das Schliefen nicht erzwingen. Aber man braucht an dem Hunde nicht zu verzweifeln. Es ist eine Eigentümlichkeit der Teckel, daß viele von ihnen erst im dritten, ja vierten Lebensjahr schliefen und sich dann ganz vorzüglich entwickeln. — Hat man einen jungen Teckel, der willig in die Proberöhre schlieft, dann bringe man ihn zuerst an einen Bau mit jungen Füchsen. Doch Vorsicht dabei! Das heißt, man suche vorher die alte Fähe abzuschießen! Besser noch ist es, wenn man sich einen ganzen künstlichen Bau mit Kessel und Röhren anlegen kann, um ganz systematisch den Hund auszubilden. Das empfiehlt sich jedenfalls für Jäger, die sich mit der Ausbildung von Hunden beschäftigen.

Bei dem glatthaarigen Dachshund unterscheidet man drei Größen, einen schweren, mittleren und ganz kleinen Schlag. Der schwere Hund ist nur in leichtem Boden brauchbar, der kleine, der zwar sehr scharf zu sein pflegt, ermüdet leicht. Deshalb thut man gut daran, den mittleren Schlag zu wählen und dem glatthaarigen vor dem langhaarigen den Vorzug zu geben, denn letzterer hat bei Sandboden öfter das Bedürfnis, den Bau zu verlassen, um sich den Sand aus dem Fell zu schütteln.

Daß der Teckel auch als Stöberhund zu verwenden ist, darf ich als bekannt voraussetzen. Die Beunruhigung des Wildes durch den kleinen Burschen ist so geringfügig, daß man sich deshalb keine Gewissensbisse zu machen braucht. Und es ist manchmal die bequemste Art, um einen Krummen oder einen Bock schnell zu beschaffen. Man stellt sich auf dem Wechsel vor, läßt den Dackel durch einen Begleiter an die Schonung oder das Bruch bringen und wartet der Dinge, die da kommen sollen. Meistens wird man in aller Gemächlichkeit den Schuß anbringen können, denn Hase und Reh pflegen sich im allgemeinen vor dem kleinen Hunde nicht sonderlich zu fürchten.

Abb. 44. Otterhund. Zeichnung von F. Specht.

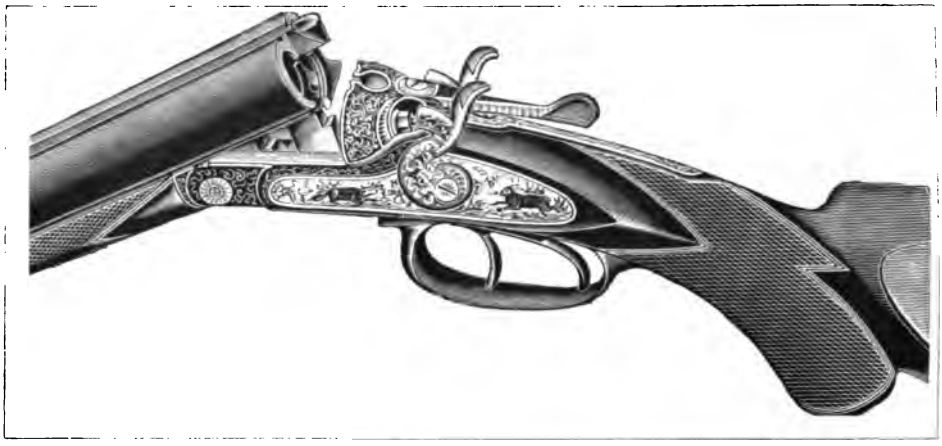


Abb. 45. Central-Doppelflinte, Marke Adler IIa.

IV. Das Jagdgewehr.

Das eigenartige Gefühl, mit dem der Jäger sein Gewehr zur Hand nimmt, läßt sich nicht beschreiben, es läßt sich auch, wie ich glaube, schwer nachfühlen. Wie dem Künstler die Geige, so ist dem Jäger sein Gewehr kein totes Instrument, sondern ein lieber, treuer Freund. Und wer ein gutes Gewehr sein eigen nennt, mit dem er auch, wenn es erforderlich, einen schwierigen Schuß mit Erfolg wagen kann, der trennt sich nicht leicht davon. Hängt doch von der Güte des Gewehres nicht nur das Renommee des Jägers, sondern auch manchmal seine Sicherheit ab. Zwar haben wir keine gefährlichen Raubtiere mehr in Deutschland. Nur in Ostpreußen und Elsaß-Lothringen werden noch in jedem Jahr einige Wölfe erlegt. Dafür haben wir in vielen Gauen Deutschlands eine große Anzahl von Wildschweinen, in ausgewachsenem Zustande bekanntlich „grobe Sauen" genannt. Das Eigenschaftswort paßt in diesem Fall ausgezeichnet, denn das Wildschwein wird oft, wenn es angeschossen wird, recht sehr grob.

Abb. 46. Centralfeuer-Büchsflinte ohne Hähne. Selbstspanner-System.

Auf nichts muß jeder beim Erwerb eines Gewehres mehr achten, als darauf, ob es gut „liegt“. Denn davon hängt mindestens ebenso sehr wie von der Güte des Gewehres es ab, ob der Anfänger ziemlich bald einige Fertigkeit im Treffen erlangt. Dem Laien sei bemerkt, daß die Lage des Gewehres beim Schießen von der längeren oder kürzeren Schaftung und von dem Winkel abhängt, in welchem der Lauf zur Achse des Schaftes steht. Schlägt der Schütze das Gewehr an, so darf er von dem ganzen Lauf nichts weiter sehen, als das auf der Spitze sitzende Korn. Sieht er das Korn nicht oder überblickt er einen Teil der Laufschiene, so liegt ihm das Gewehr

Abb. 47. Anson-Deeley Centralfeuer-Selbstspanner-Doppelflinte.

nicht, es ist für die Proportionen seines Halses zu krumm oder zu gerade geschäftet.

Das ist ein Fehler, der auch von dem geübtesten Schützen, der einmal notgedrungen ein solches Gewehr benutzen muß, nicht immer überwunden werden kann, denn beim schnellen Schießen kann man den Anschlag nicht mehr korrigieren, da heißt es, die Knarre an die Backe zu reißen und den Finger krumm zu machen. Beim geübten Schützen wird das Treffen mit der Zeit zu einer mechanischen Fertigkeit, aber nur unter der Vorbedingung, daß sein Gewehr auch beim schnellsten Anschlag so liegt, daß er nicht erst mit dem Korrigieren Zeit verliert. Wie oft kommt es vor, daß man bei der Herbstsuche auf Waldschnepfe das Wild gerade nur für eine Sekunde in einer Lücke zwischen Bäumen zu Gesicht bekommt. Da heißt es, den Schuß gewissermaßen hinzuwerfen. Und wem nicht noch außerdem die Regeln, wo er bei Flugwild hinzuhalten hat (Abb. 59, 60, 61, 62, 63), völlig in Fleisch und Blut übergegangen sind, der mag das Schießen lieber unterlassen, er würde nur ein Loch in die Natur schießen.

Es gibt aber Jäger, die selbst unter den schwierigsten Umständen fast jeden Schuß gut anbringen. Zu diesen gehört auch Kaiser Wilhelm II., der bekanntlich das Gewehr nur mit der rechten Hand, ohne Unterstützung durch die Linke anschlägt. Beim Schrotschuß will das etwas weniger besagen, als beim Kugelschuß aus der Büchse, bei dem die geringste Abweichung vom Ziel verhängnisvoll wirkt. Immerhin ist es eine ganz außergewöhnliche Leistung, daß der Kaiser bei einem Besuch in England in wenigen Stunden nahezu 400 Kaninchen erlegt hat. Das Karnickel, das nach dem Sprichwort stets anfängt, ist ein äußerst flinker Geselle, der auf eine ganz heimtückische Weise „Haken schlägt“, d. h. nach wenigen Sätzen im Winkel von seiner Richtung abbiegt. Darin gleicht dieser kleine Nager der Bekassine (Abb. 62), die als schwerster Schuß gilt.

Der Anfänger, der sich ein Jagdgewehr zulegen will, thut gut, sich dabei den Rat eines erfahrenen Jägers zu sichern und unter dessen Beihilfe mit einem Gewehr den Anschlag zu üben, damit er bei der Wahl bereits weiß, ob ihm ein Gewehr liegt oder nicht. Auf die Art der Schäftung kommt es auch an. Zwar ist es gleichgültig, ob

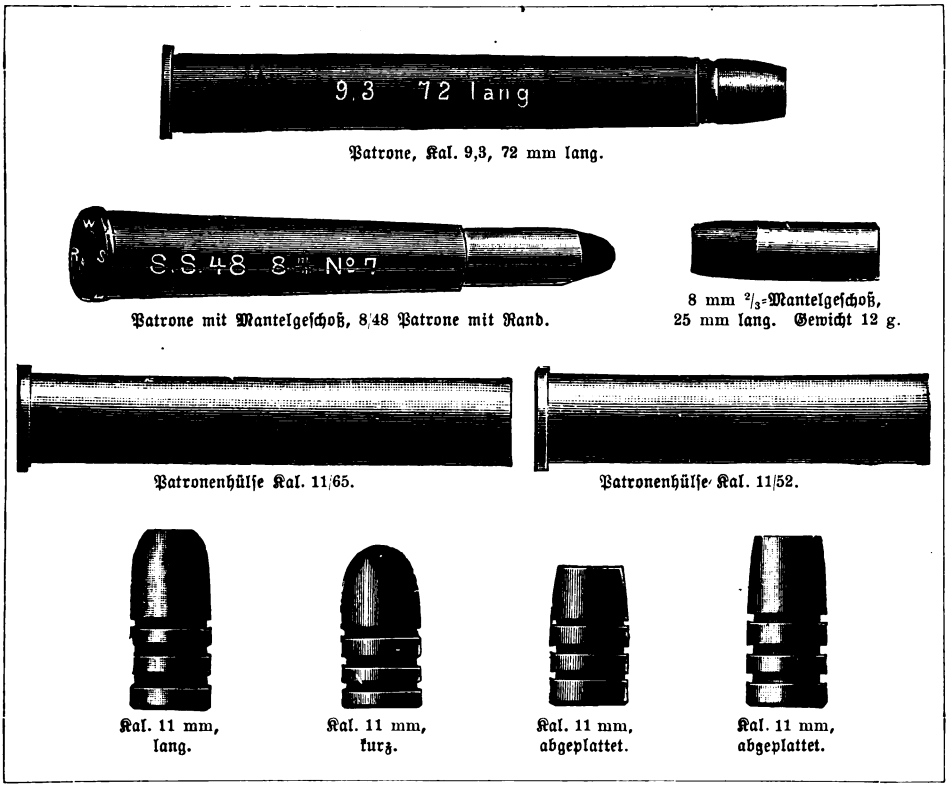
Abb. 48. Neues Dreilaufgewehr, Modell 1901.

der Kolben eine Backe hat oder nicht, ob der Schaft gerade oder in Pistolenform gebaut ist. Er muß nur nicht zu dick sein, so daß der Schütze ihn ganz mit der Rechten umspannen kann. Wer ein Gewehr mit zu dickem Schaft führt, wird den größten Teil des Rückstoßes nicht mit der Hand, sondern mit Schulter und Backe auffangen und die Wirkungen bei rasch wiederholten Schüssen bald recht schmerzhaft empfinden.

Und noch einen guten Rat. Wer sich dem edlen Waidwerk widmen will, darf bei Anschaffung des Gewehres nicht falsche Sparsamkeit anwenden und meinen: es gibt auch billige Gewehre, die gut schießen. Gewiß, das ist nicht ausgeschlossen. Aber das teurere Gewehr ist nicht nur sorgfältiger gearbeitet, es besteht auch aus besserem Material und hält länger. Und bei teureren Gewehren bekommt man von der Waffenhandlung stets die Garantie, daß sie in Bezug auf Deckung und Durchschlagskraft allen berechtigten Anforderungen entsprechen. Die Frage, ob man Läufe aus Damast oder Gußstahl wählen soll, ist nicht zu entscheiden, seitdem der Kruppsche Spezialgewehrlaufstahl sich als völlig ebenbürtig dem Damast erwiesen hat.

Dagegen ist die Frage nach dem System völlig entschieden. Die Perkussionsflinte scheidet aus der Diskussion aus. Sie bedeutete gegenüber dem Feuersteinschloß einen gewaltigen Fortschritt. Sie zündete sicher und schnell und lieferte in Bezug auf Durch-

Abb. 49. Selbstspanner-Dreilauf-Gewehr, Modell 1901, hahnlos.



Patrone, Kal. 9,3, 72 mm lang.

Patrone mit Mantelgeschoß, 8/48 Patrone mit Rand.

8 mm $^2/_3$-Mantelgeschoß, 25 mm lang. Gewicht 12 g.

Patronenhülse Kal. 11/65.

Patronenhülse Kal. 11/52.

Kal. 11 mm, lang.

Kal. 11 mm, kurz.

Kal. 11 mm, abgeplattet.

Kal. 11 mm, abgeplattet.

Abb. 50. Kugelpatronen für Reh-, Rot- und Schwarzwild.

schlagskraft und Deckung vorzügliche Resultate, die erst neuerdings von den Hinterladern übertroffen worden sind. Das ist erst eingetreten, seitdem durch drei- und vierfachen Verschluß die Verbindung zwischen Lauf und Schaft so innig geworden ist, daß keine Pulvergase unbenutzt entweichen, was bei der Perkussionsflinte nie der Fall war. Die Vorzüge des Hinterladers sind bekannt; sie bestehen in dem schnellen, bequemen Laden und in der Möglichkeit, das Gewehr in allen seinen Teilen nach dem Gebrauch leicht reinigen zu können. Auch die Erhöhung der Sicherheit durch Entladen, das jederzeit ohne Mühe geschehen kann, ist ein großer Vorzug des Hinterladers.

Das älteste System dieser Konstruktion ist das Lefaucheux-Gewehr, das heute als überwunden betrachtet werden kann. Es hat den Fehler, daß die Zündung nicht schnell genug erfolgt, so daß man beim Schuß auf Flug- und laufendes Wild ein recht beträchtliches Stück vorhalten muß. Auch ist das Entfernen der abgeschossenen Patrone aus dem Lauf ziemlich beschwerlich, ja wenn die Patrone, was aus verschiedenen Ursachen vorkommt, manchmal sich schwer einführen läßt, dann ist das Laden und Entladen direkt gefährlich, da man dazu den auf dem Zündhütchen ruhenden Stift anhaken muß.

Das System, das allen Anforderungen gerecht wird und sich deshalb bereits die völlige Alleinherrschaft erobert hat, ist das Lancaster-, jetzt allgemein Zentralfeuer-Gewehr genannt. Die Zündung erfolgt durch den Schlag eines Stiftes auf das Zündhütchen, das in der Rückwand der Patrone in einer durchlöcherten glockenförmigen Hülse steckt und sein Feuer in das die Hülse rings umgebende Pulver wirft. Die Zündung erfolgt deshalb ebenso schnell wie bei der Perkussionsflinte. Die Entfernung der abgeschossenen Patrone ist mit Hilfe des Ausziehers leicht zu bewerkstelligen, ja es sind bereits Gewehre konstruiert, bei denen eine selbstthätige Vorrichtung wie beim Militärgewehr die abgeschossene Patrone nach dem Aufklappen hinauswirft, wodurch

zwei Handgriffe dem Schützen erspart werden.

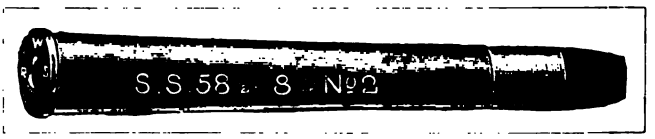


Abb. 51. Patrone mit Mantelgeschoß, 8 58 Patrone mit Rand.

Die Fortschritte der Waffentechnik haben sich auch auf die Beseitigung der Hähne gerichtet. Die neuesten Systeme sind so konstruiert, daß beim Aufklappen des Gewehres die in dem Schaft liegenden Schlösser durch die Schwere der abwärts sinkenden Läufe gespannt werden (Abb. 44, 45). Dadurch werden wieder zwei Handgriffe gespart. Ältere Jäger stehen zuweilen diesem System ablehnend gegenüber; sie vermissen die Hähne beim schnellen Schießen. Aus einem anderen Grunde muß dem Anfänger die Anschaffung eines hahnlosen Gewehres widerraten werden: der Sicherheit wegen. Es ist nicht so leicht mit einem Gewehr umzugehen, wie der Laie annimmt. Wie oft begeht der Anfänger aus Unachtsamkeit oder im Jagdeifer einen Fehler . . . Der Schuß kracht, ohne daß er weiß, wie er ihn gelöst hat. Deshalb soll jeder Schütze zuerst ein Gewehr führen, bei dem er fortwährend durch den Blick auf die Hähne daran erinnert wird, daß es gespannt ist. Hat er das Stadium der Unsicherheit überwunden, hat er gelernt, mit dem gespannten Gewehr umzugehen, dann erst sollte er zu einem Selbstspanner greifen, der ihm erhöhte Bequemlichkeit bieten wird.

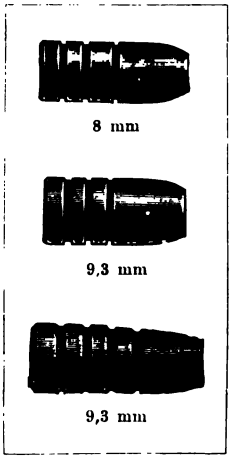


Abb. 52. Legierungsgeschosse.

Unter den vielen Gewehren, die im Lauf der Jahre durch meine Hände gegangen sind, haben mich die Gewehre der Fabrik Eduard Kettner in Köln a. Rh. und Suhl besonders angesprochen. Ich spreche es aus, ohne damit ein abfälliges Urteil über andere Fabrikate fällen zu wollen. Ihre Vorzüge sind: sehr saubere, exakte Arbeit, gefällige Form und gute Ausstattung. Das Gleiche kann man von den Fabrikaten der Firmen Sauer & Söhne in Suhl, H. Pieper-Berlin, H. Leue-Berlin u. a. behaupten. Die Zentralfeuerdoppelflinten der Kettnerschen Marke „Adler" wiegen etwa vierdreiviertel Pfund, besitzen gute rückspringende Schlösser, dreifachen Verschluß mit mattierter, in das Verschlußstück übergreifender Laufschiene. Der Holzvorderschaft ist zum Abheben. Der Schaft ist mit Pistolengriff und der Kolben mit Backe versehen. Die Läufe sind aus Hufnageldamast oder Kruppschem Flußstahl. Die Abb. 45 zeigt die Adlermarke IIa mit geschmackvoller Gravierung und Abzugsbügel aus Horn. Der Öffnungshebel liegt zwischen den Hähnen.

Für den linken Lauf kann man Chokebore wählen oder auch nicht; das ist eine konische Verjüngung des Laufinneren im

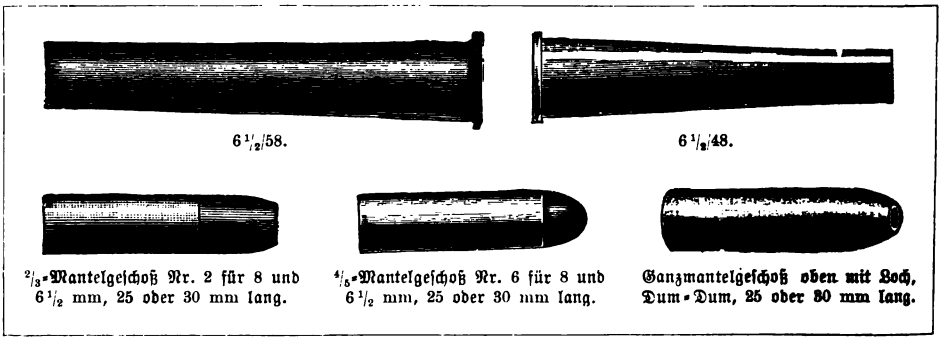


Abb. 53. Patronenhülsen und -Geschosse. Kal. 6 1/2 mm.

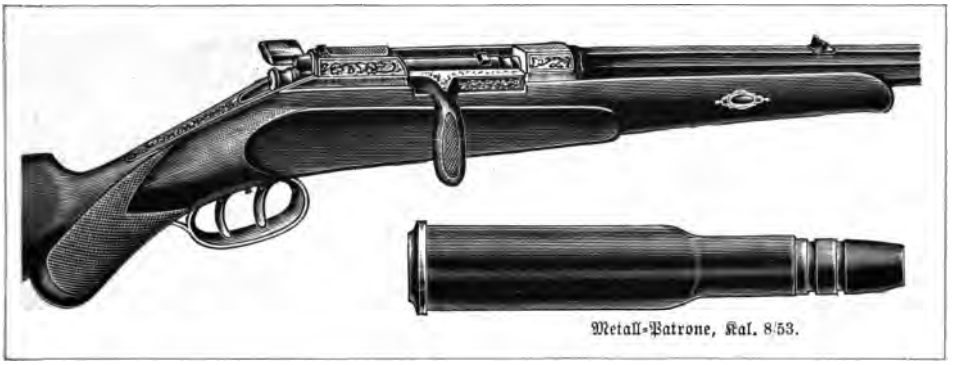


Abb. 54. Büchse, Mauser-System.

oberen Drittel, die zum Zusammenhalten der Schrote beiträgt, so daß man aus dem linken Lauf auf weitere Entfernungen schießen kann. Persönlich muß ich bemerken, daß ich kein großer Freund des Choke-bore bin. Als die Neuerung aufkam, wurde zuerst viel Wesens von ihr gemacht. Ich lernte sie bei einem Jagdgenossen, dem Grafen B., auf der Hühnersuche kennen. Die Hühner lagen fest, sie gingen so dicht vor unseren Füßen heraus, daß man regelmäßig auf gute Distanz eine Dublette anbringen konnte. Der Graf schoß das erste und zweite Mal mit dem linken Lauf vorbei, beim dritten Mal traf er, aber das Huhn kam als zerrissener Fleischklumpen zur Erde.

Man kann ruhig zugestehen, daß die Würgung des Laufes dem erfahrenen Jäger so manches Mal zur Erlegung eines Stückes Wild verhelfen wird, wo er aus gewöhnlichem Lauf sich nicht mehr getrauen würde, hinzuschießen. Im allgemeinen gilt aber doch die Regel, daß man grundsätzlich nicht mehr als auf fünfzig, allerhöchstens auf sechzig Schritte hinschießen darf. Der Anfänger wird sogar gut thun, sich noch mehr Beschränkung aufzuerlegen. Deshalb sei ihm geraten, für die erste Zeit auf Choke-bore zu verzichten.

Die Zentralfeuergewehre ohne Hähne nach dem Selbstspannersystem haben als Zeichen der Sicherung auf dem Schaft einen kleinen Schieber. Unsere Abbildung 47 zeigt ein Gewehr mit doppelter Sicherung. Die zweite besteht in einer Stange, die den inneren Schlaghahn umgreift und die Entladung bei starken Erschütterungen verhindert. Empfehlenswert ist die automatische Sicherung, die mit dem Spannen selbstthätig eingreift. Entsichert wird durch Vorschieben des Schlußknopfes. Für Liebhaber englischer Systeme fabriziert Kettner Ge-

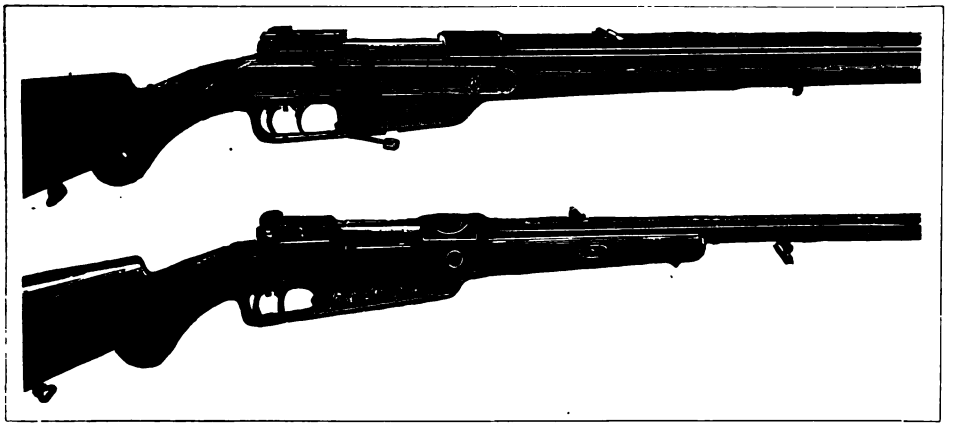


Abb. 55. Repetier-Pürschbüchse für Mantelgeschoß und Blättchenpulver: die untere mit reicher Verzierung.

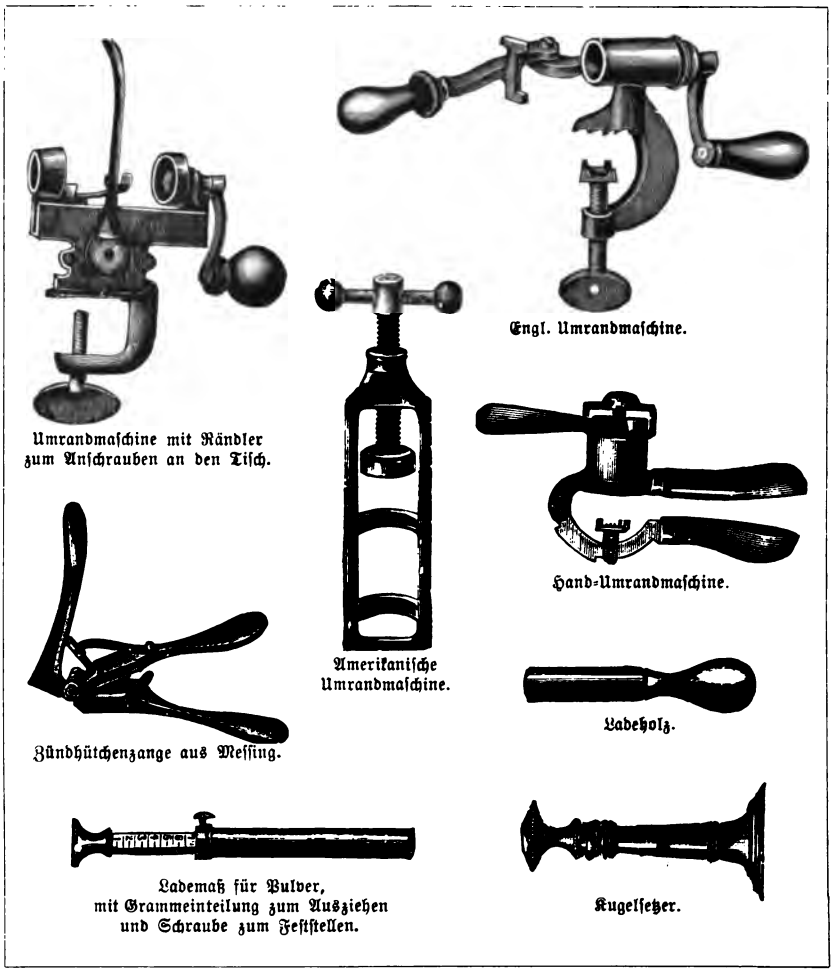


Abb. 56. Lade-Utensilien.

wehre nach dem System Anson & Deeley, das sich sehr gut bewährt haben soll (Abb. 47). Die Schlösser liegen im Verschlußkasten selbst, die Schlaghähne schlagen direkt auf die Zündhütchen der in den Läufen befindlichen Patronen. Die Sicherung ist automatisch.

Die Patrone.

Die Qualität des Schusses hängt nicht nur von den Eigenschaften des Gewehres ab, sondern auch von der Ladung. Jedes Gewehr ist ein Individuum. Zwei aus genau übereinstimmenden Teilen zusammengesetzte Gewehre werden sich nie in ihren Leistungen decken. Deshalb muß bei jedem Gewehr genau die Ladung ausprobiert werden. Das gewöhnliche Verhältnis zwischen Pulver und Schrot ist der Schwere nach 1 : 6. Das Pulver soll bestes Schwarzpulver (Hirschmarke Nummer 3) sein; das Blättchenpulver, von dem so viel Aufhebens gemacht wird, möchte ich nicht empfehlen; es hat seine Nücken und versagt manchmal aus unerklärlichen Ursachen. Ob man das gewöhnliche weiche Bleischrot nehmen soll oder das Hartschrot, wage ich nicht zu entscheiden. Das englische Hartschrot wird durch einen Härtungsprozeß des Bleies gewonnen, das deutsche Hartschrot besteht aus einer Legierung von Blei, Zinn und Antimon und ist etwas leichter als das Weichschrot. Völlig zufriedenstellende Schußresultate werden mit allen beiden Sorten

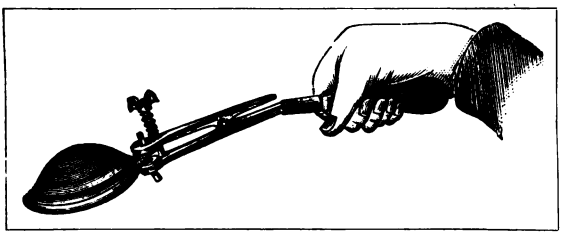


Abb. 57. Thontauben-Handschleuder.

erzielt. Manche Jäger geben dem Hartschrot, das im Lauf beim Ausschuß nicht deformiert, die Schuld daran, wenn das Gewehr „keinen Brand hat“, wie der gewöhnliche Ausdruck lautet, d. h. wenn das gut getroffene Wild nicht sofort getötet wird, sondern Kraft behält, abzulaufen oder abzustreichen.

Woran das liegt, läßt sich selten mit Sicherheit feststellen. Ich glaube, es gibt so viel Theorien darüber, wie Jäger. Früher glaubten die Waidmänner, die aus Tradition alle etwas abergläubisch sind, ans Behexen und wandten zur Zerstörung des Zaubers alle möglichen und unmöglichen Mittel an. Man schoß eine Blindschleiche aus dem Lauf und dergleichen. Jetzt versucht man das Verhältnis zwischen Pulver und Schrot zu ändern, aber trotz allen Experimentierens gelingt es selten, das Unheil zu bannen. Einen Fall kenne ich, da wurde das Übel dadurch beseitigt, daß der Besitzer die Läufe innen so einrosten ließ, bis sich kleine Gruben gebildet hatten. Den Erfolg erkläre ich mir daraus, daß das Schrot beim Ausschuß deformierte, scharfe Kanten erhielt, die zur schnellen Tötung beitrugen.

Als Patronenhülse wähle man diejenigen, die als gasdicht bezeichnet werden können, weil sie in ihrem unteren Teile mit einem Blechring innen versehen sind. Die Mehrkosten werden durch bessere Schießresultate eingebracht. Als Hilfsmittel für das Laden bedarf man eines verstellbaren Pulvermaßes, das das Gewicht des Pulvers glatt abgestrichen, genau angibt, dann eines Ladestöpsels und einer Würgmaschine. Die Prozedur des Ladens ist ziemlich einfach. Man schüttet das erforderliche Quantum Pulver in die Hülse und setzt zunächst ein Teerblättchen darauf, aber nicht zu fest, damit das Pulver nicht zu sehr zusammengepreßt wird. Dann kommt der gefaltete Filzpfropfen hinein. Früher galt es als ein vorzüglicher Kunstgriff, ihn an der Wand mit Leim zu bestreichen, um ihn fest einzuleimen. Den gleichen Erfolg erreicht man leichter dadurch, daß man das Kaliber des Pfropfens eine Nummer höher nimmt, als das Kaliber des Gewehrs; zu Kaliber 16 nimmt man 14 und zu Kaliber 12 nimmt man 10. Man braucht auch keine Maschine zum Einbringen des Pfropfens, da er, in den Fingern gerollt, sich so weit strecken läßt, daß er in die Hülse paßt. Er wird dann mit dem Ladestöpsel festgedrückt, aber nicht festgestampft. Dann thut man das Schrot hinein, ein weißes, dünnes Pappdeckelchen hinauf und würgt die Patrone, aber nur so weit, daß das Schrot nicht klappert.

Früher setzte man noch Culots unter das Schrot, fingerhutförmige kleine Pappgefäße, die das Schrot im Laufe zusammenhalten sollten. Wiederholte Versuche haben mich keinen Vorteil davon erkennen lassen. Sie scheinen auch ziemlich abgekommen zu sein. Praktisch ist ein Ladefutteral aus hartem Holz, worin man die Patrone beim Eindrücken des Pfropfens steckt, damit keine Ausbauchung entstehen kann.

Die schnelle Anfertigung einer größeren Anzahl Patronen geschieht auf die Weise, daß man bei allen Stücken zunächst die

Abb. 58. Amerikanische Original-Wurfmaschine zu den „Blue Rock“-Tauben oder „Fley Target“.

Abb. 59. Der Schuß im linken Winkel. + Zielpunkt.

gleiche Manipulation vornimmt, doch hüte man sich vor Mißgriffen, daß nicht in eine Hülse die doppelte Pulverladung gelangt, was übrigens beim Aufsetzen des Pfropfens zu erkennen ist. Daß man beim Patronenladen nicht Zigarren rauchen darf, sei allen Leichtsinnigen noch besonders eingeschärft. Früher oder später erfolgt doch bei solcher grenzenlosen Unvorsichtigkeit ein Unglück. Anfängern möchte ich noch den guten Rat geben, strikt nach dieser Anweisung zu verfahren und sich nicht von Unberufenen allerlei Mittel zur Verbesserung der Ladung anraten zu lassen. Als solche gelten: Eingießen der Schrote mit flüssigem Paraffin. Wirkt manchmal so stark, daß die Schrote wie eine Kugel aus dem Lauf fliegen, manchmal gar nicht. Zuschütten der Zwischenräume zwischen den Schroten mit Sand. Wirkt scheußlich auf die Läufe, an die Erhöhung der Schußleistung vermag ich nach den von einem Bekannten gemachten Erfahrungen nicht zu glauben.

Hat man die weißen Deckplättchen mit der Schrotnummer bezeichnet, oder besser noch mit der Stärke des Schrotes nach dem Durchmesser in Millimetern, dann kann man das Gewehr von einem sicheren Schützen anschießen lassen. Bei besseren Gewehren erhält man von der Fabrik bereits die Papierbogen, auf denen die Schußleistungen für die verschiedenen Schrotsorten zu ersehen sind. Kettner und auch andere Fabriken lassen auf Wunsch und Kosten der Besteller jedes Gewehr von der deutschen Versuchsanstalt für Schußwaffen in Halensee prüfen und fügen das Protokoll der Schußleistungen bei.

Hat das Gewehr bei der Prüfung genügende Durchschlagskraft ergeben und hält es so gut zusammen, daß der Raum des zu erlegenden Wildes von jedem Schuß mit der genügenden Anzahl von Schroten gedeckt wird, dann fasse man Zutrauen zu der Waffe und suche nicht bei Mißerfolgen die Fehler am Gewehr, sondern bei sich! Nichts ist verfehlter als ein Herumexperimentieren mit der Ladung! In neunundneunzig von hundert Fällen pflegt der Fehler am Schützen zu liegen. Und wohl dem, der sich das selbst sagt und durch stete Übung die Fehler zu vermeiden sucht.

Das Treffen.

Wer schießen und treffen lernen will, beginne mit Anschlagübungen. Man achte darauf, daß der Kolben richtig in die Schulter eingezogen wird und nicht auf die Muskel des Oberarms zu stehen kommt! Ohne lange zu zielen, markiere man den Druck am Abzug. Und dann ehrlich gegen sich selbst konstatieren, wie man abgekommen ist, ob zu hoch oder niedrig, ob rechts oder links! Das nächste Stadium ist das Zielen (nicht Schießen!) auf Thontauben und Glaskugeln, die von einer Maschine geschleudert werden

(Abb. 57, 58). Es gibt solche Apparate, bei denen man den Wurf selbst auslösen kann, jedoch ist es besser, dies durch einen Gehilfen besorgen zu lassen. Hat man nach fleißigem Üben die Überzeugung gewonnen, daß man im stande ist, das fliegende Ziel im richtigen Augenblick zu erfassen, dann beginne man zu schießen. Aber nicht ohne einen erfahrenen Freund, der unerbittlich den Fehler rügt, den Anfänger nur zu gern und unwillkürlich begehen, indem sie das Auge beim Abdrücken zukneifen. Für die Vollkommenheit im Schießen ist unerläßliche Bedingung, daß der Schütze durch das Feuer seines Schusses hindurch die Wirkung auf das Wild beobachtet.

Erst nach Erlangung ziemlicher Fertigkeit beginne man auf Wild zu schießen. Wer dies ohne Vorbereitung beginnt, wird nie oder selten sich über einen gewissen, mittelmäßigen Grad von Kunstfertigkeit erheben!

Die Regeln für den Schuß auf laufendes und fliegendes Wild beruhen auf zwei Thatsachen. Erstens: Die Schrote senken sich infolge der Schwerkraft. Zweitens: Der Entschluß abzudrücken, das Krümmen des Fingers, das Aufschlagen des Hahnes, die Entzündung des Pulvers und das Fliegen der Schrote nehmen Bruchteile einer Sekunde in Anspruch, während deren das in Bewegung befindliche Wild seine Stelle verändert. Darauf hat der Schütze Rücksicht zu nehmen. Das Mitziehen mit dem Wild kann nur von solchen Jägern ausgeübt werden, die auch im Moment des Abdrückens diese Bewegung noch fortführen.

Auf laufendes Wild, das mit der Breitseite vorüber kommt, wird zwei bis drei Hand breit vorgehalten. Kommt der Hase spitz von vorn, so hält man ihm ein Stück vor die Vorderläufe. Beim Schuß spitz von hinten muß man gerade die Löffel verschwinden sehen; kommt noch eine etwas schräge Richtung hinzu, so muß auch diese durch entsprechendes Vorhalten berücksichtigt werden. Auf seitlich vorbeistreifendes Flugwild wird vorgehalten, auf aufsteigendes Rebhuhn wird darüber, auf bergabstreichendes darunter gehalten. Das Wild muß in den Schußkegel hineinlaufen resp. -fliegen. Genaue Distanzen sind für das Vorhalten nicht anzugeben. Das richtet sich nach der Schnelligkeit der Bewegung. Auch ist der Zeitraum von dem Entschluß bis zur Ausführung bei allen Menschen verschieden. So minimal der Unterschied als Zeit gemessen auch sein mag, er ist doch von Bedeutung und erklärt die Thatsache, daß manche Jäger eine ganz bedeutende Strecke vorzuhalten genötigt sind.

Also Ruhe, offenes Auge und feste Hand! Lieber einmal zu spät schießen als zu früh! Mit der nötigen Übung wird man auch lernen, den richtigen Moment zu erfassen!

Abb. 60. Der Schuß spitz von vorn. + Zielpunkt.

Und oft gibt es nur einen einzigen Moment, den Schuß anzubringen. Wird er verpaßt, dann ist es vorbei. Mit meinem Vater ging ich eines Tages ins Revier. Wir wollten mehreren Horsten, die bewohnt waren, einen Besuch abstatten. Von der „Kultur" nahmen wir den Holzmeister mit; er sollte durch Kratzen am Baum den auf dem Gelege sitzenden Vogel zum Abstreichen bringen. An dem ersten Horst angekommen, stellten wir uns, jeder zu einer Seite, auf. Die Kiefer war recht hoch, neben ihr standen einige hochragende Fichten, so daß voraussichtlich nur ein Raum von einem Meter Durchmesser für den Schuß frei blieb. Der Hühnerhabicht stieg auf, der Schuß krachte, im nächsten Augenblick schlug der getroffene Vogel zur Erde. Als ich das Gewehr aufklappe, um zu laden, sehe ich, daß mein alter Herr dieselbe Manipulation vornimmt. Unser Holzmeister macht ein dumm verwundertes Gesicht, er hatte nur einen Schuß vernommen. Beim nächsten Horst passierte dasselbe.

Die Waldarbeiter, die wir später darum befragten, hatten beim erstenmal absolut nur einen Schuß herausgehört, beim zweitenmal aber einen Doppelschlag mit minimalem Zeitunterschied. Das Zusammenfallen der Schüsse erklärt sich daraus, daß eben nur der eine kurze Moment wahrgenommen werden mußte. Auch beim Suchen auf Waldschnepfen ist mir dasselbe passiert.

Die Büchse.

Es würde dem Zweck dieses Buches wenig entsprechen, die alte Streitfrage über die Größe des Kalibers breit zu treten. Sie ist auch durch die Fortschritte der Technik bereits so ziemlich entschieden, insofern, als durch Erfindung der Stahlmantelgeschosse eine Höchstleistung von Rasanz und Durchschlagskraft erreicht worden ist, die kaum noch übertroffen werden kann. Durch Entfernung eines Teiles des Stahlmantels wird die tödliche Wirkung des Schusses gegen früher so bedeutend erhöht, daß nichts mehr zu wünschen übrig bleibt. Im Gegenteil: die zerstörende Kraft der einschlagenden Kugel richtet im Körper des Wildes schon zu starke Verwüstungen an. Als ein Beispiel für die Schußleistung einer 8 mm-Büchse mit Teilmantelgeschoß seien kurz folgende vom Hofjägermeister Freiherr von Sch.-Karlsruhe erzielten Resultate berichtet:

1. Zwei Stücke weibliches Damwild standen auf 150 Schritte dicht beisammen. Das Geschoß durchschlug beide glatt. Das eine Stück blieb im Feuer, das andere that sich nach 100 Schritten nieder und ist krank abgefangen worden.

2. Alter Hase im Dämmerlicht auf 80 Schritte. Die Kugel riß den Hasen nahezu in zwei Stücke; das Gescheide lag neben dem Hasen. (!!)

Abb. 61. Der Schuß spitz von hinten. + Zielpunkt.

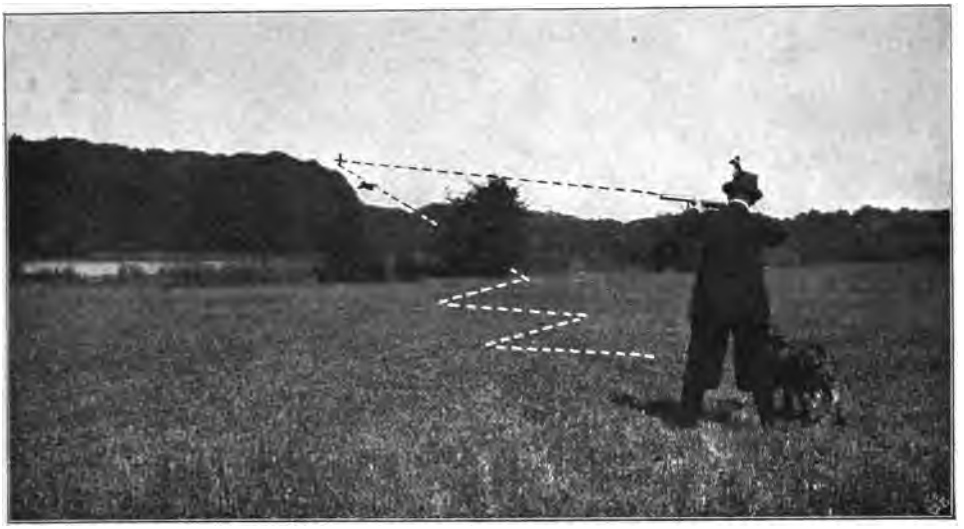


Abb. 62. Der Schuß auf die hochfliegende Bekassine. + Zielpunkt.

3. Beim Rückfahren von der Jagd stand ein Alttier auf 300 Schritte oben in der felsigen Bergwand. Ohne Klappe geschossen. Das Tier zeichnete durch Hochflucht und überschlug sich nach etlichen rasenden Fluchten wie ein Hase. Die Kugel war am linken Schulterblatt eingedrungen und blieb vor der rechten Keule stecken und zwar das abgeflachte Blei noch in dem zurückgestülpten Stahlmantel.

4. Ein Keiler nahm in einem lichten Eichenbestand Eicheln auf, Distanz 250 Schritte. Frhr. v. Sch. schoß aufgelegt. Der Keiler blieb auf dem Fleck, Kugel links vor dem Blatt herein und genau zwischen beiden Lichtern heraus.

Das ist in der That eine unheimliche Präzision. Und ebenso unheimlich ist die Wirkung des Geschosses im Wilde. Deshalb wird wohl jeder, der trotz guter Schußleistung auf die Erhaltung des Wildbrets Rücksicht nehmen muß, sich auch fernerhin einer Büchse bedienen, die mit Naßbrandpulver und Bleigeschoß allen billigen Anforderungen Genüge leistet. Doch möchte ich dann nicht für ein geringeres Kaliber als $11^1/_2$ mm sprechen.

Über die verschiedenen Systeme braucht man sich nicht zu streiten, sie entwickeln alle eine genügende Rasanz und bringen die Kugel auf den Fleck, auf den man abgekommen ist. Unsere Abbildungen (54) zeigen zuerst eine Büchse nach Mauserſystem mit Pistolenschaftung, Standvisier mit Klappe, Korn mit Silberpunkt, mattierter Visierbahn und Stechschloß. Bleigeschoß und Naßbrandpulver. Die Länge der Büchse 110 bis 112 cm, Lauflänge 60 cm, Gewicht ca. 2 kg 750 bis 850 g. Eine tüchtige, zuverlässige Waffe. In demselben System gibt es Mehrlader für fünf Patronen, für Ganz- oder Teilmantelgeschosse in Kaliber 8 oder $6^1/_2$ mm. Die Patronen lagern im Mittelschaft, werden mittelst eines Ladestreifens in das Magazin eingeschoben; sie können auch einzeln in den Lauf eingeschoben werden.

Die zweite Abbildung (55) zeigt eine Büchse, die in ihrem Mechanismus völlig dem jetzigen neuesten Militär-Infanterie-Gewehr gleicht. Sie wird mit $^2/_3$, $^4/_5$ und $^{11}/_{12}$ Teilmantelgeschoß zur Jagd auf Rotwild, Elch und Schwarzwild angewandt und liefert bei unheimlicher Präzision kaum zu übertreffende Resultate.

Eine Anweisung zur Erlernung des Büchsenschießens zu geben, wäre überflüssig. Der angehende Jäger, der nicht Soldat gewesen ist — und ihre Zahl wird ziemlich klein sein — thut gut, sich von einem erfahrenen Waidmann sowohl in die Theorie wie in die Praxis einführen zu lassen. Zum Schluß dieses Kapitels seien noch dem Drilling einige Worte gewidmet. Vielen Jägern, namentlich Forstleuten, genügt die Büchsflinte, die Kombination eines Schrot- und eines Kugellaufes nicht. Sie wollen

ein Gewehr haben, das sowohl als Doppelflinte wie als Büchse zugleich dient. Diesem Zweck entspricht der Drilling in der Konstruktion, daß das Kugelrohr unter den beiden Schrotläufen liegt. Noch mehr wie bei der Doppelflinte gilt hier der Rat, nicht nach billigen Fabrikaten zu greifen, sondern einen Preis anzulegen, für den man ein sauber gearbeitetes, exakt funktionierendes Gewehr verlangen darf. Den Lesern sei deshalb das neueste, ideal schöne Modell mit Hähnen von Eduard Kettner vorgeführt (Abb. 48). Das Gewehr besitzt drei Schlösser, zwei mit Hähnen und ein zwischen diesen Schlössern liegendes drittes Selbstspannerschloß. Wird das Gewehr geöffnet und geladen, so spannt sich das Schloß für den unteren Lauf von selbst, beim Schließen des Gewehres sichert sich dieses Schloß in vollkommener Weise von selbst. Zum Schuß wird es durch Zurückziehen des Schieberknopfes, der auf dem Kolbenhals liegt, eingestellt. Am rechten Abzug, der den rechten Schrotlauf und den Kugellauf bedient, ist ein Stecher vorhanden. Alle drei Schüsse können in beliebiger Reihenfolge abgegeben werden. Dieselben Vorzüge besitzt der hahnlose Drilling, bei dem alle drei Schlösser beim Schließen des Gewehres gespannt und das mittelste automatisch gesichert wird (Abb. 49).

Abb. 63. Der Schuß halb senkrecht nach oben. + Zielpunkt.

Schließlich sei noch die für glatte Gewehrläufe von Kettner konstruierte Treibspiegelkugel erwähnt, von der man stets einige bei sich führen kann, um für vorkommende Fälle einen Kugelschuß auf größeres Wild anbringen zu können. Die Kugel hat im oberen Teil eine Rille, die durch Umwickeln eines Fadens ausgefüllt wird, wodurch das gasdichte, anschmiegende Ansaugen an die Rohrwände bewirkt wird. Außerdem steckt die Kugel mit einem Zapfen in einem Treibspiegel, der unten mit Einschnitten versehen ist, die von den Pulvergasen beim Ausschuß fest an die Laufwand gepreßt werden und dem Geschoß gute Präzision, sowie Durchschlagskraft verleihen.

Dagegen möchte ich vor dem Versuch, aus einem Choke-bore mit der Kugel zu schießen, direkt warnen. Das ist geradezu widersinnig! Der Kugelschuß beruht doch auf der stetigen Führung durch die Züge oder durch einen Treibspiegel. Beides ist bei Choke-bore ausgeschlossen. Nimmt man die Kugel dem Kaliber entsprechend, dann kann man sich den Lauf an der Spitze aufreißen oder wenigstens aufbauchen, nimmt man eine kleinere Kugel, so wird der Schuß stets unsicher sein. Und ein unsicherer Kugelschuß auf edles Wild . . .!!

Sankt Hubertus. Gemälde von Wilhelm Räuber.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

Abb. 64. Kaiser Wilhelm II. in Letzlingen. (Aufnahme von M. Ziesler in Berlin.)

V. Der Jagdherr.

Unweit der Stadt L . . . . in Ostpreußen liegt ein großes, wertvolles Rittergut, ein echter rechter Edelsitz. Massiv eingebaut bis auf den letzten Stall, guter Weizenboden, über tausend Morgen prächtiger Laubwald und dazu ein fischreicher See, in dessen Rohrdickichten es von allerlei Wassergetier nur so wimmelt. Außer diesen Vorzügen besaß das Gut noch eine absonderliche Eigenschaft: es war das Dorado für alle Schießer und Sonntagsjäger der nahen Kreisstadt. Der Besitzer hatte weder Sinn für die Freuden des Waidwerks, noch eine Zunge für das Wildbret. Jedem, der ihn ansprach, wurde die Erlaubnis zu jagen bereitwillig gewährt. So zogen denn fast täglich die Jagdbeflissenen hinaus und schossen, was ihnen vor die Flinte kam.

Der Besitzer, ein Mann von imposanter Gestalt, mit einem wallenden Vollbart, war nicht als Herr dieses Gutes auf die Welt gekommen. Die verwitwete Gutsherrin hatte ihm zuerst die Bewirtschaftung der Begüterung anvertraut und nicht lange danach die Hand zum Bund fürs Leben gereicht. Als nach einigen Jahren die Frau kinderlos starb, war der arme Inspektor einer der reichsten Großgrundbesitzer der Provinz. Und nach Ablauf des Trauerjahres holte er sich eine neue Herrin ins Haus, eine feine Dame aus vornehmer Familie, natürlich seine Jugendliebe, wie die Welt wissen wollte. Von Stund an verlor das Gut seine Eigenschaft als Dorado für die Sonntagsjäger. Der junge Ehemann trat dem Jagdschutzverein bei, der sich gebildet hatte, als die Stadt Garnison erhielt, und im November des nächsten Jahres veranstaltete der Gutsherr eine Treibjagd, die er als Jagdherr mit gutem Willen und leidlichem Gelingen leitete.

Die kleine Geschichte ist nicht erfunden, sondern dem Leben entnommen. Sie illustriert sehr deutlich einen Vorgang, der sich

in den achtziger Jahren an der Ostgrenze des Reiches abspielte und vornehmlich den Offizierkorps der neuen Garnisonen zu danken ist. Nicht etwa, daß bis dahin alle Gutsbesitzer ihrem Wildbestand gleichgültig gegenüber standen. O nein! Sie hielten sehr eifrig darauf, daß jedes Stück, das auf ihren Fluren jung wurde, in die Küche und in die Bratpfanne gelangte. Es war ein Krieg aller gegen alle nach dem Grundsatz: was ich nicht schieße, schießt mein Nachbar. Zwischen den Gütern lagen überall Bauerndörfer, deren Jagd meistens an Schießer aus der Stadt verpachtet war, denen der Begriff des Schonens unbekannt war.

Die Gründung des Jagdschutzvereins durch die Offiziere wirkte Wunder. Er war mit klugem Vorbedacht nicht als exklusiv vornehmer Klub gedacht, sondern man hatte die Aufforderungen zum Beitritt auch an alle diejenigen gerichtet, die als die ärgsten Schießer bekannt waren. Der Erfolg war wunderbar. Gleich beim ersten Anlauf fand sich eine Gesellschaft zusammen, die mehr als die Hälfte des Kreises in jagdlicher Beziehung beherrschte. Bald galt es nicht nur als Ehre, dem Jagdschutzverein anzugehören, sondern jeder, der außerhalb stand, wurde nicht als waidgerechter, anständiger Jäger betrachtet. Und als der Verein mit der größten Energie gegen einige Aasjäger vorgegangen und ihre Bestrafung wegen Übertretung des Schongesetzes durchgesetzt hatte, war sein Sieg entschieden. Wer noch nicht beigetreten war, suchte eiligst hineinzukommen.

Schon nach wenigen Jahren zeigten sich die segensreichen Wirkungen. Im Stadtwalde, der sonst in jedem Winter bei zwei, drei Treibjagden im ganzen 20 bis 30 Hasen geliefert hatte, wurden auf der ersten vom Verein veranstalteten Treibjagd 155 Hasen geschossen. Für eine Gegend, die bis dahin als wildarm gegolten hatte, ein ganz vorzügliches Resultat, das überall zur Nachahmung anreizen sollte. —

Der einzelne Jagdherr, sei es, daß er als Eigentümer auf eigenem Boden schaltet und waltet, oder als Pächter eine Jagd „beschießt", wie der Ausdruck bezeichnenderweise lautet, hat an seinem Teil auch Pflichten gegen sein Wild zu erfüllen. Nicht nur, daß er sich beim Abschuß Beschränkungen auferlegt, um seine Wildbahn in

Abb. 65. Kaiser Wilhelm II. auf der Fahrt in der Schorfheide. (Aufnahme von M. Ziesler in Berlin.)

Abb. 66. Kaiser Wilhelm II. auf dem Anstand in Königswusterhausen.
(Aufnahme von M. Ziesler in Berlin.)

ihrem Bestand zu erhalten, er muß auch hegen und pflegen. Dazu gehört sowohl das Vertilgen des Raubzeugs wie das Füttern im Winter. Ist der Hausherr selbst nicht ein waidgerechter Jäger, so muß er den Gärtner oder Jäger, dem die Jagd anvertraut ist, mit den Grundsätzen des Hegens bekannt machen. In den meisten Fällen wird die Anleitung, unterstützt durch ein gutes Buch über die Jagd genügen, um aus einem Schießer einen Heger zu machen. Und soviel Hintergetreide und Heu, wie zum Füttern des Wildes im Winter erforderlich ist, wird wohl auf jeder Besitzung überflüssig sein.

Mit Recht wird darüber geklagt, daß der intensive Betrieb der Landwirtschaft die Schlupfwinkel, deren namentlich das Rebhuhn zum Schutze vor den Raubvögeln bedarf, vermindert habe. Das ist richtig. Es braucht aber nicht so zu sein. Auf jeder Begüterung werden Ödländereien, Grabenränder, Feldraine vorhanden sein, die mit Ginster, Hagebutten, Topinambur bepflanzt, dem Wild Unterschlupf gewähren. In der That hat bereits infolge zahlreicher

Mahnungen eine rückläufige Bewegung eingesetzt, die für die Zukunft das Beste erhoffen läßt.

Wer seine Hühnerjagd hoch bringen will, der achte darauf, daß nicht Hunde auf dem Felde herumjachern oder wildernde Katzen sich umhertreiben. Die Einführung der Hundesteuer hat zwar in manchen Ortschaften eine heilsame Verminderung der Fixköter verursacht, aber die Katzen schleichen nach wie vor aus den Hausgärten aufs Feld und thun der Jagd entsetzlichen Schaden. Das Zerstören der Rebhuhngelege durch Hütejungen ist auf dem Lande ein beliebter Sport. Er ist aber auszurotten, wenn man einige Mark Geld daran wagt und den jungen und alten Pisangs eine Belohnung dafür verspricht und gewährt, daß die Gelege nicht ausgeraubt, die brütenden Hühner nicht gestört und beim Mähen nicht ohne einen deckenden Kleefleck bleiben. Genießt der Jagdpächter das Vergnügen, die

wortführenden Pisangs eines Dorfes als Jagdgäste bei sich zu sehen, die mit Vorliebe Sekt aus Henkelgläsern trinken und Gänseleberpastete mit dem Löffel essen, so wird sich eine Beeinflussung zu gunsten der brütenden Hühner nicht schwer ausüben lassen. Aber auch dem grundbesitzenden Jagdherrn sei empfohlen, den Feldarbeitern die Schonung der Gelege ans Herz zu legen. Am Tage vor dem Mähen eines Kleefeldes kann der Jäger das Terrain mit einem ruhigen zuverlässigen Hunde absuchen und die Nester durch einen Stock kennzeichnen. Diese Sorgfalt wird durch Verbesserung der Jagd reichlich belohnt, denn oft wird das brütende Huhn von der Sense auf einem Gelege getötet, aus dem die Jungen schon nach wenigen Tagen ausgefallen wären.

Jeder Jagdherr wird die Freuden der Jagd gern mit guten Freunden teilen. Doch ist es nicht üblich, zur Hühnerjagd eine große

Abb. 67. Kaiser Wilhelm II. besichtigt die Strecke in der Schorfheide.
(Aufnahme von M. Ziesler in Berlin.)

Abb. 68. Kaiser Wilhelm II. besichtigt mit Landrat von Stubenrauch die Strecke im Grunewald. (Aufnahme von M. Ziesler in Berlin.)

Gesellschaft zu laden. Dies Vergnügen genießt man am besten zu zweien, schon der Hunde wegen, die im großen Haufen leichter wild werden, als wenn sie allein oder nur zu zweien arbeiten. Auch ist es ein alter Erfahrungssatz, daß vier, fünf Jäger beim Aufstehen eines starken Volkes weniger schießen, als zwei, die sich darüber verständigt haben, nur nach den Hühnern zu schießen, die nach ihrer Richtung aufstehen. Und wenn das Volk gesprengt wird und zerfällt, dann müssen sich die Jäger doch vereinzeln. Sind mehrere Jagdgäste vorhanden, was in der Nähe der Großstädte sehr oft der Fall sein wird, dann ist das Teilen in einzelne Paare durchaus zu empfehlen.

Den Anlaß, eine große Gesellschaft zu laden, bietet dagegen die Treibjagd. Sie wird um so besser ausfallen, je sorgsamer sie der Jagdherr vorbereitet. Dazu gehört vor allem anderen das Einexerzieren der Treiber. Es macht einen fürchterlichen Eindruck, wenn der Jagdgast merkt, daß die Treiberwehr vor ihm eine große Lücke aufweist oder wenn gar ein Treiber fünf Minuten vor den anderen an der Schützenlinie anlangt. Um solche Uebelstände zu vermeiden, müssen die Treiber bei einem Probemarsch über den Hof dazu angeleitet werden, gleichmäßig vorzurücken und den richtigen Abstand zu halten. Das ist namentlich bei Waldtreiben von großem Einfluß auf das Resultat der Jagd. Der Jagdherr muß sich ferner vorher einen Schlachtplan entwerfen, wie er sein Revier treiben wird, je nachdem der Wind aus dieser oder jener Richtung steht. Am vorteilhaftesten ist es, wenn die Treiber, an der Schützenlinie angekommen, stehen bleiben und in derselben Richtung weiter treiben können, sowie die Schützen wieder vorgestellt sind. Zur Vermeidung von Zeitverlust sind zu beiden Sei-

ten des Treibens einige Schlitten bereit zu halten, in denen die Schützen zum nächsten Gestell fahren.

Jeder Teilnehmer der Jagd muß von jedem andern annehmen können, daß er mit den allgemeinen Jagdregeln und der Handhabung des Gewehrs hinreichend vertraut ist, um seinen Nebenmann nicht zu gefährden. Personen einzuladen, über deren waidmännische Qualitäten man nicht genau informiert ist, bedeutet nicht nur eine Rücksichtslosigkeit gegen die anderen Gäste, sondern unter Umständen auch eine große moralische Verantwortlichkeit. Solche Vorfälle, wie sie E. v. d. Bosch erzählt, daß z. B. auf einer Jagd ein Teilnehmer sich erkundigte, wie „das Ding" — sein nagelneues Gewehr — zu öffnen und zu laden sei, müßten zu den Unmöglichkeiten gehören.

Beim Rendezvous läßt der Jagdherr, wenn alle seine Schützen versammelt sind, die Nummern ziehen, kleine Papptäfelchen mit einer Sicherheitsnadel, die am Rock sichtbar befestigt werden. Sie geben jedem Gast für jedes Treiben seinen Stand. Nr. 1 beginnt beim ersten Treiben auf dem rechten Flügel, dann Nr. 2 u. s. w., so daß bei niemand der Gedanke aufkommen kann, er sei hintangesetzt oder bevorzugt. Der Jagdherr allein wird in der Regel keine Nummer tragen, sondern die Schützen geleiten und sich dann auf den Haken als letzter anstellen, was übrigens nicht das Schlechteste ist, denn erfahrungsgemäß ist an manchen Tagen der Anlauf auf den Haken größer als nach der Mitte des Treibens. Selbstverständlich hat auch ein Verbot, z. B. auf Reh zu schießen, für jeden zu gelten. Der alte Oberförster W. hatte die Angewohnheit, auf jeder Treibjagd einem einzelnen Schützen die Erlaubnis zu erteilen, auf Bock zu schießen. Sehr oft wurde mir in Vaters Revier dieser Auftrag zu teil. Das war in der Zeit, wenn der Bock abgeworfen hat, ein zweifelhafter Vorzug, denn wie leicht kann man trotz aller Vorsicht eine Ricke zur Strecke bringen! Und dann die Mißstimmung unter den Jagdgästen, von denen sich jeder einzelne zurückgesetzt fühlt!

Abb. 69 Tierstudien. Gemälde von F. Snijders im Museum zu Brüssel.

Nach Verteilung der Nummerkarten soll der Jagdherr an die Gäste eine kleine Ansprache halten, wenn er es vermag, mit humoristischem Anstrich etwa des Inhalts: Er habe die Jagd vorschriftsmäßig bei St. Hubertus angemeldet und dabei den Auftrag

Abb. 70. Kaiser Wilhelm II. auf der Pürschjagd in der Schorfheide. Gemälde von Julius Falat.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Abb. 71. Der Prinz-Regent Luitpold von Bayern beim Jagdfrühstück im Spessart.
(Aufnahme von B. Dittmar in München.)

erhalten, darauf zu achten, daß kein Verstoß gegen die Regeln des Schutzpatrons ungerügt bliebe. Daß keine Verstöße vorkommen würden, wage er nicht anzunehmen. Deshalb habe er eine Liste der größten Verstöße und Strafen dafür festgesetzt. — Falls nach der Jagd ein gemeinsames Schüsseltreiben abgehalten wird, kann noch hinzugefügt werden, daß ein Jagdgericht diejenigen Missethäter aburteilen werde, die andere, nicht bezeichnete Vergehen begehen würden.

Die Liste darf nicht zu lang ausfallen; sie muß jedoch Strafen enthalten für Fehlschüsse auf Hase und Fuchs, für falsches Tragen des Gewehres, für Nichtentladen bei Beendigung eines jeden Treibens, für Erlegen eines verbotenen Wildes, für das Schießen in den Kessel nach dem Signal, das dieses verbietet u. s. w. Die Höhe der Geldstrafen kann der Jagdherr unter Berücksichtigung des Geldbeutels seiner Gäste bemessen. Fehlschüsse mit 10 bis 25 Pf., das übrige entsprechend. Doch ohne Rücksicht auf den Geldbeutel ist das Schießen und Erlegen eines verbotenen Wildes zu rügen; z. B. einer Birk- oder Fasanenhenne, einer Ricke u. s. w. Ein Betrag von 6 bis 10 Mk. ist als Strafe für den Mißbrauch der Gastfreundschaft nicht zu hoch.

Nach jedem Treiben notiert der Jagdherr die Zahl der Fehlschüsse, die ihm von den Gästen angegeben werden. Doch wird er gut daran thun, in jedem Treiben die Zahl der Schüsse zu kontrollieren, weil Fehlschüsse ungeheuer leicht vergessen werden. Die gesammelten Strafgelder sind an die Geschäftsstelle des Vereins **Waldheil** in Neudamm abzuführen, von der jeder Jagdherr auf Erfordern die Einladungskarten zur Jagd unentgeltlich zugesandt erhält.

Das Jagdgericht am Abend ist eine amüsante und wohlthätige Einrichtung. Ein älterer mit Autorität bekleideter Waidmann wird zum Richter ernannt, ein anderer zum öffentlichen Ankläger, ein dritter zum Verteidiger. Dem Ankläger werden schriftlich die Thatsachen, die zur Erhebung einer Anklage gegen einen Jagdgenossen Anlaß bieten, mitgeteilt, z. B. „Herr N. N. hat nach Beginn des Treibens seinen Platz gewechselt.“ „Herr X. Y. ist vom Stand bis zum Schlitten mit gespannten Hähnen gegangen.“ Daß ein Verteidiger sein Plaidoyer auf Nichtschuldig mit dem Antrag auf Erhöhung der vom Ankläger beantragten Strafe schließt, ist mir oft genug vorgekommen.

Bietet der Jagdherr seinen Gästen auf Treibjagd ein Frühstück, so sei die Devise r: einfach aber reichlich! An geeigneter le wird ein Feuer angezündet, daneben der Schlitten mit der Atzung. Besser belegte Brote sind Stücke Wurst, die faustibus genossen werden, ebenso die men Würstchen. Als Getränk ein guter a oder Kognak und Warmbier, d. i. chtes Braunbier mit Ei abgerührt. hoch hinaus will, mag einen heißen sch spendieren, aber nach dem ostpreußi- Rezept: Rum muß darin sein, Zucker n darin sein, Wasser ist nicht absolut idig. Wird der Imbiß den Gästen usfrau oder gar von dem holdseli- Ei rerlein mit freundlicher Miene dar- icht, so mundet er doppelt und dreifach gut. Noch einen Wink! Wenn der dherr seinen Gästen auf der Hühnerjagd Erfrischung bieten will, so eignet sich heißen Tagen nichts besser dazu, als frisch eingelegte Dillgurke. Auch frisches thut gute Dienste. Wer es noch nicht t, der versuche, eine frische, grüne Gurke unehmen. Nichts stillt den Durst besser, der Saft dieser Frucht. Und schon cher Jagdkumpan hat von mir diesen uß auf der Jagd kennen und schätzen nt.

Die Veranstaltung einer Entenjagd dem Jagdherrn ganz besondere Ver- htungen in Bezug auf die Auswahl r Jagdgäste auf. Auf keiner Jagd eren soviel Unglücksfälle als bei der njagd, obwohl nicht immer Unvor- eit und Fahrlässigkeit die Ursache Deshalb sei die Regel hier aufgestellt, unter keinen Umständen wagrecht über das Schilf zu schießen. Der Jagdherr wird gut thun, dies seinen Gästen ganz besonders einzuschärfen und eine hohe Strafe auf die Uebertretung zu setzen. Auch das Schießen noch nicht flügger Enten kann bestraft werden. Fehlschüsse sind mit 10 Pf. zur Genüge bestraft, denn bei der Entenjagd werden stets viel Löcher in die Natur geschossen.

Es sei mir gestattet, hier ein Wort von Gustav Freytag dahin zu variieren, daß es dem Gast eine Ehre ist, gute Bewirtung zu empfangen, dem Jagdherrn aber, freudig zu spenden. Mit der Jagd, wie sie heutzutage von der deutschen Jägerwelt aufgefaßt wird, verträgt sich Protzen und Prunken nicht. Und die gute Bewirtung, die der Jagdherr dem Gast freudig spendet, besteht nicht nur in Essen und Trinken, sondern auch in der guten Vorbereitung der Jagd, so daß alles gut „klappt". Das Schüsseltreiben soll nie die Hauptsache sein. Doch bin ich weit davon entfernt, einem Jagdherrn, der das Erforderliche in Küche und Keller hat, einen Vorwurf daraus zu machen, daß er nach der Jagd einen guten Happen und einen guten Tropfen „auffahren" läßt. In der Beziehung halte ich es mit dem Kandidaten, der bei seiner Probepredigt gegen das Schlemmen und Saufen zu donnern und zum Schluß die Nutzanwendung auf den gestrengen Herrn Patron zu machen hatte, der den Freuden der Tafel nicht abhold war. So wie er hatte noch niemand den Bauern ins Gewissen geredet. Und dann schloß er: Was aber unseren gnädigen Herrn betrifft: der hat's, dem schmeckt's, wohl bekomm's ihm, Amen!

Abb. 72. Der Hubertusorden. Zeichnung von C. L. Becker.

Abb. 73. Angeschossener Keiler. Gemälde von G. v. Maffei.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

VI. Hirsch und Sau.

Ein bißchen viel Stoff für ein Kapitel! Doch es gilt ja nicht, hirschgerechte Jäger heranzubilden, die in deutschen Landen schon recht dünn gesäet sind, sondern den vielen Jagdbeflissenen, die in ihrem Leben selten mit diesen beiden Wildarten zusammentreffen, ein Bild von dem Jagdbetrieb zu geben, der sich im Lauf der Jahrhunderte zu einer Wissenschaft entwickelte, um dann in wenigen Jahrzehnten bis auf wenige Reste völlig zu verschwinden. Nur noch an Fürstenhöfen findet sich der ganze große Apparat an Netzen, Lappen, der Leit- und Schweißhund. Und immer seltener wird der Apparat in Bewegung gesetzt, denn die hohen Jagdherren, wie unser Kaiser, der Prinz-Regent von Bayern, der Kaiser Franz Joseph von Österreich-Ungarn ziehen den Pürschgang in freier Wildbahn dem Erlegen des eingelappten Wildes vor. Und aus der mit persönlicher Gefahr verbundenen Parforcejagd auf Schwarzwild ist ein vergnüglicher Spazierritt geworden, der wie ein höfischer Brauch zu pietätvoller Bewahrung der Tradition geübt wird . . .

Abb. 74. Kaiser Franz Joseph im Jagdkostüm.

Der hirschgerechte Jäger muß vor allem jede Fährte richtig ansprechen. Das ist eine Kunst, die nur unter steter Anleitung eines firmen Lehrprinzen durch fortwährende Uebung zu erlernen ist. Nicht weniger als 72 Kennzeichen an der Fährte werden von alten Jägern angegeben, doch sind viele davon entbehrlich und nichts weiter als eine Ausartung in überflüssige Subtilitäten. Die wichtigsten Kennzeichen

doch sind auch heutzutage noch nützlich zu
issen für den Jäger, der nur auf dem
ürschgang oder auf dem Anstand einen
irsch zu erlegen Gelegenheit findet. Ich
be sie daher nach Dietrich a. d. Winckell,
ich der vierten von Jacob von Tschudi
arbeiteten Auflage wieder.

1. Der Schrank oder das Schränken
steht darin, daß, wenn der Hirsch feist
: oder im Schnee, Sand oder Moder fort-
eht, die Tritte des rechten und linken
ufes nie gerade hinter-, sondern neben-
nander kommen. An der Weite des
hranks erkennt man zugleich die Schwere
d Breite des Hirsches. Das Tier
ränkt auch zuweilen, doch gewiß nicht in
ei, vier Schritten hintereinander; der
rsch hingegen ununterbrochen, auch schränkt
der Regel nur das tragende Tier.

2. Der Hirsch schreitet schon in einem
ter von vier Jahren weiter aus, als das
teste Tier. Dies Zeichen heißt der
chritt. Es ist zu allen Zeiten und in
em Boden, auch beim tiefsten Schnee und
i Flugsande bemerkbar und durchaus ge-
ht. Schreitet er $2^1/_2$ Fuß weit, wobei
ie von den zwei hintereinander folgenden
ihrten mitgemessen wird, so kann er füg-
h ein „Gehörn" an 10 Enden tragen.

Ich rate dem jungen Jäger, jedesmal, wenn er einen Hirsch an 8, 10 und 12 oder mehr Enden einzeln ziehen sieht, die Fährte aufzusuchen und die Weite des Schritts mit dem Zollstab zu messen.

3. Der Zwang oder das Zwängen entsteht dadurch, daß der Hirsch die im Tritte zusammengepreßte Erde zum Teil mit den Schalen fest an sich und rückwärts zieht. In dem „Geheimen Jagdbuch" Kaiser Maximilian I.: „Von den Zeichen der Hirsche" wird darüber gesagt: „Ich will Dich ein gar gut Zeichen lehren: Der Hirsch geht allemal mit geschlossener und wohlgesetzter Schale, so daß er nichts zwischen der Spalte herausdringen läßt, das heißt das Zwingen. Dies kann eine Hind nicht, daß sie nämlich ihren Tritt so fest schließt, es dringt ihr immer etwas durch den Spalt aufwärts."

Abb. 75. Das Jagdschloß Kaiser Wilhelms II. in der Rominter Heide.

4. Der Burgstall oder der Grimmen stellt sich in der Mitte des Trittes als eine kleine gewölbte, der Länge nach ausgedehnte Erhabenheit dar, die durch das feste Ein- und Vorwärtsdrücken des Ballens gebildet wird. Im feuchten Lehm- und Sandboden ist dies Zeichen deutlich wahrnehmbar und dann sehr gerecht.

5. Wenn die durch die vorderen Schalen

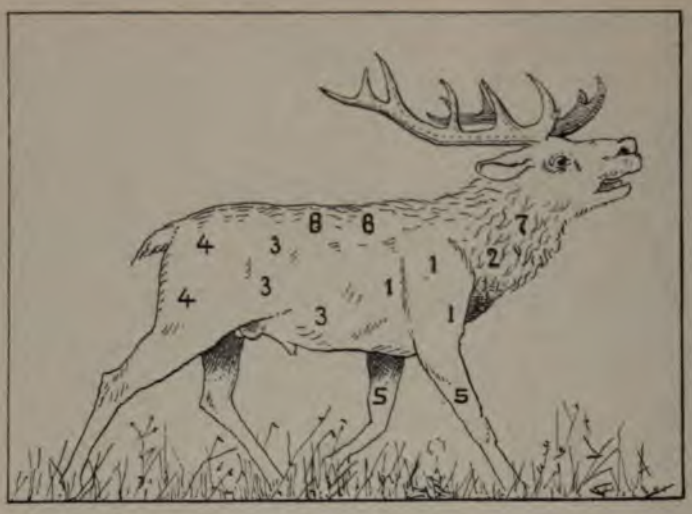


Abb. 76. Anschüsse:
1. Blatt-, Herz- und Lungenschuß; 2. Schuß auf den Stich; 3. Waidwundschuß; 4. Schlegelschuß; 5. Vorderlaufschuß; 6. Krellschuß; 7. Halsschuß.

gebildeten Tritte von den Tritten der hinteren Schalen gleichsam gespalten, sonach kreuzförmig erscheinen und in diesen Doppeltritten drei Ballen sichtbar werden, so nennt man dies den Kreuztritt. Er wird beim Tier nie bemerkt.

6. Das Zurückbleiben oder Hinterlassen entsteht, wenn die Tritte der hinteren Schalen zwei bis drei Finger breit gerade hinter den vorderen in den Boden sich eingedrückt haben. Nur alte Hirsche machen dies Zeichen wegen mangelnder Dehnkraft der Sehnen. Das alte tragende Tier bleibt auch zurück, aber man wird bemerken, daß dann die Hinterfährte immer etwas seitwärts gegen die vordere steht.

7. Das Zeichen der Übereilung findet man nur bei jungen und schlechten Hirschen, und es wird dadurch bemerkbar, daß der Hintertritt ganz gerade vor den vorderen gestellt ist.

8. Eins der sichersten Zeichen ist das in gutem Boden eingedrückte Geäfter oder die Oberrücken. Beim Hirsch ist der Eindruck fast so stark wie ein Mannesdaumen, beim Tier spitz und schmal. Beim Hirsch erscheinen die Eindrücke des Geäfters in die Breite, beim Tier in die Länge gestellt; beim Hirsch steht es bei ruhigem Gange wie bei der Flucht $2^1/_2$ bis 3 Zoll, beim Tier kaum 2 Zoll vom Ballen entfernt.

9. Die Schalen des Hirsches sind durch das stete Zwängen und durch die Schwere seines Leibes vorn stumpfer, als die spitzig

Abb. 77. Waidwunder Zehnender.
Ölstudie von F. Chr. Deiker.

nden des Tieres. Dies Zeichen heißt Stümpfe.

0. Das Fädlein. Durch den stets offenen Gang und durch das Zwängen en Schalen wird beim Zuge des Hirsches utem, zusammenhaltendem Boden be-, daß in der Mitte des Trittes ein r schmaler, erhabener, oben zugeschärfter strich sich darstellt, der das Fädlein nt wird.

1. Das Insiegel. Wenn nach langer e ein kurzer, aber starker Regen ge- ist und der Hirsch in fettem Boden olze zieht, so behält er ganze Stücken und hintere Fährte brunstet, das Tier näßt zwischen die Hinterfährte. Hirschgerechte Jäger vermögen aus langer Erfahrung auch aus der Form und Beschaffenheit der Losung den Hirsch anzusprechen. Doch genug von diesem Thema, das ich mit den Worten des kaiserlichen Lehrprinzen beendigen will: „Wenn du ein guter Jäger werden willst, so jage den Hirsch lange und tüchtig, dann wirst du eine Menge Zeichen sehen, die ich dir nicht vollständig beschreiben kann. Und sei unverdrossen und laß nicht ab, so erjagst du das Wild, denn der schlafenden Katze läuft die wachende Maus selten

Abb. 78. Königswusterhausen, das Jagdschloß Kaiser Wilhelms II.

in und an den Schalen, die oft fast so wie ein Teller sind. Da, wo er zuauf Rasen tritt, fällt das Stück im n ab. Das ist ein sehr gerechtes m und heißt das Insiegel.

2. Die Himmelsspur. Das Schlagen segen mit dem Geweih an den Bäumen leichfalls ein untrügliches Zeichen des jes, und man muß darauf vorzüglich rtem Boden, wo man die Fährten nicht t kann, acht haben. Je stärker der) ist, an desto stärkeren Holzstangen r und desto höher hinauf erscheinen von der Rinde entblößt.

uch am Näſſen ist der Hirsch zu er-, weil er mitten zwischen die vordere ins Maul und das nur, wenn sie's aufsperrt!“

Ja, unverdrossen mußte ein hirschgerechter Jäger sein, der mit dem Leithund arbeitete. Und ein gutes Gedächtnis mußte er haben, für all die schönen „Wäydgeschreye“, mit denen er sein Tagewerk zu begleiten hatte, zumal in jener Zeit, in der die Jäger sich als eine Zunft fühlten und in allerlei absonderlichen Gebräuchen ihre Ehre setzten. Einige davon seien als Kuriosum mitgeteilt:

„Wann ein Jäger deß Morgens auffstehet | der jagen wil | soll er den Tag jägerlichen außschreyen | vnd die mit ihme jagen wöllen | also auffwecken, wie hernach folgt:

Abb. 79. Speisesaal (Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I.) im Jagdschloß Königswusterhausen.

Rufe für jede Phase der Jagd. Zum Beispiel:

„Wenn der Hund Einer die Hirschfahrt erlanget, sol er (d. h. der Jäger!) ein Bruch werfen vnd schreyen: Der Hund sagt recht | hat recht | dahinauß | hat recht | sagt recht.

Von all diesen Zunftgebräuchen ist so gut wie gar nichts übrig geblieben. Nur einige stereotype Kommandoworte, die wie bei der Führung des Hühnerhundes unentbehrlich sind, haben sich erhalten. Die Anwendung des Leithundes bei der Hochwildjagd hat etwa im vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts schon ziemlich aufgehört, und in den sechziger Jahren stellte v. Tschudi die Behauptung auf, daß in ganz Deutschland kaum ein Dutzend hirschgerechte Jäger zu finden sein dürften, die im stande wären, einen Leithund regelrecht zu arbeiten oder ein Jagen im Zeuge einzurichten. Damals schien auch nirgends mehr eine rein fortgezüchtete Rasse von Leithunden vorhanden zu sein. Ob inzwischen eine Besserung nach dieser Richtung eingetreten ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können, dagegen hat die Zucht der Schweißhunde,

Wolauff | wolauff | wolauff | der liechte Morgen | der ist heut auch auff.

Wolauff | wolauff | wolauff | Herrrn vnd Frawen | laßt vns heut ein edlen Hirschen beschawen.

Wolauff | wolauff | wolauff | der Kelner vnd der Koch | Vnd der Gadner auch!

Wann nun der Jäger hinauß zeucht auff den Versuch | so sol er mit seinen Hunden also jägerlich reden:

Gesell | Gesell | hinwider laß sehen | hinfür lieber Gesell | etwa heut sehen | ob dir etwas guts von dem edlen Hirsch wöll beschehen.

Hinfür lieber Gesellmann hinfür | hinfür lieber der Wäyd nach | dieser zeit Jars solte der edel Hirsch gern hergohn | als deß edlen Hirsch Vatter vor offt vnd dick auch hat gethan."

Zwiegespräche zwischen dem Jäger und dem Knecht, natürlich ebenso geistreichen Inhalts, werden von alten Jagdbüchern mit derselben Gewissenhaftigkeit angegeben, wie die feststehenden

Abb. 80. Jagdschloß Hubertusstock in der Schorfheide.

ie sich die beiden Vereine „Nimrod-
eln“ und „Nimrod-Schlesien“
besonders interessieren, seit 1879, wo
Rassekennzeichen einer ganzen Anzahl
Stämmen zu einem Normalschweißhund
mengeschmolzen wurden, einen neuen
hwung genommen. Der Schweiß-
d hat als Begleiter beim Pürschgang
auf dem Anstand noch eine gewisse
nzberechtigung. Sie schrumpft aber
er Verbesserung
Schußwaffen,
jetzt tödlicher
n als ehedem,
r mehr zu-
en. So ist es
kein Wunder,
nach dem
ns von E. v.
osch auch die
derjenigen Jä-
die im stande
inen Schweiß-
d zu arbeiten,
r geringer wird.
Jäger ersetzen
uerer Zeit den
eißhund durch
ühnerhund,
die Aufgabe,
iner Schweiß-
nachzuhängen,
einiger Übung
eichtigkeit be-
st.
n der Schil-
g des „Haupt-
“ auf Hirsch
mich kurz
schon aus dem
weil es mir
wie dem
er D. a. d. Winckell, dem sich,
gesteht, „während seines sechs-
rigen Waidmannslebens keine
genheit darbot, an der Einrich-
s Hauptjagens mitzuarbeiten oder
der Abhaltung desselben beizu-
. Er war also bereits genötigt,
Schilderung auf ältere Jagd-
r, wie Döbel und Flemming
eifen.
lig der Vergangenheit angehörend
die französische oder

Abb. 81. Hubertusbild in der Schorfheide.

Parforcejagd auf Edelhirsch bezeichnen. Sie bestand darin, daß man einem Hirsch mit einer beträchtlichen Anzahl von Jagdhunden so lange auf der Fährte folgte, bis er durch die Flucht ermüdet, nicht mehr von der Stelle wich, sondern sich den Hunden stellte, bis diese ihn entweder niederzogen oder er von den Jägern erlegt wurde. Die Hauptbedingungen für diese Jagdart waren erstens eine vorzügliche Meute von 80 bis 90 Hunden, die nur auf der Hirschfährte, auf der sie angelegt wurden, fortarbeiteten, zweitens ein vollkommen hirschgerecht ausgebildetes Personal, das z. B. in Dessau aus einem Direktor, einem Oberjäger, drei Jägern, zwei Piqueurs, einem Hundearzt, vier Hundewärtern und sechs Jagdpfeifern bestand, drittens eine Anzahl ausdauernder trefflich gerittener Pferde, deren jeder Jagdteilnehmer vier Stück zur Verfügung haben mußte, viertens ein reicher Wildstand und fünftens das nötige Gelände zur Ausübung der Jagd.

Der Parforcejagd entstammt eine Bezeichnung des Hirsches, die von der deutschen, die Enden des Geweihes zählenden, völlig abweicht. Man nannte den Hirsch, der das zweite Gehörn aufsetzte, einen Hirsch vom zweiten Kopf, im vierten Jahr einen Hirsch vom dritten Kopf, im fünften vom vierten Kopf. Mit dem sechsten Jahre wurde er als schlecht jagdbar, mit dem achten als „jagdbar vom zweiten Kopf“ u. s. w. angesprochen. Diese Art der Bezeichnung nahm nur auf die Stärke und Perlbesetzung der Stangen

Abb. 82. Jäger mit Schweißhund.

und Rosen Rücksicht und sprach danach mutmaßlich das Alter an, näherte sich also der von Professor Blasius aufgestellten zoologischen Betrachtungsweise.

Die Parforcejagd muß den Teilnehmern viel Vergnügen bereitet haben; der Laut der Meute, das Juchzen und Blasen, setzte die Jäger in Feuer und verjüngte Greise. Nur den Jagdpfeifern wird sie weniger Vergnügen als Anstrengung verursacht haben, denn sie hatten jede Phase der Jagd mit Signalen zu begleiten und zum Schluß das Halali zu blasen. In der Litteratur ist die Parforcejagd, auch abgesehen von den Gelegenheitspoemen höfischer Reimkünstler, recht oft, meistens allerdings in polemischer Art behandelt worden. Im Volksbewußtsein gab sie das Vorbild für die wilde Jagd, den Umzug des Allvaters Wodan ab. Die Maler haben sie, die ihnen als Vorwurf eine prächtige Hirschfigur, aufgeregte Hunde, Pferde und Menschen darbot, in sehr zahlreichen Bildern verherrlicht.

Zur Hetzjagd auf Schwarzwild wurde eine Art von Hunden verwendet, deren Bezeichnung als Blendlinge darauf hinweist, daß sie einer Kreuzung, wahr-

Abb. 83. Jagdschloß Grunewald.

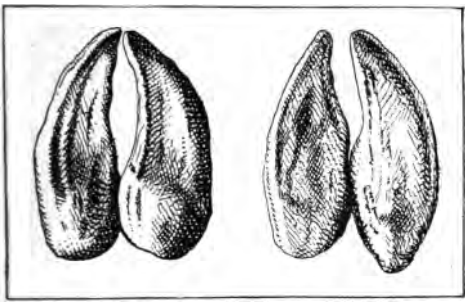


Abb. 84. Fährten: Hirschtritt, Tiertritt.

scheinlich von englischen Doggen und Windhunden entsprossen waren. Zu einer Meute gehörten zwölf bis vierzehn Stück; acht bis neun gute Hunde mußten auch das stärkste Schwein festmachen; ja in Dessau nahm man nie mehr als sechs Hunde für eine Hatz, doch verrät Winckell, der dort beamtet war, daß man die Meute „nicht gerne auf dreijährige Keiler und starke Sauen überhaupt anlegte, weil sie sich zu früh stellten und der Meute sehr gefährlich wurden".

Abb. 85.
Hirschfährte in der Flucht.

War das Schwein gedeckt, das heißt von den Hunden so fest gepackt, daß es nicht vorwärts konnte, dann wurde es ausgehoben. Ein oder mehrere Jäger hoben ihm die Hinterläufe in die Höhe und hielten sie so lange, bis der Jagdherr herankam und mit der Schweinsfeder oder dem Hirschfänger das Schwein abfing. Mitunter scheint es recht lange gedauert zu haben, bis der Jagdherr auf dem Platz erschien, denn es war an einigen Orten Sitte geworden, die Sau zu knebeln und sie dem Jagdherrn entgegenzutragen! Diesen Vorgang, der sehr wenig Waidmännisches an sich hat, beschreibt Hartig in seinem Lehrbuch für Jäger folgendermaßen:

„Soll eine Sau geknebelt werden, wozu mehrere beherzte Gehilfen nötig sind, so sucht man sie, nachdem sie ausgehoben ist, an den Gehören zu fassen und auf die Seite zu werfen, wie es die Metzger oder Fleischer machen, wenn sie ein Schwein schlachten wollen. Hierauf bringt man ihr den Knebel zwischen dem Gebrech hinter das Gewerf (Gewehr), bindet vermittelst der am Knebel befestigten Leine den oberen und unteren Teil des Gebrechs fest zusammen; faßt zu beiden Seiten am Knebel, an den Gehören und an den Läufen an, schiebt nötigenfalls einige Jagdstöcke oder Prügel unter und trägt nun die Sau dahin, wo sie entweder abgefangen, oder wenn sie nicht zu sehr beschädigt ist, vielleicht in einen Kasten gebracht werden soll."

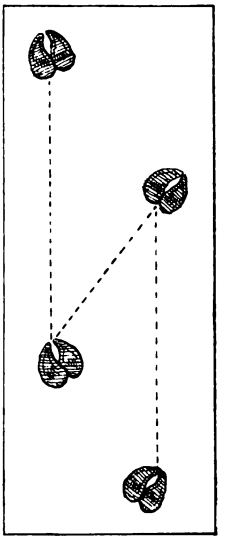


Abb. 86. Der Schrank.

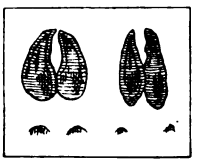


Abb. 87.
Das Geäfter:
Hirschtritt, Tiertritt.

Leicht und ungefährlich ist diese Prozedur sicherlich nicht vor sich gegangen und wohl nur bei geringen Sauen versucht worden. Hatte der Jagdherr ein Hauptschwein abgefangen — hohen Gästen wurde diese Handlung als Ehrenbezeugung überlassen — dann wurde die passende Fanfare dazu geblasen, während die gesamte Jägerei in ein dreimaliges „Hillo" ausbrach. Hierauf wurde dem Herrn der Jagd vom Chef der

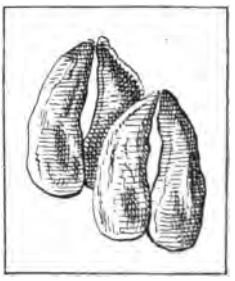


Abb. 88. Der Beitritt.

Abb. 73. Angeschossener Keiler. Gemälde von G. v. Maffei.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

VI. Hirsch und Sau.

Ein bißchen viel Stoff für ein Kapitel! Doch es gilt ja nicht, hirschgerechte Jäger heranzubilden, die in deutschen Landen schon recht dünn gesäet sind, sondern den vielen Jagdbeflissenen, die in ihrem Leben selten mit diesen beiden Wildarten zusammentreffen, ein Bild von dem Jagdbetrieb zu geben, der sich im Lauf der Jahrhunderte zu einer Wissenschaft entwickelte, um dann in wenigen Jahrzehnten bis auf wenige Reste völlig zu verschwinden. Nur noch an Fürstenhöfen findet sich der ganze große Apparat an Netzen, Lappen, der Leit- und Schweißhund. Und immer seltener wird der Apparat in Bewegung gesetzt, denn die hohen Jagdherren, wie unser Kaiser, der Prinz-Regent von Bayern, der Kaiser Franz Joseph von Österreich-Ungarn ziehen den Pürschgang in freier Wildbahn dem Erlegen des eingelappten Wildes vor. Und aus der mit persönlicher Gefahr verbundenen Parforcejagd auf Schwarzwild ist ein vergnüglicher Spazierritt geworden, der wie ein höfischer Brauch zu pietätvoller Bewahrung der Tradition geübt wird . . .

Abb. 74. Kaiser Franz Joseph im Jagdkostüm.

Der hirschgerechte Jäger muß vor allem jede Fährte richtig ansprechen. Das ist eine Kunst, die nur unter steter Anleitung eines firmen Lehrprinzen durch fortwährende Uebung zu erlernen ist. Nicht weniger als 72 Kennzeichen an der Fährte werden von alten Jägern angegeben, doch sind viele davon entbehrlich und nichts weiter als eine Ausartung in überflüssige Subtilitäten. Die wichtigsten Kennzeichen

jedoch sind auch heutzutage noch nützlich zu wissen für den Jäger, der nur auf dem Pürschgang oder auf dem Anstand einen Hirsch zu erlegen Gelegenheit findet. Ich gebe sie daher nach Dietrich a. d. Winckell, nach der vierten von Jacob von Tschudi bearbeiteten Auflage wieder.

1. Der Schrank oder das Schränken besteht darin, daß, wenn der Hirsch feist ist oder im Schnee, Sand oder Moder fortzieht, die Tritte des rechten und linken Laufes nie gerade hinter-, sondern nebeneinander kommen. An der Weite des Schranks [illegible] und Breite des [illegible] schränkt [illegible] drei, [illegible] Hirsch [illegible] in der [illegible]

2. [illegible] Alter von [illegible] älteste [illegible] Schritt [illegible] jedem [illegible] im [illegible] recht. [illegible] eine von [illegible] Fährten [illegible] lich ein „[illegible]“ [illegible]

Ich rate dem jungen Jäger, jedesmal, wenn er einen Hirsch an 8, 10 und 12 oder mehr Enden einzeln ziehen sieht, die Fährte aufzusuchen und die Weite des Schritts mit dem Zollstab zu messen.

3. Der Zwang oder das Zwängen entsteht dadurch, daß der Hirsch die im Tritte zusammengepreßte Erde zum Teil mit den Schalen fest an sich und rückwärts zieht. In dem „Geheimen Jagdbuch“ Kaiser Maximilian I.: „Von den Zeichen der Hirsche“ wird darüber gesagt: „Ich will Dich ein gar gut Zeichen lehren: Der Hirsch [illegible]

[illegible]

Abb. 76. Anschüsse:
1. Blatt-, Herz- und Lungenschuß; 2. Schuß auf den Stich; 3. Waidwundschuß; 4. Schlegelschuß; 5. Vorderlaufschuß; 6. Krellschuß; 7. Halsschuß.

gebildeten Tritte von den Tritten der hinteren Schalen gleichsam gespalten, sonach kreuzförmig erscheinen und in diesen Doppeltritten drei Ballen sichtbar werden, so nennt man dies den Kreuztritt. Er wird beim Tier nie bemerkt.

6. Das Zurückbleiben oder Hinterlassen entsteht, wenn die Tritte der hinteren Schalen zwei bis drei Finger breit gerade hinter den vorderen in den Boden sich eingedrückt haben. Nur alte Hirsche machen dies Zeichen wegen mangelnder Dehnkraft der Sehnen. Das alte tragende Tier bleibt auch zurück, aber man wird bemerken, daß dann die Hinterfährte immer etwas seitwärts gegen die vordere steht.

7. Das Zeichen der Übereilung findet man nur bei jungen und schlechten Hirschen, und es wird dadurch bemerkbar, daß der Hintertritt ganz gerade vor den vorderen gestellt ist.

8. Eins der sichersten Zeichen ist das in gutem Boden eingedrückte Geäfter oder die Oberrücken. Beim Hirsch ist der Eindruck fast so stark wie ein Mannesdaumen, beim Tier spitz und schmal. Beim Hirsch erscheinen die Eindrücke des Geäfters in die Breite, beim Tier in die Länge gestellt; beim Hirsch steht es bei ruhigem Gange wie bei der Flucht $2^1/_2$ bis 3 Zoll, beim Tier kaum 2 Zoll vom Ballen entfernt.

9. Die Schalen des Hirsches sind durch das stete Zwängen und durch die Schwere seines Leibes vorn stumpfer, als die spitzig

Abb. 77. Waidwunder Zehnender.
Ölstudie von J. Chr. Dekker.

nden des Tieres. Dies Zeichen heißt Stümpfe.

0. Das Fädlein. Durch den stets offenen Gang und durch das Zwängen en Schalen wird beim Zuge des Hirsches utem, zusammenhaltendem Boden be-, daß in der Mitte des Trittes ein r schmaler, erhabener, oben zugeschärfter istrich sich darstellt, der das Fädlein nt wird.

1. Das Insiegel. Wenn nach langer e ein kurzer, aber starker Regen ge- ist und der Hirsch in fettem Boden olze zieht, so behält er ganze Stücken

und hintere Fährte brunstet, das Tier näßt zwischen die Hinterfährte. Hirschgerechte Jäger vermögen aus langer Erfahrung auch aus der Form und Beschaffenheit der Losung den Hirsch anzusprechen. Doch genug von diesem Thema, das ich mit den Worten des kaiserlichen Lehrprinzen beendigen will: „Wenn du ein guter Jäger werden willst, so jage den Hirsch lange und tüchtig, dann wirst du eine Menge Zeichen sehen, die ich dir nicht vollständig beschreiben kann. Und sei unverdrossen und laß nicht ab, so erjagst du das Wild, denn der schlafenden Katze läuft die wachende Maus selten

Abb. 78. Königswusterhausen, das Jagdschloß Kaiser Wilhelms II.

in und an den Schalen, die oft fast so wie ein Teller sind. Da, wo er zum Rasen tritt, fällt das Stück im n ab. Das ist ein sehr gerechtes n und heißt das Insiegel.

2. Die Himmelsspur. Das Schlagen segen mit dem Geweih an den Bäumen eichfalls ein untrügliches Zeichen des es, und man muß darauf vorzüglich rtem Boden, wo man die Fährten nicht t kann, acht haben. Je stärker der) ist, an desto stärkeren Holzstangen r und desto höher hinauf erscheinen von der Rinde entblößt.

Auch am Nässen ist der Hirsch zu er-n, weil er mitten zwischen die vordere

ins Maul und das nur, wenn sie's aufsperrt!“

Ja, unverdrossen mußte ein hirschgerechter Jäger sein, der mit dem Leithund arbeitete. Und ein gutes Gedächtnis mußte er haben, für all die schönen „Wäydgeschreye“, mit denen er sein Tagewerk zu begleiten hatte, zumal in jener Zeit, in der die Jäger sich als eine Zunft fühlten und in allerlei absonderlichen Gebräuchen ihre Ehre setzten. Einige davon seien als Kuriosum mitgeteilt:

„Wann ein Jäger deß Morgens auffstehet | der jagen wil | soll er den Tag jägerlichen außschreyen | vnd die mit ihme jagen wöllen | also auffwecken, wie hernach folgt:

Abb. 79. Speisesaal (Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I.) im Jagdschloß Königswusterhausen.

Rufe für jede Phase der Jagd. Zum Beispiel:

„Wenn der Hund Einer die Hirschfahrt erlanget, sol er (d. h. der Jäger!) ein Bruch werfen vnd schreyen: Der Hund sagt recht | hat recht | dahinauß | hat recht | sagt recht.

Von all diesen Zunftgebräuchen ist so gut wie gar nichts übrig geblieben. Nur einige stereotype Kommandoworte, die wie bei der Führung des Hühnerhundes unentbehrlich sind, haben sich erhalten. Die Anwendung des Leithundes bei der Hochwildjagd hat etwa im vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts schon ziemlich aufgehört, und in den sechziger Jahren stellte v. Tschudi die Behauptung auf, daß in ganz Deutschland kaum ein Dutzend hirschgerechte Jäger zu finden sein dürften, die im stande wären, einen Leithund regelrecht zu arbeiten oder ein Jagen im Zeuge einzurichten. Damals schien auch nirgends mehr eine rein fortgezüchtete Rasse von Leithunden vorhanden zu sein. Ob inzwischen eine Besserung nach dieser Richtung eingetreten ist, habe ich nicht in Erfahrung bringen können, dagegen hat die Zucht der Schweißhunde,

Wolauff | wolauff | wolauff | der liechte Morgen | der ist heut auch auff.

Wolauff | wolauff | wolauff | Herrrn vnd Frawen | laßt vns heut ein edlen Hirschen beschawen.

Wolauff | wolauff | wolauff | der Kelner vnd der Koch | Vnd der Gadner auch!

Wann nun der Jäger hinauß zeucht auff den Versuch | so sol er mit seinen Hunden also jägerlich reden:

Gesell | Gesell | hinwider laß sehen | hinfür lieber Gesell | etwa heut sehen | ob dir etwas guts von dem edlen Hirsch wöll beschehen.

Hinfür lieber Gesellmann hinfür | hinfür lieber der Wäyd nach | dieser zeit Jars solte der edel Hirsch gern hergohn | als deß edlen Hirsch Vatter vor offt vnd dick auch hat gethan."

Zwiegespräche zwischen dem Jäger und dem Knecht, natürlich ebenso geistreichen Inhalts, werden von alten Jagdbüchern mit derselben Gewissenhaftigkeit angegeben, wie die feststehenden

Abb. 80. Jagdschloß Hubertusstock in der Schorfheide.

ie sich die beiden Vereine „Nimrod-
eln“ und „Nimrod-Schlesien“
besonders interessieren, seit 1879, wo
Rassekennzeichen einer ganzen Anzahl
Stämmen zu einem Normalschweißhund
mengeschmolzen wurden, einen neuen
hwung genommen. Der Schweiß-
d hat als Begleiter beim Pürschgang
auf dem Anstand noch eine gewisse
nzberechtigung. Sie schrumpft aber
er Verbesserung
Schußwaffen,
jetzt tödlicher
n als ehedem,
r mehr zu-
en. So ist es
kein Wunder,
nach dem
nis von E. v.
osch auch die
derjenigen Jä-
die im stande
inen Schweiß-
d zu arbeiten,
r geringer wird.
Jäger ersetzen
uerer Zeit den
eißhund durch
ühnerhund,
die Aufgabe,
iner Schweiß-
nachzuhängen,
einiger Übung
eichtigkeit be-
st.
n der Schil-
g des „Haupt-
is“ auf Hirsch
mich kurz
aus dem
weil es mir
wie dem
D. a. d. Winckell, dem sich,
ffen gesteht, „während seines sechs-
ährigen Waidmannslebens keine
nheit darbot, an der Einrich-
vtjagens mitzuarbeiten oder
r halten desselben beizu-
war also bereits genötigt,
ilderung auf ältere Jagd-
, wie Döbel und Flemming
reifen.
s völlig der Vergangenheit angehörend
man die französische oder

Abb. 81. Hubertusbild in der Schorfheide.

Parforcejagd auf Edelhirsch be-
zeichnen. Sie bestand darin, daß man einem
Hirsch mit einer beträchtlichen Anzahl von
Jagdhunden so lange auf der Fährte folgte,
bis er durch die Flucht ermüdet, nicht mehr
von der Stelle wich, sondern sich den Hunden
stellte, bis diese ihn entweder niederzogen
oder er von den Jägern erlegt wurde. Die
Hauptbedingungen für diese Jagdart waren
erstens eine vorzügliche Meute von
80 bis 90 Hunden,
die nur auf der
Hirschfährte, auf
der sie angelegt wur-
den, fortarbeiteten,
zweitens ein voll-
kommen hirsch-
gerecht ausge-
bildetes Perso-
nal, das z. B. in
Dessau aus einem
Direktor, einem
Oberjäger, drei Jä-
gern, zwei Piqueurs,
einem Hundearzt,
vier Hundewärtern
und sechs Jagd-
pfeifern bestand,
drittens eine An-
zahl ausdauernder
trefflich gerittener
Pferde, deren je-
der Jagdteilnehmer
vier Stück zur Ver-
fügung haben mußte,
viertens ein reicher
Wildstand und fünf-
tens das nötige Ge-
lände zur Ausübung
der Jagd.

Der Parforce-
jagd entstammt eine
Bezeichnung des Hirsches, die von der deutschen,
die Enden des Geweihes zählenden, völlig
abweicht. Man nannte den Hirsch, der das
zweite Gehörn aufsetzte, einen Hirsch vom
zweiten Kopf, im vierten Jahr einen
Hirsch vom dritten Kopf, im fünften
vom vierten Kopf. Mit dem sechsten
Jahre wurde er als schlecht jagdbar,
mit dem achten als „jagdbar vom
zweiten Kopf“ u. s. w. angesprochen.
Diese Art der Bezeichnung nahm nur auf
die Stärke und Perlbesetzung der Stangen

Abb. 82. Jäger mit Schweißhund.

und Rosen Rücksicht und sprach danach mutmaßlich das Alter an, näherte sich also der von Professor Blasius aufgestellten zoologischen Betrachtungsweise.

Die Parforcejagd muß den Teilnehmern viel Vergnügen bereitet haben; der Laut der Meute, das Juchzen und Blasen, setzte die Jäger in Feuer und verjüngte Greise. Nur den Jagdpfeifern wird sie weniger Vergnügen als Anstrengung verursacht haben, denn sie hatten jede Phase der Jagd mit Signalen zu begleiten und zum Schluß das Halali zu blasen. In der Litteratur ist die Parforcejagd, auch abgesehen von den Gelegenheitspoemen höfischer Reimkünstler, recht oft, meistens allerdings in polemischer Art behandelt worden. Im Volksbewußtsein gab sie das Vorbild für die wilde Jagd, den Umzug des Allvaters Wodan ab. Die Maler haben sie, die ihnen als Vorwurf eine prächtige Hirschfigur, aufgeregte Hunde, Pferde und Menschen darbot, in sehr zahlreichen Bildern verherrlicht.

Zur Hetzjagd auf Schwarzwild wurde eine Art von Hunden verwendet, deren Bezeichnung als Blendlinge darauf hinweist, daß sie einer Kreuzung, wahr-

Abb. 83. Jagdschloß Grunewald.

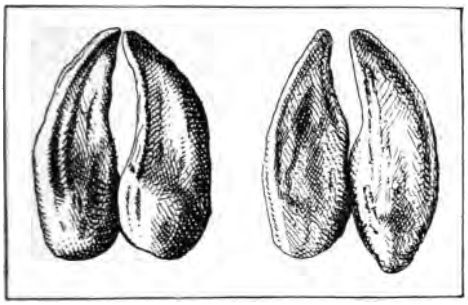


Abb. 84. Fährten: Hirschtritt, Tiertritt.

scheinlich von englischen Doggen und Windhunden entsprossen waren. Zu einer Meute gehörten zwölf bis vierzehn Stück; acht bis neun gute Hunde mußten auch das stärkste Schwein festmachen; ja in Dessau nahm man nie mehr als sechs Hunde für eine Hatz, doch verrät Winckell, der dort beamtet war, daß man die Meute „nicht gerne auf dreijährige Keiler und starke Sauen überhaupt anlegte, weil sie sich zu früh stellten und der Meute sehr gefährlich wurden".

Abb. 85.
Hirschfährte in der Flucht.

War das Schwein gedeckt, das heißt von den Hunden so fest gepackt, daß es nicht vorwärts konnte, dann wurde es ausgehoben. Ein oder mehrere Jäger hoben ihm die Hinterläufe in die Höhe und hielten sie so lange, bis der Jagdherr herankam und mit der Schweinsfeder oder dem Hirschfänger das Schwein abfing. Mitunter scheint es recht lange gedauert zu haben, bis der Jagdherr auf dem Platz erschien, denn es war an einigen Orten Sitte geworden, die Sau zu knebeln und sie dem Jagdherrn entgegenzutragen! Diesen Vorgang, der sehr wenig Waidmännisches an sich hat, beschreibt Hartig in seinem Lehrbuch für Jäger folgendermaßen:

„Soll eine Sau geknebelt werden, wozu mehrere beherzte Gehilfen nötig sind, so sucht man sie, nachdem sie ausgehoben ist, an den Gehören zu fassen und auf die Seite zu werfen, wie es die Metzger oder Fleischer machen, wenn sie ein Schwein schlachten wollen. Hierauf bringt man ihr den Knebel zwischen dem Gebrech hinter das Gewerf (Gewehr), bindet vermittelst der am Knebel befestigten Leine den oberen und unteren Teil des Gebrechs fest zusammen; faßt zu beiden Seiten am Knebel, an den Gehören und an den Läufen an, schiebt nötigenfalls einige Jagdstöcke oder Prügel unter und trägt nun die Sau dahin, wo sie entweder abgefangen, oder wenn sie nicht zu sehr beschädigt ist, vielleicht in einen Kasten gebracht werden soll."

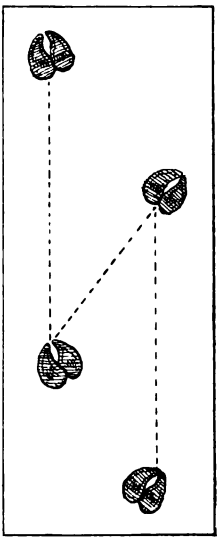


Abb. 86. Der Schrank.

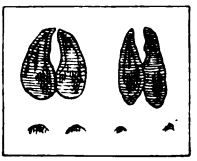


Abb. 87.
Das Geäfter:
Hirschtritt, Tiertritt.

Leicht und ungefährlich ist diese Prozedur sicherlich nicht vor sich gegangen und wohl nur bei geringen Sauen versucht worden. Hatte der Jagdherr ein Hauptschwein abgefangen — hohen Gästen wurde diese Handlung als Ehrenbezeugung überlassen — dann wurde die passende Fanfare dazu geblasen, während die gesamte Jägerei in ein dreimaliges „Hillo" ausbrach. Hierauf wurde dem Herrn der Jagd vom Chef der

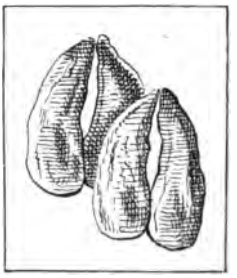


Abb. 88. Der Beitritt.

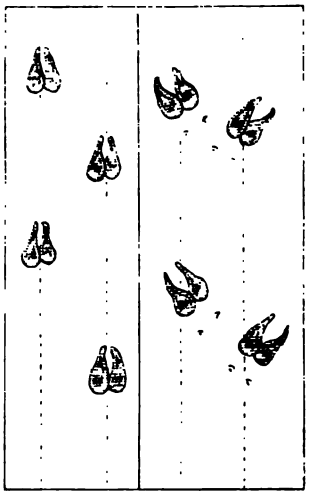


Abb. 89.
Fährte des Damhirsches, im Schritt und in der Flucht.

Jägerei ein grüner Bruch überreicht, und danach steckten alle Jäger Brüche „auf", d. h. an den Hut.

Zu den eingestellten Treibjagden auf Hirsch und Sau, die noch heutzutage bei reichen Jagdbesitzern üblich sind, bedarf man Blend- und Sperrzeug. Zu dem ersteren gehören die sogenannten Tuchlappen. Sie bestehen aus 150 Schritt langen Leinen von der Dicke eines kleinen Fingers, an denen in Abständen von 2 Fuß etwa fußlange und ebenso breite Lappen von gebleichter grober Leinwand — meistens mit dem Wappen des Jagdherrn bedruckt — befestigt sind. Zu jedem Bund Lappen gehören 10 sechs Fuß lange Stellstäbe, die in Abständen von 15 Schritt aufgestellt werden. Sie haben in der Mitte eine Gabel, auf der eine zweite Reihe von Lappen aufgehängt wird, wenn man „dublieren" will. Eine Hauptregel für das Stellen der Tuchlappen ist, daß man spitze Winkel vermeidet und die Lappen stets 5 bis 6 Schritt von jedem Dickicht entfernt hält, damit das Wild sie rechtzeitig bemerkt und nicht mit Gewalt durchbricht.

Ein Jagen im Zeug habe ich in der Provinz Posen mitgemacht. Der Schauplatz war ein niedriger Bruchwald, der zum Teil aus undurchdringlichen Rohrdickichten bestand und von den Hirschen aus den höher gelegenen Nachbarrevieren an heißen Tagen des Suhlens wegen aufgesucht wurde. Schon am Tage vorher waren in diesen Revieren verlorene Treiben abgehalten worden, und am Jagdtage kurz nach Sonnenaufgang wurde der Bruchwald, der etwa 400 Morgen bedeckte, eingelappt und dubliert; bei dem weichen Boden eine Hundearbeit. Die acht Schützen standen an einem 10 bis 12 Meter breiten Damm, der auf beiden Seiten von einem Graben eingefaßt war. Er teilte

Abb. 90. Auf der Saujagd. Nach dem Gemälde von Otto Reichnagel.
(Verlag der Münchener Kunst- und Verlagsanstalt von Dr. E. Albert & Co.)

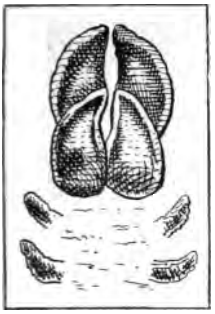


Abb. 91.
Schwarzwildfährte.

den verlappten Distrikt an der schmalsten Stelle in zwei ziemlich gleich große Hälften. Die Treiber waren in zwei Gruppen eingeteilt, die an den beiden Enden des langgestreckten Reviers aufgestellt waren. Zuerst ging eine Gruppe vor, trieb bis an die Schützenkette und ging dann zurück, worauf die andere Gruppe sich in Bewegung setzte. Auf diese Weise wurde das Wild hin und her über den Damm getrieben. Nachdem dies Manöver vier- bis fünfmal wiederholt war, mußte eine längere Pause gemacht werden, denn das Wild überfiel den Damm in rasender Flucht oder es ging sogar durch die Treiberwehr zurück.

Bis zur ersten Pause waren sieben Hirsche erlegt, etwa dreißig waren eingelappt. Dann begann das Vorbeischießen. Nachmittags um 2 Uhr fiel der letzte Schuß, der den stärksten Hirsch, einen Zwölfender, zur Strecke brachte. Im ganzen waren 14 Stück Wild erlegt. Für die Bauern, die mit ihrer Gemeindejagd auf der einen Längsseite etwa zur Hälfte, auf der anderen sogar zu zwei Dritteln angrenzten, war der Tag ein Freudenfest. Sie hatten den ganzen Landsturm auf die Beine gebracht, auch aus den benachbarten Städten waren Jagdfreunde herbeigeeilt, die die Grenze in der Hoffnung besetzt hielten, daß das eingelappte Wild schließlich doch ausbrechen würde. Ihre Erwartung hatte sie nicht getäuscht. Gegen 12 Uhr überfielen die beiden ersten Stücke Wild, ein Kapitalhirsch und ein altes Tier, die Lappen, um nach fünfzig Schritt unter dem Kreuzfeuer der Bauern zu enden. In kurzen Zwischenräumen folgten dann die meisten anderen Stücke, teils einzeln, teils zu zweien und dreien auf derselben Stelle, die ihnen wohl günstige Bedingungen zum Absprung bot. Einige Tiere blieben trotz wiederholten Treibens in den Rohrdickichten, sie waren nicht an die Schützenkette zu bringen.

Mit wenigen Worten sei nun noch der Sperrzeuge gedacht, die zum Einsperren des Wildes dienen. Sie bestanden aus 6 bis 7 oder auch 9 bis 10 Fuß hohen Tüchern, die straff gezogen und am Boden befestigt wie eine Wand den eingehegten Distrikt abgrenzten. Besondere Einrichtungen ermöglichten es, das Tuch an einzelnen Stellen schnell hinabzulassen und wieder hoch zu ziehen, um einzelne Stücke Wild in besondere Kammern zu treiben oder ins Freie zu lassen. Zum Absperren des Wildes wurden auch starke Prellnetze verwendet. Bei Saujagden wurden meistens die Tücher noch durch Prellnetze dubliert, nament-

Abb. 92. Aus dem Trieb hinaus. Gemälde von G. von Maffei.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

lich da, wo das Jagen anfing eng zu werden.

Sollten dem Jagdherrn nur jagdbare Hirsche zugetrieben werden, dann wurden die Tücher an einzelnen Stellen soweit angehoben, daß die Tiere und die Sauen entweichen konnten. Geringe Hirsche suchte man durch Lappen von den Kapitalhirschen zu trennen und ebenfalls aus dem eingehegten Distrikt zu entfernen. Der enge Raum am Ende des Triebes, in dem der Jagdherr von seinem bequem eingerichteten und geschmückten Stand die Hirsche streckte, hieß die Kammer. Sie war von dem eigentlichen Trieb gewöhnlich durch ein Rolltuch abgesperrt, das von zwei starken Männern bedient wurde. Auf ein Zeichen wickelten die beiden Männer, die in der Mitte an dem von oben bis unten reichenden Spalt standen, das Tuch durch schnelle drehende Bewegung um sich, so daß eine Öffnung entstand, durch die das Wild in die Kammer treten konnte. Auf ein zweites Zeichen liefen sie in drehender Bewegung wieder zusammen, um die Kammer so lange zu schließen, bis das eingetretene Wild zur Strecke gebracht war.

In der Ausgestaltung dieser Jagdart haben vergangene Geschlechter Großes geleistet. Ohne jede kritische Bemerkung sei nur erwähnt, daß wo es ging, die Kammer vor dem Jagdschirm des Jagdherrn durch Anstauen eines Baches zu einem Wasserspiegel gestaltet wurde, der von dem Wild durchwatet oder durchschwommen werden mußte. Daß das eingelappte Wild in einem Engpaß rund um den Jagdschirm passieren mußte und dann denselben Weg noch ein- oder mehrmals zurücknehmen mußte, galt als Regel.

Wie zu einem Hauptjagen das Wild von einem Flächenraum, der manchmal mehrere Quadratmeilen umfaßte, auf einen kleinen Platz zusammengetrieben wurde, sei kurz geschildert. Zunächst wurde ein Distrikt eingelappt, oder vielmehr mit Tüchern umschlossen; dann wurde das geringe Wild ausgesondert, das jagdbare in einen zweiten eingehegten Distrikt getrieben u. s. w. Je mehr sich das Wild in dem Raum anhäufte, in dem es zur Strecke gebracht wurde, desto schwerer war es am Ausbrechen zu hindern. Am Tage standen Posten in wenigen Schritt Entfernung voneinander, nachts wurden die Tücher verfeuert, d. h. es brannten rings um den großen Distrikt Feuer. Die Arbeit, die geleistet werden mußte, um einem hohen Jagdherrn das Vergnügen zu bereiten, in wenigen Stunden 400 bis 500 Stück Hochwild zu erlegen, läßt sich heutzutage gar nicht mehr abschätzen. Man kann nur staunen, wenn man liest, daß in Württemberg alljährlich mehrere solcher Hauptjagen abgehalten wurden.

Tempi passati! Ich glaube nicht, daß ein Jägerherz jenen Zeiten noch eine Thräne nachweint. Auch hierin hat sich im Begriff des Waidmännischen eine heilsame, der edlen Jägerei nur zum Ruhm und Vorteil gereichende Änderung vollzogen. Und darum allen Waidmännern, vom regierenden Fürsten bis zum einfachsten Waldläufer, die mit der treuen Büchse in der festen Hand den König der Wälder, den Edelhirsch auf freiem Pürschgang zur Strecke bringen, oder den Schwarzkittel mit sicherem Blattschuß auf dem Anstand erlegen, ein donnerndes

Waidmannsheil!

Abb. 93. Grobe Sau. Ölstudie von J. Chr. Deiker.

Abb. 94. Hirschgeweihe.

VII. Geweih und Gehörn.

Der Kopfschmuck, mit dem die hirschartigen Wiederkäuer von der Natur beschenkt worden sind, hat von jeher das Interesse der Jäger stark erregt. In den ältesten Zeiten lieferte das Geweih den Naturvölkern die Spitzen zu ihren Speeren, die Handgriffe zu ihren Steinbeilen, das Blatt zu den Sägen, deren Zähne aus Splittern des Feuersteins bestanden. Noch heutzutage werden die einzelnen Stangen des abgeworfenen Geweihes zu allerlei Geräten für Jagdzimmer verarbeitet.

Die schädelechten Geweihe und Gehörne dagegen, die durch Erlegen des Trägers gewonnen sind, gelten als ehrenvolle Jagdtrophäen, mit denen jeder Waidmann, im Fürstenschloß wie im einfachsten Jägerhaus, gern sein Heim schmückt. Auf ein schmuckloses grüngestrichenes Brettchen oder eine kunstvoll geschnitzte Eichenplatte befestigt, mit dem Datum und der Ortsangabe des glücklichen Schusses versehen, wie die beigefügten Abbildungen zeigen, bilden die Geweihe und Gehörne den wertvollsten Besitz eines echten Waidmanns. Jedes einzelne Stück erzählt ihm in stillen Stunden der Erinnerung von fröhlichem Waidgang im taufrischen Wald, von Minuten, in denen das Jägerherz in fröhlicher Erregung schlug.

Mit lautem Heilruf wurde deshalb die Aufforderung des Kaisers, alljährlich die erbeuteten Jagdtrophäen in einer öffentlichen Ausstellung zu vereinigen, von der gesamten deutschen Jägerwelt begrüßt. Alljährlich gewinnt jetzt der Waidmann einen willkommenen Überblick über den Ertrag der deutschen Wildbahn und lernt hervorragende Stücke kennen, die sonst nur den Bekannten des Besitzers zu Gesicht gekommen wären. Aber nicht nur der Jäger erfreut sich an diesen Ausstellungen, auch dem Zoologen bieten sie reiches Material zu Forschungen über die Gesetze, nach denen sich diese merkwürdigen Auswüchse des Schädels bilden.

Das herrlichste dieser Gebilde trägt der männliche Edelhirsch. Schon im siebenten Monat seines Lebens bilden sich bei ihm die Stirnzapfen, die zunächst den Rosenstock tragen, eine von rundlichen Auswüchsen, den Rosen, umgebene Scheibe, die Basis des Geweihs. In jedem Jahr wirft der Hirsch seinen Kopfschmuck ab, die Kapitalhirsche bereits Ende Februar, die geringeren Hirsche später, bis zu Anfang April. Wenige Tage darauf tritt das junge Gebilde aus dem Rosenstock und wächst, je nach der guten oder schlechten Äsung, in 10 bis 16 Wochen aus.

Dann erst beginnt das Fegen des Geweihes, d. h. das Abreiben des Bastes, der es bis dahin zum Schutz eingehüllt. Nunmehr erscheint das Geweih beinahe weiß, bräunt sich aber in kurzer Zeit bis auf die äußersten Ecken, die stets weiß bleiben. Es ist jetzt völlig hart, die Zirkulation des Blutes oder Saftes, die sein Wachstum vermittelte, hat aufgehört.

Jedes frisch aufgesetzte Geweih unterscheidet sich von dem vorhergehenden, wenn auch nicht stets in der Zahl der Enden, so doch immer durch eine Entwickelung der Form, die es dem Kenner ermöglicht, auch den abnormen Geweihen den Platz anzuweisen, den ihnen die rein jagdmäßige Zählung der Enden versagen muß. Diese Kenntnis gewinnt man durch Betrachtung der Hauptstange. Sie hat — nach Professor Blasius-Braunschweig, der dies Naturgesetz gewissermaßen erst entdeckt hat — anfangs nur eine einzige gleichmäßige und schwache Krümmung, von den Rosen an nach außen, die Spitzen sind nach innen gekehrt. Das ist der Fall beim Spieß- und Gabelhirsch.

Dann erhält sie plötzlich eine knieförmige Biegung in diagonaler Richtung nach außen und vorn, an der Stelle, wo die Mittelsprosse entsteht. Die Hauptstange biegt sich hier umgekehrt, wie die Lage des Knies, rückwärts. Die Spitze der Hauptstange bleibt fortwährend nach innen gerichtet. Diese erste knieförmige Biegung tritt beim Sechser ein und verliert sich in allen folgenden Entwickelungsstufen nicht wieder.

Eine zweite knieförmige Biegung erhält die Hauptstange in der Krone des Zwölfers; die Hauptstange biegt sich wieder rückwärts und macht am Fuß der Krone einen Winkel. Eine dritte Biegung rückwärts tritt beim Sechzehnender, die vierte beim Zwanzigender ein u. s. w.

Ein zweites Gesetz ist in der Bildung der Krone zu erkennen. Beim Achtender tritt zum erstenmal eine Endgabel auf, aus zwei Enden bestehend, beim Zwölfender tritt zum erstenmal die Krone auf, aus drei Enden bestehend. Beim Vierzehnender hat sich die Hauptstange verlängert und bildet wieder mit dem neu hinzugekommenen Ende eine Gabel. Der Sechzehnender hat wieder eine Krone aus drei Enden, der Achtzehnender eine Gabel, der Zwanzigender eine Krone u. s. w. Doch will ich gleich hinzufügen, daß ich nur zur Veranschaulichung der Entwickelung einen Verstoß gegen den waidmännischen Ausdruck begangen habe, der vom Zwölfender an die über dem Mittelsproß stehenden Enden stets als Krone bezeichnet. Es heißt also: der Vierzehnender hat eine Krone von vier Enden, der Sechzehnender eine Krone von fünf Enden u. s. w.

Nun zur Betrachtung der sogenannten Basalsprossen, d. h. der Augensprossen, der zweiten Augen- oder Eissprosse und der Mittelsprosse. Die Entwickelung der Augensprosse ist recht merkwürdig. Zunächst steht sie ziemlich hoch, entfernt von der Rose und tritt mit dem Verlauf der Jahre der Rose immer näher, bis sie zuletzt mit der Rose fast in gleicher Höhe sich loslöst.

Eine zweite Verschiedenheit zeigt sich in der Richtung. Anfangs steht sie mit ihrer Basis von der Hauptstange aus in die Höhe und bildet mit ihr einen spitzen Winkel. Dieser Winkel an der Basis vergrößert sich mit jedem Jahr, überschreitet bald einen Rechten und zuletzt senkt sich die Augensprosse von der aufstrebenden Hauptstange an abwärts.

Die dritte besteht darin, daß die Augensprosse mit den Jahren an Stärke, Länge und Krümmung zunimmt. Die Gesamtrichtung der Augensprossen bleibt unverändert nach vorn, die äußerste Spitze ist normal immer in die Höhe gekehrt. Die Augensprosse tritt zuerst am Gabelhirsch hervor und senkt sich zuerst von der Hauptstange ab beim Zehner.

Eine ähnliche Veränderung geht mit der Mittelsprosse vor, die zuerst beim Sechser auftritt. Sie entspringt unverändert an der ersten knieförmigen Biegung der Hauptstange. Beide Eigentümlichkeiten sind als notwendig miteinander verbunden zu denken. In der Hauptrichtung bleibt sie beständig, an der Basis schräg nach vorn und nach außen gekehrt, auch steigt die Spitze immer in die Höhe und wendet sich wieder etwas nach innen. Die Veränderung des Winkels zur Hauptstange erfolgt ebenso wie bei der Augensprosse, auch die Zunahme der Stärke, Größe und Krümmung. Die

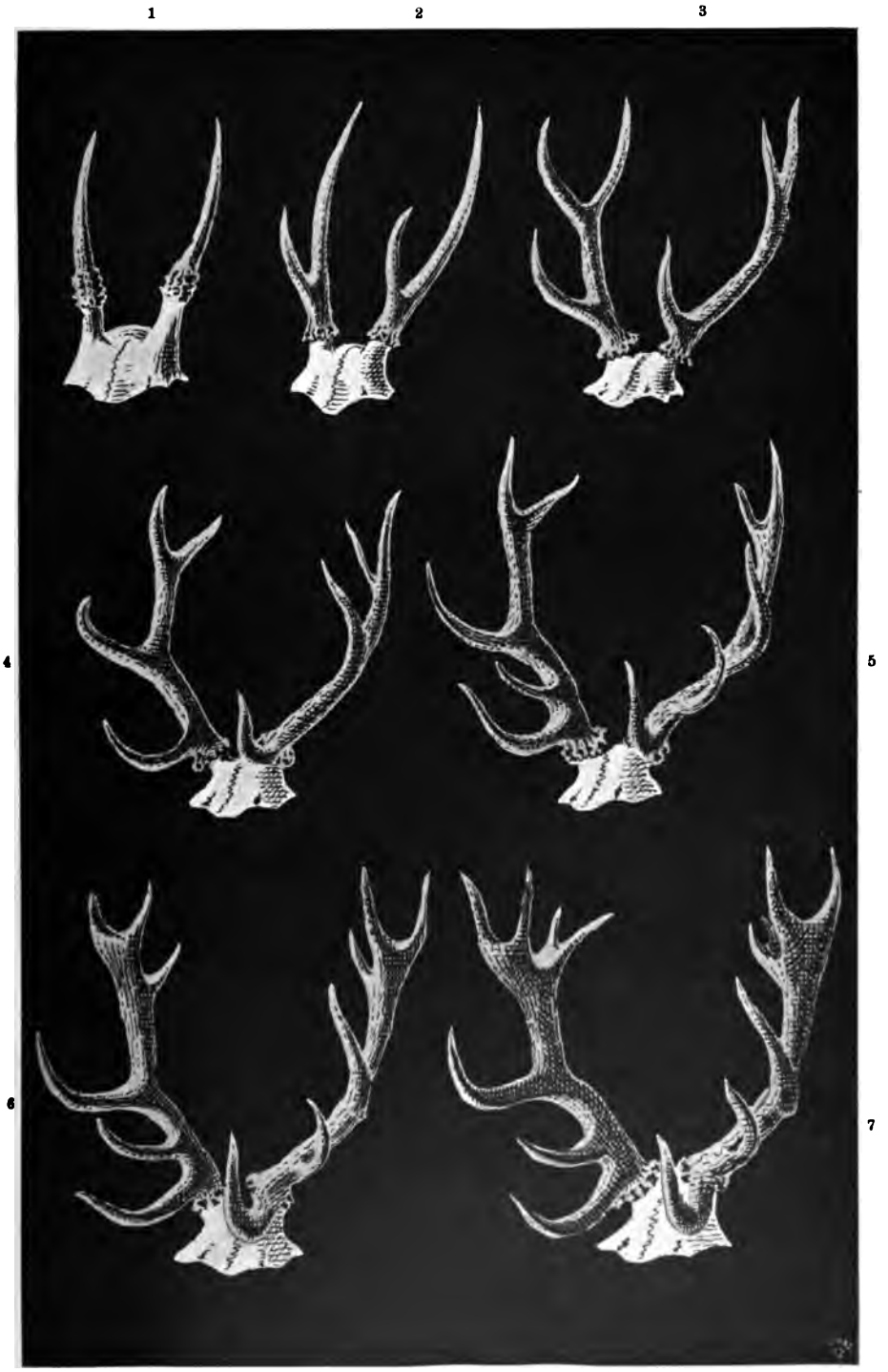


Abb. 95. Die einzelnen Stadien des Hirschgeweihes:
1 Spießer, 2 Gabler, 3 Sechsender, 4 Achtender, 5 Zehnender, 6 Zwölfender, 7 Vierzehnender.

Abb. 96. Mit einem Baumstamm verwachsenes Geweih. Im Jagdschloß Königswusterhausen.

sie vom Zehner an, bei dem sie zuerst auftritt, in den meisten Fällen vorkommt, so gehört sie offenbar in die Norm der Reihe und darf beim Zählen nicht vernachlässigt werden.

Der Zoologe, der nach diesen Gesetzen das Geweih betrachtet, gerät vielfach in Widerspruch mit der jagdlichen Zählung der Enden. Diese Betrachtung wird aber wohl auch dem erfahrenen Jäger willkommen sein und namentlich dem Besitzer einer Anzahl von Geweihen, denn sie gibt ihm Aufschluß darüber, was gewisse Unregelmäßigkeiten bedeuten und welchen Rückschluß man daraus auf die jagdliche Bedeutung des Hirsches zu

Senkung nach abwärts beginnt beim Zehner.

Die Eissprosse steht zwischen Augen- und Mittelsprosse, aber näher der ersteren auf einer scharfen Kante des Geweihes. Eine Änderung der Hauptstange ist mit ihr nicht verbunden; eine Andeutung, daß sie für die Entwickelungsreihe des Ganzen nicht von unbedingter Bedeutung ist. In der ersten Zeit ist sie nur schwach entwickelt, oft nur durch eine Wulst oder durch eine erhöhte scharfe und glatte Kante der Hauptstange angedeutet; sie erreicht nie die Größe der beiden anderen Basalenden.

In der Richtung hält sie immer die Mitte zwischen Augen- und Mittelsprosse. Da

Abb. 97. Der von Kaiser Wilhelm II. erlegte **Zweiundvierzigender.**

ziehen hat. Besser als theoretische Auseinandersetzungen läßt sich dies an einzelnen Beispielen klar machen.

An beiden Stangen kann die Mittelsprosse fehlen. Daß sie fehlt, erkennt man aus der knieförmigen Biegung der Hauptstange! Ein Gabelhirsch, der keine Mittelsprossen, aber diese Biegung aufweist, ist daher als Sechser anzusprechen. Ja es können sogar die Augensprossen fehlen, und der Spießer mußte trotzdem der Biegung wegen als Sechser anzusprechen sein!

Abb. 98. Zweiundzwanzigender.

Beim Achtender fehlt manchmal die Nebensprosse der Gabel, sie wird angedeutet durch die Winkelbildung der Hauptstange nach innen. Es ist also ein Achter mit sechs jagdmäßigen Enden. Ja es gibt sogar Achter, bei denen außer der Nebensprosse noch die Mittelsprosse fehlt, so daß sie jagdlich nur als Gabler angesprochen werden!

Beim Zehnender treten Verkümmerungen ein durch Verschwinden der Eissprosse, die oft nur durch eine scharfe glatte Kante oder eine glatte längliche Wulst vorn an der Hauptstange angedeutet ist. Auch die äußere oder Nebensprosse der Gabel verkümmert oft und ist nur durch eine Biegung oder eine scharfe äußere Kante der Hauptstange angedeutet. Treten beide Verkümmerungen, der Eissprosse und äußeren Gabelsprosse, zugleich ein, so zählt man trotz Form und Stärke des Zehners nur sechs Enden. Solche Geweihe sind gar nicht selten und gelten ihrer Stärke wegen bei den Jägern für Merkwürdigkeiten; sie sind aber nach dieser Anleitung zoologisch leicht zu erklären. Zehner, bei denen auch noch die Mittelsprosse fehlt, sind äußerst selten und jedenfalls die merkwürdigsten „Gabler", die es gibt.

Beim Zwölfender, bei dem zum erstenmal die aus drei Enden bestehende Krone auftritt, fehlen recht häufig die Eissprossen, man nennt sie dann Kronzehner. Es gibt auch Achter, die zoologisch als Zwölfer gelten müssen, weil die verkümmerte äußere Kronsprosse außer der fehlenden Eissprosse mitzurechnen ist.

Ich glaube, es ist jetzt hinreichend klar, wie aus der Form der Krone und der Hauptstange das Fehlen der Mittelsprosse und Eissprosse zu erkennen ist und wie aus den Biegungen der Hauptstange in der Krone das Fehlen einer Kronstange festzustellen ist. Mit Hilfe der beigefügten Abbildungen auf Seite 87 mag jeder Besitzer von Geweihen jetzt seine Geweihsammlung durchmustern; er wird sie fortan mit anderen Augen betrachten! Die Form des Geweihes ist die Hauptsache, die Zahl der Enden schließt sich der Form als das Unwesentliche an. Entsprechen die Enden der Form, so hat man ein normales Geweih vor sich, ist dies nicht der Fall, so nennt man es abnorm.

Zu diesen gehören auch die sogenannten ungeraden Geweihe, bei denen die Enden

Abb. 99. Die verschiedenen Stadien des Gehörnes des Rehbockes: 1 Spießer, 2 Gabler, 3 Sechser, 4 Achter, Gabelung des Stangenendes, 5 Achter, Gabelung der Hintersprosse.

nach der größeren Endenzahl der einen Stange gezählt werden. Sehr oft entspricht aber auch die größere Zahl der Enden nicht der Form, man hat dann eine doppelte Abnormität vor sich. Ziemlich häufig ist die Zerteilung der Nebensprossen, die jede Verzweigung der Hauptstange treffen kann, aber auf die Normalform keinen Einfluß ausübt. Die Zerteilung kommt sehr häufig in den Enden der Krone von alten Hirschen vor, seltener bei der Mittel- und Eissprosse.

Es kommt auch vor, daß sich von der Hauptstange Seitensprossen an ungewöhnlichen Stellen abzweigen, die sowohl in der Richtung wie in der Höhe von der normalen Reihe abweichen. In allen diesen Fällen erniedrigt die zoologische Betrachtung die Zahl der jagdlich gezählten Enden. Sie kann sogar auf Grund ihrer Regeln das Maximum der normalen Endenzahl, zu der ein Hirsch es bringen kann, feststellen. Mehr als zwanzig normale Enden sind sehr selten. Berühmte Geweihe, wie der Sechsundsechzigender auf der Moritzburg, der vom Kurfürsten Friedrich III. 1696 bei Fürstenwalde geschossen wurde, der Vierundvierzigender, den der Kaiser in Rominten erlegte, sind natürlich sehr seltene Abnormitäten.

Auch im allgemeinen schreitet die Endenzahl nicht regelmäßig mit den Jahren fort. Sehr oft wird der Gabelhirsch und der Achter übersprungen. Noch häufiger kommt das Wiederholen der Endenzahl vor, ganz besonders bei zehn und mehr Enden. Die Geweihe werden dabei stärker, die Basalsprossen senken sich mehr, ohne daß die Endgabel oder Krone sich weiterentwickelt. Sehr oft wird das Geweih auf eine geringere Endenzahl zurückgesetzt. Eine auffallende Grenze in dieser Beziehung bildet der Zehnender, der zuerst als jagdbarer Hirsch angesprochen wird, insofern, als ein Hirsch, der einmal eine Krone getragen hat, niemals weiter als bis auf den Normalzehner zurücksetzt.

Das Geweih ist nicht nur ein Schmuck, es ist auch das Zeichen der Mannbarkeit, die Waffe, die zur Bekämpfung der Nebenbuhler in der Brunftzeit dient. Der Zusammenhang der Geweihbildung mit dem Kurzwildbret ist dadurch hinlänglich erklärt. Hirsche, die während der gehörnlosen Zeit eine Verletzung am Kurzwildbret erleiden, setzen kein Gehörn mehr auf, sondern unförmliche, mit Bast bezogene Auswüchse. Ist nur ein Hoden verloren gegangen, dann treten nur an der Seite, auf der der Verlust stattgefunden hat, Knollenbildungen an Stelle der Stange auf. Tritt der Verlust des Kurzwildbrets zu der Zeit ein, wenn der Hirsch ein völlig vereckes Geweih trägt, so wirft er nie mehr ab, sondern behält dasselbe Geweih für die ganze übrige Zeit seines Daseins.

Die größte Abnormität ist das Vorkommen von Hirschen ohne Geweih. Von ganz einwandfreier Seite, wie z. B. von dem derzeitigen königlich preußischen Oberförster v. Meyerinck in Letzlingen, ist bezeugt, daß bei den im Dezember 1860 abgehaltenen Hofjagden zwei Hirsche erlegt worden sind, die kein Geweih

trugen, keine Verletzung am Kurzwildbret aufwiesen, vielmehr von der Brunftzeit her noch ganz schwarz unter dem Leibe waren. Die Veröffentlichung dieser Thatsache zeitigte die Mitteilung von gleichen Beobachtungen. Auch Hartig, der zu den klassischen Jagdautoritäten gehört, erzählt in seinem „Lehrbuch für Jäger", daß er selbst einen erlegten Hirsch gesehen und untersucht hat, an dessen Kopf nicht die geringste Andeutung eines Rosenstockes, viel weniger eines Gehörns bemerkbar war. Am Kurzwildbret

Abb. 100. Gerader Achter.
Erlegt am 1. Aug. 1898 auf dem Rittergute Düssin in Mecklenburg-Schwerin von Richard Skowronnek, prämiiert auf der Geweihausstellung 1899.

sei auch nicht die mindeste Verletzung oder Unvollkommenheit wahrzunehmen gewesen, sondern alle Anzeichen, daß der Hirsch gebrunstet habe.

Der Kopfschmuck des Elches besitzt keinen einheitlichen Namen. Im Frühling des zweiten Jahres bilden sich die ersten Kolben, die sich zu Spießen auswachsen. Der Prozeß des Wachstums und Fegens dauert bis in den September. Im April des nächsten Jahres werden die Spieße abgeworfen und Gabelstangen aufgesetzt. Im vierten Jahr zeigt das normale Geweih sechs stumpfe Enden, im fünften Jahr beginnt die Schaufelbildung, die sich mit jedem Jahr verstärkt. Die Zahl der endenartigen Fortsätze ist verschieden, pflegt jedoch mit dem Alter zuzunehmen. Auch stimmt die Endenzahl an beiden Schaufeln meist überein. Mit zunehmendem Alter erfolgt das Abwerfen immer zeitiger, meistens schon Anfang Januar. Bis Juni sind die Schaufeln vereckt und gefegt. Der Bast ist schwarzbraun, das gefegte Geweih bei

Abb. 101. Abnormes Rehgehörn.

Abb. 102. Perückenbock.

jüngeren Hirschen hellbraun, bei Kapitalschauflern dunkelbraun gefärbt. Die Richtung der Stangen geht stets gleichmäßig vom Stock nach den Seiten und etwas abwärts. An die Stange, die immer ohne Sprossen bleibt, schließt sich die bauchige, handförmige Schaufel.

Auch der Damhirsch bildet ein Schaufelgeweih aus. Im Alter von sechs Monaten sind bereits die Stirnzapfen vorhanden, aus denen im nächsten Februar die mit gelbem Bast bedeckten Kolben treten, die im August gefegt, etwa fünf Zoll lang, als Spieße angesprochen werden. Bis zum dritten Jahr gleicht nun die Geweihbildung der des Edelhirsches. Dann erscheinen zwei kurze Augensprossen, auch zwei oder mehrere Enden an jeder Stange. Mit dem fünften Jahr beginnt die Bildung der Schaufeln, die in endenartige Spitzen auslaufen. Diese kürzeren und längeren Enden erscheinen in ganz verschiedener Anzahl. Kapitalhirsche setzen breite, dicke Schaufeln auf. Der am Kurzwildbret verletzte Kümmerer setzt nur Knollen auf, die mit Bast belegt sind und nicht abgeworfen werden.

Abb. 103. Sechser.

Der Rehbock trägt ein Gehörn, nicht ein „Geweih", wie man es manchmal von Leuten hören kann, die sich einbilden, Jäger zu sein. Dagegen wird der Ausdruck „Gehörn" von den älteren Jagdschriftstellern, z. B. Winckell, auch auf das Geweih des Hirsches angewendet, was jetzt aber abgekommen ist. Neueren Datums scheint der Ausdruck „Rehkrone" statt Gehörn zu sein.

Abb. 104. Abnormes Rehgehörn.

Die Entwickelung des Gehörns verläuft folgendermaßen: Im Alter von vier bis fünf Monaten treten aus der Wölbung des Stirnbeins beim Kitzbock kleine kolbenartige Erhöhungen hervor, die sich im Laufe des Winters zum Rosenstock ausbilden und schließlich zu zwei dünnen Spießen mit schwacher Rose an der Wurzel der Stange verlängern. Im März und April werden die Spieße gefegt und im Dezember abgeworfen.

Im nächsten März hat der Bock bei normaler Entwickelung sein Gabelgehörn aufgesetzt. Die Stange erscheint ungefähr in der Mitte geteilt. Die Hauptstange richtet sich von der Teilung in einem Winkel nach hinten, die Nebensprosse nach vorn. Setzt ein Sechserbock, was sehr oft vorkommt, zurück, oder erscheinen im zweiten Jahr statt des Gabelhorns Spieße, so ist doch stets oder fast immer die Biegung vorhanden, die bei dem eigentlichen Spießergehörn fehlt.

Beim Sechserbock — der Ausdruck hat sich Bürgerrecht in der Jagdsprache erworben, obwohl Diezel das Ansprechen der

rne nach sechs oder mehr Enden für tthaft erklärt — teilt sich die nach i gebogene Hauptstange zum zweitenmal biegt sich von der Teilung nach vorn während sich die zweite Nebensprosse hinten wendet. Diese zweite kniege Beugung der Hauptstange ist kteristisch für den Sechserbock und ein gliches Kennzeichen, auch wenn beide isprossen fehlen.

Mit dem Sechsergehörn ist die normale ickelung abgeschlossen. Bei keiner Wildjedoch kommen soviel widersinnige ngen vor, wie beim Reh, daß man nicht zu wundern braucht, wenn sich hörn unter regelmäßiger Vermehrung ndenzahl in scheinbar normaler Weise entwickelt. So gibt es Achter, bei die Hauptstange sich zum drittenmal , und Zehner, bei denen die beiden en Enden des Sechsers sich gablig zer. Dietrich a. d. Winckell erwähnt noch iemlich häufig, daß sich unterhalb der vorn gerichteten Mittelsprosse eine lend lange Perle nach hinten entwickelt, die jagdmäßig als Ende gezählt werden kann.

Widersinnige Gehörne sind so häufig und so gänzlich verschieden in ihren Abweichungen von der Norm, daß es unmöglich ist, sie in einer kurzen Beschreibung erschöpfend zu behandeln. Die Ursachen sind in den Krankheiten zu suchen, denen der Rehbock ausgesetzt ist. Verletzungen des Kurzwildbrets, Verletzungen durch einen Schrotschuß während der Gehörnbildung rufen ganz merkwürdige Formen hervor. So hatte z. B. ein Bock zwei starke Stangen aufgesetzt, von denen die eine abwärts gerichtet bis über das Geäse reichte und den Bock an der Nahrungsaufnahme hinderte.

Gehörnte Ricken wurden früher in den Bereich der Fabel verwiesen, aber mit Unrecht. Außer den älteren Berichten liegen aus den Jahren 1881 und 1882 zwei, von dem Fürsten Egon von Fürstenberg und Ludwig Beckmann bezeugte Fälle vor, in denen je eine Ricke mit allerdings abnormem Gestänge erlegt worden ist!

Abb. 105. Abnormes Rehbockgehörn.

Abb. 106. Rückkehr Kaiser Wilhelms II. von der Bärenjagd. Gemälde von Julius Falat.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

VIII. Die Jagd in Einzelbildern.

Eine Einleitung dazu? Weshalb? Weil gute Vorred' die Nachred' spart!

Jetzt soll für mich der fröhliche Teil der Arbeit beginnen, der hoffentlich auch dem Leser ein heiteres Stündchen bereitet. Sauer genug ist's mir geworden, in wohlgesetzten Worten die graue Theorie zu behandeln. Und vielleicht nur zu oft hab' ich einen Haken in die Praxis geschlagen, in die Erinnerungen, die aus alten Zeiten in mir lebendig wurden, wenn ich von der Arbeit aufsah an die Wand, wo zwischen den Rehgehörnen die Lieblingsflinte meines Vaters hängt, die er mir dediziert, weil ihm wegen hohen Alters das Licht der Augen knapp geworden ist. Und daneben über dem verwitterten Rucksack die ‚Matka', mit der ich meinen ersten Hasen erlegt ... Wie manchmal nehme ich sie in die Hand, um mit ihr Zwiesprach zu halten von alten Zeiten ...

Einzelbilder sollen es werden mit möglichst wenig guten Lehren. Denn die kann der erfahrene waidgerechte Jäger leicht entbehren. Der Anfänger mag sie suchen. Und er wird sie finden, denn sie liegen nicht zu sehr versteckt, auch in der humoristischen Schilderung.

Dem Laien aber, der dies Buch zur Hand nimmt und die Ausführungen über „Waidmännisch", Dressur des Hundes und Jagdgewehr mehr oder minder interesselos durchgeblättert hat, sollen die anspruchslosen Schilderungen einen Begriff davon geben, welchen Platz die Jagd im kurzen Leben des Menschen einnimmt, welchen Wert sie für Herz und Gemüt, für die Erfrischung des Körpers und des Geistes entwickelt. Ihm sei noch besonders versichert, daß ich kein Jägerlatein spreche, er also alles für bare blanke Münze zu nehmen hat, die er unbesehens weiter geben kann. Und der Sonntagsjäger wird hoffentlich mitlachen, wenn er sich getroffen fühlen sollte. Was ich übrigens als gutes Zeichen ansprechen und mit dem guten Rat verbinden möchte, dies Büchlein recht fleißig zu studieren.

Jetzt schieße ich los:

IX. Der Anstand.

In einem ostpreußischen Forsthause war's, unweit der russischen Grenze, an einem wunderbar milden, stillen Herbstabend. Von der weinumsponnenen Veranda sah man weit hinaus auf einen See, dessen glatter Spiegel im Schein der Abendsonne glänzte. Die Försterfrau, klein aber behäbig, mit freundlichem Gesicht und klugen Augen, hatte die fleißigen Arme mit der Näharbeit in den Schoß sinken lassen und nickte ihrem Ältesten zu, der ihr gegenüber am Tisch saß und fleißig Vokabeln „aufschlug“, um ein Stück der Odyssee zu übersetzen.

Wie im Selbstgespräch begann sie: „Zu dumm! Vater ist heute und morgen nicht zu Hause, der Jahn — der Hilfsjäger — läßt sich nicht sehen, und ich brauche zu übermorgen, wenn Onkel Eduard kommt, noch einen Hasen. Ein paar Hechte wirst du mir ja mit Stomber fangen . . .“

Die Augen des Dreizehnjährigen blitzten auf. „Muttchen, sei still, ich schieß' dir den Hasen! Ich nehme die ‚Matka‘, und stelle mich heute abend an. Nicht am Feld, sondern an dem kleinen Feldweg, wo Vater gewöhnlich steht.“

Sein Vorschlag stieß auf schwere Bedenken, aber schließlich gelang es seiner Überredungskunst, die Erlaubnis zu dem ersten Jagdgang der Mutter abzuschmeicheln. „Aber sei vorsichtig und nimm Diana mit, damit der Krumme nicht verloren geht, wenn du ihn krank schießt.“

Eine halbe Stunde später wanderte der stämmige Bursch mit einer Flinte auf dem Rücken, die beinahe so lang war, wie er selbst, dem Walde zu. Die ‚Matka‘, die er trug, war ein altes Familienerbstück und ein ehrwürdiges Instrument. Sie besaß ein Kaliber, das zur Jagd auf Rhinozerosse und Nilpferde ausgereicht hätte. Vater — mein Vater — hatte sie in seiner Jugend geführt, als sie noch mit einem Feuersteinschloß versehen war. Später hatte ein findiger Dorfschmied das Zündloch erweitert, ein Piston eingeschroben und einen anderen Hahn angesetzt. In diesem Stadium stand sie, als ich damals zum erstenmal mit ihr

Abb. 107. In der Suhle. Originalzeichnung von Richard Friese.

auszog. Noch später, nach 1871, avancierte ‚Matka', — die Mutter, wie sie wahrscheinlich ihres Kalibers wegen genannt wurde — zum Hinterlader. Ein Jäger hatte aus dem Kriege ein Tabatierengewehr mitgebracht, wie es die Engländer, unsere guten Freunde, den von Gambetta aus der Erde gestampften Armeen lieferten. Nach diesem Muster hatte der Dorfschmied alle Einspänner der Umgegend zu Hinterladern umgearbeitet ...

Abb. 108. Der Rehbock mit ungefegtem Gehörn. Originalzeichnung von Richard Friese.

Vaters Stand, auf dem er alljährlich die ‚Küchenhasen' erlegte, befand sich ziemlich vorn im Walde am Rande einer mannshohen Kiefernschonung. An der Ostseite der Schonung lief ein schmaler, von Gras bewachsener Waldweg bis in die Schluchten der Tartarenberge hinein. O, ich wußte schon ganz genau, weshalb Vater lieber dort saß und nicht am Feldrande. Im Walde kommt der Krumme früher angehuppelt und viel vertrauter ... Mit dem Rücken an eine uralte Kiefer gelehnt, die viel breiter war als ich, vorn gedeckt durch eine niedrige Fichte stand ich da, ‚Matka' schußbereit in den Händen. Zu meinen Füßen lang ausgestreckt lag Diana, den Kopf auf den Vorderläufen.

Die Zeit wurde mir nicht lang. Aus der dichten Schonung kam mit graziösen Sprüngen ein Eichkater, machte einen Augenblick auf dem Wege Halt und nahm dann den nächsten Kiefernstamm, an dem er in spiralförmigen Windungen rings um den Baum emporkletterte, bis er im Wipfel verschwand. Als ich meine Augen wieder auf den Weg richtete, saß eine Amsel vor mir, die emsig mit vorgestrecktem Schnabel hin- und herlief. Ab und zu richtete sie sich hoch auf und wippte mit dem Schwanz.

Nur er, auf den ich mit fieberhafter Erregung wartete, kam nicht. Die Sonne mußte bereits eine Weile unter dem Horizont verschwunden sein, denn schon begann das Zwielicht, in dem jeder Gegenstand Leben zu gewinnen scheint, der Stein, das dunkle Grasbüschel, der kleine Strauch ... Jetzt galt es, doppelt scharf aufzupassen. Die Erscheinung kannte ich, denn schon manchesmal hatte ich zur Übung auf dem Anstand stehen dürfen, aber ohne Flinte. Und jetzt sollte ich vergeblich harren ... Mir war doch nichts Schlechtes begegnet, weder ein altes Weib noch eine Unglück krächzende Krähe ... Und die Mutter hatte mir das Taschentuch nachgeworfen und gerufen: „Brich Hals und Bein!"

Doch jetzt ... ja das ist er, das muß er sein. Langsam kommt er den Waldweg angehuppelt ... Nun einen Blick auf Diana, die, wie ich am Fuße fühle, vor Erregung zusammenschaudert. Aber sonst rührte sich nichts an ihr. Nur die Wurzeln des Behanges heben sich an. Jetzt ist's Zeit, langsam und unmerklich die Flinte zu heben ... Jetzt gilt's, erst die Erregung niederzukämpfen, denn das Blut schlägt bis zum Halse hinauf und pocht in den Schläfen,

daß man glauben könnte, der Krumme müßte es mit seinen langen Löffeln erlauschen. Aber nein, ganz vertraut hockelt er weiter, ja er hält sogar an, um ein zartes Grashälmchen zu äsen.

Nun die Flinte fest in die Schulter gezogen, einen Moment den Atem angehalten ... Der Schuß kracht, aber ich kann nicht sehen, ob ich getroffen habe, der Pulverdampf verdeckt mir für einen Augenblick die Aussicht. Doch da kommt schon Diana an, gravitätisch trägt sie im Fang den Hasen. Ein gewaltiger Kerl, seine zehn Pfund wiegt er ganz sicher!

Was ich in jenem Augenblick gefühlt? Nichts weiter, als den glühenden Wunsch, einen Menschen bei mir zu haben, einen Menschen, dem ich mein Jagdglück erzählen, dem ich schildern durfte, wie vorsichtig ich die ‚Matka' an den Kopf gebracht, wie genau ich gezielt hatte. Das letzte war entschieden ein Zusatz meiner Phantasie, denn in Wirklichkeit habe ich nicht gewußt, wie ich abgekommen war, und die gute ‚Matka' hat das Beste zum Erfolg hinzugethan! Ach wie viel verschwiegenes Glück habe ich in jenen Tagen still für mich tragen müssen! Nach dreimaligem Erzählen lehnte Mutter die weiteren Wiederholungen ab, und meine Altersgenossen in der Schule glaubten mir nicht. Und Vater? Er hatte natürlich von Mutter alles erfahren, aber er sprach nicht darüber. Als ich jedoch vierzehn Tage später das Zeugnis mit der Versetzung nach Untersekunda brachte, da erhielt ich feierlich Flinte und Jagdzeug als Eigentum und leihweise die alte Diana, von der ich lernen sollte, was man einem jungen Hunde beizubringen hat.

* * *

Ja, der Anstand! Er ist die Jagdart, mit der jeder junge Jäger beginnen muß! Dabei lernt man sehen und sich beherrschen! Und jeder Fehler wird meistens auf der Stelle hart gestraft, wenn man sehen muß, wie das Wild, das man schon als sichere Beute betrachtete, mit schneller Flucht das Dickicht gewinnt und auf Nimmerwiedersehen verschwindet.

Man kann den Anstand sowohl des Abends wie des Morgens betreiben. Ich ziehe für Reh, Fuchs und Hase den Morgen vor. Es ist zwar ein herrlicher Genuß,

Abb. 109. Prinzregent Luitpold von Bayern.
(Aufnahme von B. Dittmar in München.)

das „zu Rüste gehen“ der Natur zu beobachten, aber nur kurz ist die Zeit, in der man einen sicheren Schuß anbringen kann, denn schnell bricht die Dunkelheit herein. Und ist nicht das Erwachen der Natur viel schöner? Dazu kommt der weitere Vorteil, daß am Morgen das Wild viel vertrauter heranzieht, daß sich mit jeder Minute das Licht verstärkt und daß man viel längere Zeit ausharren kann, weil der Fuchs und auch der Hase manchmal erst eine Stunde nach Sonnenaufgang vom Felde in den Wald zurückwechselt.

Die erzieherische Wirkung dieser Jagdart für den angehenden Jäger habe ich schon betont. Sie ist die unerläßliche Vorbereitung für den Pürschgang, bei dem man nach jedem Schritt aufs neue mit einem Blick das vorliegende Terrain in allen Einzelheiten überschauen muß, um sofort regungslos stehen zu bleiben, ehe das Wild den Jäger eräugt. Diese Fertigkeit fliegt keinem von selbst an, sie will erworben sein. Und dazu dient der Anstand. Nicht mit schnellen Wendungen darf man die Umgebung mustern. Nein, nur langsam und unmerklich müssen die Bewegungen des Kopfes geschehen. Alle Sinne spannen sich an, denn oft genug sagt dem Jäger das Ohr, daß ein Stück Wild sich nähert. Entweder fliegt hastig ein kleiner Vogel auf, oder Eichelhäher oder Drossel stoßen warnende Töne aus. Manchmal knackt ein dürres Ästlein unter dem Tritt des Wildes, manchmal raschelt das Laub. Sehr oft vergehen dann noch Minuten, bis man das bereits in der Nähe befindliche Wild zu Gesicht bekommt.

Das sind die aufregendsten Augenblicke, in denen der Jäger mit starker Willenskraft eiserne Ruhe bewahren muß. Denn manchmal wird er schon von dem Wild, ohne daß er es weiß, mißtrauisch beobachtet. Nicht immer gelingt es; ein Jucken im Gesicht, eine Mücke, die langsam den Rüssel einsetzt, kann den Jäger zu einer hastigen Bewegung veranlassen. Trotzdem möchte ich das Rauchen auf dem Anstand als eine Unsitte bezeichnen. Erfahrungsgemäß verscheucht der Tabaksrauch die Mücken nicht, selbst wenn man wie ein Fabrikschlot raucht. Besser ist es, sich vor dem Gang zum Anstand Hals, Gesicht und Hände zu waschen und noch feucht mit Essig einzureiben. Oder man schützt die Hände mit Handschuhen und den Hals mit einem Gazeschleier und hält im übrigen den Mückenstichen tapfer Stand. Das hinterher auftretende Jucken vertreibt man leicht durch Betupfen mit Salmiakgeist, aber wohlgemerkt erst zu Hause, nicht auf dem Stand.

Um dem Jäger für längere Zeit auf dem Anstand etwas mehr Bewegungsfreiheit zu gewähren, benutzt man Gruben oder Kanzeln. Die Gruben werden am besten vierzig bis fünfzig Schritt vom Walde entfernt auf dem Felde angelegt und ringsum mit niedrigem Strauchwerk verblendet. In solch einer Grube hat man ziemlich viel Bewegungsfreiheit, man kann sogar rauchen, wenn der Wind gut steht, aber aufmerksam und vorsichtig muß man doch bleiben. Auch darf man nicht einschlafen, was mitunter den Jagdschindern, die mit der Schrotspritze in mondhellen Nächten dem Hirsch auflauern, passieren soll.

Die Kanzel ist ein auf dem Baume angebrachter Sitz. Sie ist nur dort anwendbar, wo man bei starkem Wildbestand sichere Wechsel kennt, auf denen das Wild regelmäßig nach dem Felde austritt. Aber die Kanzel ist unbequem, sogar sehr unbequem. Man kann die eingenommene Stellung nicht so oft ändern, wie es notwendig ist, um das Einschlafen eines Beines zu hindern, man ist bei hastigen Bewegungen in Gefahr, abzustürzen, und thut deshalb gut, sich mit einem Strick oder Gurt festzubinden. Daß unter der Kanzel das Wild arglos heranzieht und man von der Windrichtung unabhängig ist, läßt sich nicht bestreiten.

Der Anstand wird oft auch als „Ansitz“ bezeichnet, weil viele Jäger es für besser halten, zu sitzen. Teils aus Bequemlichkeit, teils in dem Glauben, in sitzender Stellung vom Wild nicht so leicht bemerkt und erkannt zu werden. Ich teile diesen Glauben nicht. Wer die nötige Vorsicht und Aufmerksamkeit anwendet, wird auch im Stehen vom Wild nicht erkannt. Beim Sitzen, namentlich am Waldrande, wo man nach rechts und links aufpassen muß, verliert man die Bewegungsfreiheit nach der rechten Seite. Deshalb ist jedem Jäger zu raten, daß er es lernt und übt, die Flinte sowohl rechts wie links anzuschlagen. Manche Menschen behaupten zwar, das

linke Auge nicht offen halten zu können, wenn sie das rechte schließen, aber das läßt sich bei einiger Übung lernen. Noch besser ist es, stets mit beiden Augen offen zu schießen. Sehr bald gewöhnt sich das eine Auge daran, selbständig allein zu visieren, namentlich wenn man das andere Auge durch die emporgehaltenen Finger der Hand, die die Flinte oder die Büchse trägt, abblendet. Das Gewehr ruht dabei auf dem wagerecht ausgestreckten Daumen. Der große Vorteil dieser Art zu zielen, liegt darin, daß das Schußfeld viel heller bleibt! Wer hat nicht schon beobachtet, namentlich in der Dämmerung, daß ihm der Hase, den er noch deutlich genug mit beiden Augen erblickte, beim Anschlag und Zudrücken des einen Auges geradezu unerkennbar wurde!

Ein gutes Hilfsmittel beim Anstand auf Fuchs und Hase, das recht wenig angewendet wird, ist das Stellen von Federlappen. Das dazu erforderliche Material sind die weißen und hellgrauen Schwungfedern der Gans.

Abb. 110. Beim Wechsel. Zeichnung von C. v. Dombrowski.

Die Pose der einen Feder wird zur Hälfte abgeschnitten, die andere fest eingesteckt.

Diese Doppelfahnen werden im Abstand von einem Fuß in einen starken Bindfaden eingeschlengt. Erwünscht ist es, wenn man sich zwei solcher Schnüre von etwa je 150 Fuß Länge herstellen kann. Am Orte, wo man sich anstellen will, läßt man eine Lücke von zehn bis zwölf Schritt und spannt nun die beiden Schnüre nach rechts und links

aus. Dazu braucht man an jedem Ende einen fußlangen, angespitzten Stock und für jede zehn Schritt der Schnur kleine, oben gegabelte Ruten, die man im Notfall an Ort und Stelle schneiden kann. Die Schnur wird darauf etwa zehn bis zwölf Zoll über dem Erdboden aufgehängt. Fuchs und Hase respektieren diese Federlappen und gehen daran entlang, bis sie die freie Stelle finden, an der sie dem Jäger zum Schuß kommen. Man thut gut, sich zum Aufstellen der Lappen eine halbe Stunde früher auf den Weg zu machen.

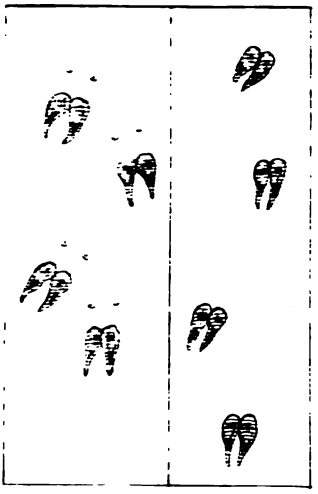


Abb. 111. Rehfährte, im Schritt und in der Flucht.

Überhaupt ist es nicht gut, erst mit Sonnenuntergang auf dem Platz, wo man sich anstellen will, einzutreffen. Man braucht doch eine gewisse Zeit, sich den besten Platz auszusuchen, wenn man nicht einen festen Stand eingerichtet hat. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß das Wild manchmal früher als gewöhnlich rege wird und sich am Rande des Waldes herumdrückt, bis ihm die Zeit gekommen scheint, auszutreten.

Ein Vergnügen eigener Art ist der Anstand auf den Hasen bei Schnee und Mondlicht. Da meistens zu diesen beiden Wettererscheinungen eine dritte, nämlich strenge Kälte, gehört, so thut man gut, sich recht warm anzuziehen und hauptsächlich die Füße gut zu schützen. Wer es haben kann, nehme ein Paar alte große Wasserstiefel und lasse vom Pantinenmacher Holzsohlen anbringen. Sind diese Stiefel so groß, daß man eine Lage von Stroh hineinthun kann, das oft erneuert werden muß, so wird man stundenlang sitzen können, ohne an den Füßen zu frieren. Eine Decke als Unterlage für den Sitz ist sehr zu empfehlen. Die Hauptsache aber ist ein großes weißes Laken. Auf der Wintersaat angekommen, auf der man sich ansetzen will, sucht man sich eine Furche aus, um nicht zu unbequem zu sitzen, tritt den Schnee fest an und überdeckt sich völlig mit dem Laken. Zu dem Zweck macht man in eine Ecke einen Knoten und setzt diese Ecke wie eine Kapuze auf, den Zipfel nach innen untergeschlagen.

Diese weiße Decke genügt nicht nur als Schutz für die Hasen, die sie wahrscheinlich nicht von der Schneefläche unterscheiden können, sie hält auch warm. Ich will nicht verschweigen, daß diese Methode in Ostpreußen, Westpreußen und Posen viel und mit Erfolg von wilddiebenden Bauern angewendet wird. Sie verschmähen sogar das Laken, wenn sie einen neuen Schafspelz besitzen, der unbezogen mit dem glänzend weißen Fell nach außen getragen wird. Dabei soll es nicht selten vorkommen, daß Meister Lampe, der große Neigung für das Trommeln zu besitzen scheint, dem ahnungslosen Schützen einen Wirbel auf dem Rücken schlägt. Die Sache klingt zwar etwas nach Münchhausen, sie ist mir aber nicht nur häufig berichtet, sondern auch von einem Manne, an dessen Glaubwürdigkeit kein Zweifel erlaubt ist, verbürgt worden. Daß die Hasen sich dem im Laken sitzenden Schützen bis auf Armlänge mit unglaublicher Sorglosigkeit nähern, kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen.

In einigen Gegenden ist auch der Abendansitz auf Rebhühner gebräuchlich. In manchen Jahren beginnen die Hühner schon nach drei, vier Wochen nicht mehr zu halten, namentlich da, wo die Felder um diese Zeit bereits kahl sind, weil keine Lupinenfelder vorhanden sind und das Kartoffelkraut zu dürren Stengeln von der Sonnenglut verbrannt ist. Früher wendete man in dieser Zeit des Jahres Netze an, in die man die Hühner trieb. Jetzt wird diese Jagdart nicht mehr betrieben, weil sie zu kostspielig ist; sie gilt sogar als nicht waidmännisch. Aber der Ansitz auf Hühner fällt wohl nicht unter diesen Gesichtspunkt, deshalb sei er hiermit empfohlen.

Als einziges Hilfsmittel gebraucht man eine Locke, die leicht herzustellen ist. Man nimmt einen großen Schneiderfingerhut, der an beiden Seiten offen ist, spannt über die weitere Öffnung als Membran ein Stück

Schweinsblase, das recht straff festgebunden werden muß. Dann sticht man mit einer Nadel ein Loch durch die Membrane und zieht ein starkes Pferdehaar hindurch, das am Ende einen Knoten trägt. Streicht man nun mit nassem Zeigefinger und Daumen das herabhängende Haar, dann ertönt vernehmlich der Lockruf: „Tschirrwitt, Tschirrwitt!“ Wenn man gegen Abend die Rebhühner locken hört, setzt man sich nicht weit davon an einer Stelle an, wo man sie beim Heranlaufen erblicken kann. Wen das Glück begünstigt, der kann an einem Abend in kurzer Zeit mehr Hühner erlegen, als tagsüber auf der Suche.

Der schönste Anstand, der die ganze Poesie des Jägerlebens in sich begreift, ist der auf die Waldschnepfe, auf die „Langschnäbelige“. Man stellt sich dazu an einer moorigen Stelle des Waldes an, am besten da, wo schmale Wiesen oder Brüche, nur von niedrigem Gebüsch bestanden, nach zwei Seiten einen weiteren Ausblick gewähren. Aber nicht ungedeckt, denn die gazellenäugige Waldfee ist vorsichtig und schlägt blitzschnell zur Seite, sowie sie den Jäger wahrnimmt, besonders wenn er hastig die Flinte an die Backe reißt. An milden, warmen Abenden, bei ruhiger Luft, kündigt sich die Schnepfe durch ein ziemlich vernehmbares, zwei-, dreimal wiederholtes Quarren an. Dazwischen ertönt ein scharfer, einem heiseren Pfiff nicht unähnlicher Laut, der sich mit „Püitz, Püitz“ am besten wiedergeben läßt.

Manchmal ist die Schnepfe, wenn sie laut und langsam gezogen kommt, ein recht leichter Schuß. Oft aber erscheint sie wie aus der Pistole geschossen und dazu stumm, so daß auch der geschickteste Schütze nicht immer im stande ist, seinen Schuß mit Sicherheit anzubringen. Und vor allem: man gehe nie ohne Hund auf den Schnepfenstrich! Sonst geht manche Schnepfe, die man anschießt, verloren. Diese Lehre brachte mir eine junge Hündin, die noch nicht ein halbes Jahr alt war, bei. Sie zeigte sich sehr anstellig, apportierte auch alles, so daß ich sie, weil ich damals keinen firmen Hund besaß, zum Notbehelf mitnahm. Das Jagdglück war mir hold.

Noch bei gutem Licht kam ich zum Schuß. Ich höre die Schnepfe aufschlagen und gehe hin, um sie in dem dichten Gebüsch zu suchen. Minerva, meine kleine Hündin, folgt mir auf dem Fuße. Ich suche und suche, finde aber die Schnepfe nicht. Meine Begleiterin springt neben mir her. Es wird dunkel, die Schnepfe ist nicht zu finden. Verstimmt begebe ich mich auf den Heimweg. Nun wird das angeschossene Wild eine Beute des Fuchses! Unterwegs fällt mir das Gebaren der Hündin auf. Sie bleibt öfter zurück und faucht und prustet ... Ich beuge mich zu ihr hinab: sie trägt im Fang die Schnepfe!

Zum Schluß noch eine kleine tragikomische Geschichte, die ich miterlebte. Zu dreien waren wir auf den Schnepfenzug gegangen. Nur einer war vom Glück begünstigt: er hatte einen starken Eulenkopf geschossen. Als wir beiden anderen ihn von seinem Stand abholten, ließen wir natürlich uns die Beute zeigen, und mein Freund, ein Förster, dessen Hund den Vogel noch nicht kannte, warf ihn mit dem ermunternden Zuruf: „Apporte!“ seinem Nimrod vor. Aber der Vogel kam nicht zur Erde ... Mitten im Wurf spannte er seine Schwingen auf und strich davon ... Die Auseinandersetzung zwischen den beiden Grünröcken nahm, dank meiner freundschaftlichen Vermittelung, allmählich eine versöhnliche Form an ....

Abb. 112. Ein Eulenkopf. Studie von Th. Kröner.

Abb. 113. Ein Kernschuß. Gemälde von Ch. Kröner.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

X. Pürschen und Blatten.

Die Grenzmark im Osten hat von jeher als ein wildarmes Gebiet gegolten. Nicht ganz mit Recht und auch nicht ganz mit Unrecht. Wo die bäuerliche und städtische Schießlust sich ohne Schranken ergehen konnte, wie noch heutigen Tages in einem großen Teil Masurens, verarmten die Felder und Wälder so sehr, daß keine Pflege und Schonung seitens der größeren Grundbesitzer den Wildstand zu heben vermochte. Wo aber Großgrundbesitz und Königliche Forsten überwiegen, da ist jetzt ein Wildbestand herangewachsen, auf den Ostpreußen stolz sein darf.

Obenan steht natürlich die prächtige Rominter Heide, das Lieblingsrevier des Kaisers. Sie verdankt ihren ganz außerordentlichen Reichtum an Edelwild dem großen Nonnenfraß der fünfziger Jahre. Mit dem Aufgebot aller verfügbaren Kräfte war es der Forstverwaltung nicht möglich, das abgestorbene Holz niederzulegen und fortzuschaffen. So brachen denn weite Bestände in sich zusammen, und über dem Trümmerfelde bildete der Aufschlag von Buchen, Birken und Eichen in wenigen Jahren mannshohe Dickichte, undurchdringlich für Jäger und Wildschütz. Damals zogen aus ganz Ostpreußen die Hirsche nach der Rominter Heide, so daß manche Reviere völlig verarmten. Was führte sie dorthin, was gab ihnen Kunde von den waldgekrönten Bergkuppen, zwischen denen die an Forellen reiche Rominte wie ein richtiger Wildbach dahinschießt, von den weiten Waldwiesen mit Gräsern, wie Roggen so hoch?

Schon lange genießen die ostpreußischen Hirsche den Ruf, die stärksten Geweihe zu tragen. Den Beweis dafür erbringt die jetzt alljährlich ausgestellte Jagdbeute des Kaisers. Auch die Rehböcke gedeihen den harten Wintern zum Trotz in der Ostmark besser als anderswo in Deutschland. Ein Bock, der nicht seine 60 Pfund auf den Schalen trägt, wird nicht als stark angesprochen. Ja, vor einigen Jahren wurden

infolge einer Wette sogar einige Kapitalböcke von 72—75 Pfund konstatiert.

. . . . Im Sommer vergangenen Jahres war ich wieder einmal auf die Einladung eines befreundeten Grünrocks nach der Heimat zurückgewechselt. Die Pürschbüchse, die so lange verträumt im Gewehrschrank gehangen, hüpfte ordentlich in meiner Hand, als ich sie in das schützende Futteral that. Wie lange war es her, daß sie unter grünem Dach ihren Mund gegen einen stolzen Bock aufgethan! Jetzt sollte sie, wenn St. Hubertus mir hold war, nicht nur einige Kapitalböcke, sondern auch einen Geweihten zur Strecke bringen.

Das Ziel meines Ausflugs war die Schoreller Forst, ein Teil des gewaltigen Waldkomplexes, der sich von der Memel südwärts unweit der preußisch-russischen Grenze bis in den Kreis Pillkallen hinzieht. Ein herrliches Revier. Stellenweise reiner Eichenbestand. Auf großen Strecken ein Gemisch von Weißbuchen, Birken, Aspen und Fichten, die der Volksmund Tannen nennt. Mitten hindurch schlängelt sich, von ertragreichen Wiesen umsäumt, die Inster als schwacher Bach, der im Hochsommer zu kleinen Tümpeln versiegt. Mehr als ein Drittel der Oberförsterei besteht aus Wiesen; auf höher gelegenen Plätzen stehen wie Oasen prächtige Gruppen uralter Eichen, die jedes Malerauge mit Entzücken erfüllen würden.

Kurz vor Sonnenuntergang traf ich im Forsthaus B . . . . . ein. Die Fahrt auf der staubigen Chaussee im heißen Postwagen war nicht schön gewesen. Um so freudiger genoß ich den Waldfrieden des einsamen Forsthauses. Lange saßen wir beisammen auf der geräumigen Veranda mit dem Blick auf das weite Insterthal, auf dem die Abendkühle leichte Nebelschwaden aufsteigen ließ. Ringsum zirpten die Maulwurfsgrillen, der Wachtelkönig schnarrte, und um die blühenden Lindenbäume flatterten im Mondlicht die Fledermäuse. Schwarz und schweigend stand vor uns der Wald.

Und die prächtigen Menschen dazu! Der Förster, wie ein alter moosbewachsener Eichenstamm, knorrig und rauh, aber kernfest. Seine rundliche Frau mit den Silberfäden im dunkelblonden glatten Scheitel strahlte ordentlich vor Freude, einen lieben Gast nach ostpreußischer Sitte, die in der Devise: „Viel und gut“ gipfelt, bewirten zu können. Ebensogut gefiel mir der junge Hilfsaufseher, der in den nächsten Tagen mein Begleiter auf dem Pürschgang sein sollte. Schlank und rank war er, aber unter dem leichten Rock spielten die sehnigen Muskeln. Und in dem sonnengebräunten Gesicht blitzten in harmloser Lebenslust die klaren blauen Augen. Weither aus Schlesiens Bergen war er dorthin verschlagen worden, und mit geringer Freude hatte er die Reise nach der russischen Grenze angetreten. Aber bald hatte er sich eingewöhnt und begehrte nimmer zurück, seitdem er in die braunen Augen der bildschmucken Försterstochter geschaut hatte.

Abb. 114. König Albert von Sachsen.

Der hellere Schimmer am

Horizont, der dem verschwundenen Tagesgestirn folgt, war schon bedenklich nach Mitternacht zu gerückt, als wir unser Lager suchten. Nur wenige Stunden der Ruhe waren mir nach den Strapazen der Reise gegönnt, aber lange noch lag ich wach; die Erinnerung an das Elternhaus war über mich gekommen . . . bis mich schließlich die Mücken mit leisem Summen in den Schlaf sangen. Vorsichtig tappten wir im Morgengrauen die steile Treppe hinab, um niemand zu stören. Aber unser Bemühen war vergeblich. Auf der Veranda stand schon der Morgenimbiß in verlockender Fülle, und das schmucke Försterskind wartete bereits, um uns den Kaffee zu kredenzen. Als wir nach kurzer Rast davon schritten, flog uns ein zierlicher Morgenschuh nach, und eine helle Stimme rief: „Brecht Hals und Bein!“ Schmunzelnd sah mich mein Begleiter an und nickte vergnügt, als wenn er sagen wollte: ‚Nicht wahr, die ist von guter Art.‘ Ich hatte es auf den ersten Blick gemerkt, wie es um die beiden stand. Die armen Menschenkinder! Noch zehn Jahre mußten sie warten, bis er als älterer Forstaufseher daran denken konnte, seinen eignen Herd zu gründen.

Auf schmalem Steg hatten wir die Inster überschritten und wanderten gemächlich auf fester Kieschaussee dahin, zur Linken den Wald, zur Rechten die weiten Wiesenflächen, von denen der leichte Morgenwind die Nebelschwaden trieb. Wir hätten gleich hinter der Försterei unseren Pürschgang beginnen können. Bei jeder Krümmung des Weges bekamen wir Wild zu Gesicht. Meistens Ricken, Schmalrehe und Spießer, die sich vertraut ästen und uns ruhig vorübergehen ließen. Hin und wieder zeigte uns das Glas auch einen starken Bock, weitab mitten auf der Wiese.

Unser Ziel war heute die große Plinis, ein ausgedehntes Hochmoor, aus dem die Inster entspringt. Dort stand ein Kapitalbock, der ein Gehörn von acht Enden aufgesetzt hatte. Erst in der vergangenen Woche, so erzählte mir mein Jagdkumpan, war der Forstinspektor da gewesen und hatte drei Tage, morgens und abends, sich vergeblich bemüht, ihn zum Schuß zu bekommen.

„Er ist zu schlau, der alte Einsiedler! Abends tritt er ganz spät aus und morgens wechselt er ganz früh zurück, aber nie denselben Weg.“ Ich sah meinen Begleiter an und lächelte. „Lieber Freund, trotzdem könnte ich heute den alten Pfiffikus doch zu Schuß bekommen, vorausgesetzt, daß Sie mir dazu verhelfen. Sie werden doch einem Försterssohn nicht vorreden, daß Sie nicht wissen, wo der Bock steht.“

Mit treuherzigem Blick reichte er mir die Hand. „Er ist Ihnen zugedacht schon seit gestern abend, als Sie so warm von Ihrem Elternhaus erzählten. Doch so genau, wie Sie meinen, kenne ich seine Schliche nicht. Aber jetzt wollen wir auf dem geradesten Wege zur Plinis.“

Wir bogen vom Wege ab ins hohe Holz. Nun begann ein beschwerlicher Gang. Bis zum Leibe reichte uns stellenweise das hohe, tauschwere Gras. Dazwischen starkes Dickicht von Haselsträuchern, Brombeeren und Birkenaufschlag, das wir umgehen mußten. Nach einer guten halben Stunde stießen wir auf ein schmales Wiesenthal, von einem schmalen Bach durchzogen. Mein Begleiter flüsterte mir zu: „Das ist ein Abfluß der Plinis. Jetzt aber Vorsicht! Hier pflegt er manchmal um diese Zeit zu stehen.“

Jetzt begann der eigentliche Pürschgang, bei dem man alle Spannkraft des Körpers zusammenfassen muß. Kein Fußtritt darf gethan werden, ohne genau darauf zu achten, wohin man tritt. Das Knacken eines trocknen Ästleins, das unter dem Tritt zerbricht, genügt, um das scheue Wild zu verscheuchen. Und die Waldvögel sind seine geheimen Verbündeten. Die Elster, die uns dahinschleichen sieht, der Eichelhäher, die Schnarrdrossel, alle erheben warnend ihre Stimme. Jedes andere Tier versteht den Ruf, auch der Bock. Er weiß nicht, ob er einem Fuchs gilt, den der wachsame Vogel im Dickicht erspäht hat, oder dem Jäger, aber ohne sich zu besinnen, trollt er vom Wiesenrande einige Schritte in den Wald. Da heißt es regungslos minutenlang auszuharren . . .

Langsam rückten wir vorwärts. Das enge Thal wand sich in zahllosen Krümmungen durch einen mittelhohen Bestand von Kiefern, der wenig Deckung bot. Hie und da stand ein Reh im hohen Grase, dann mußten wir im weiten Bogen durch den Wald vorwärts, um es nicht zu ver-

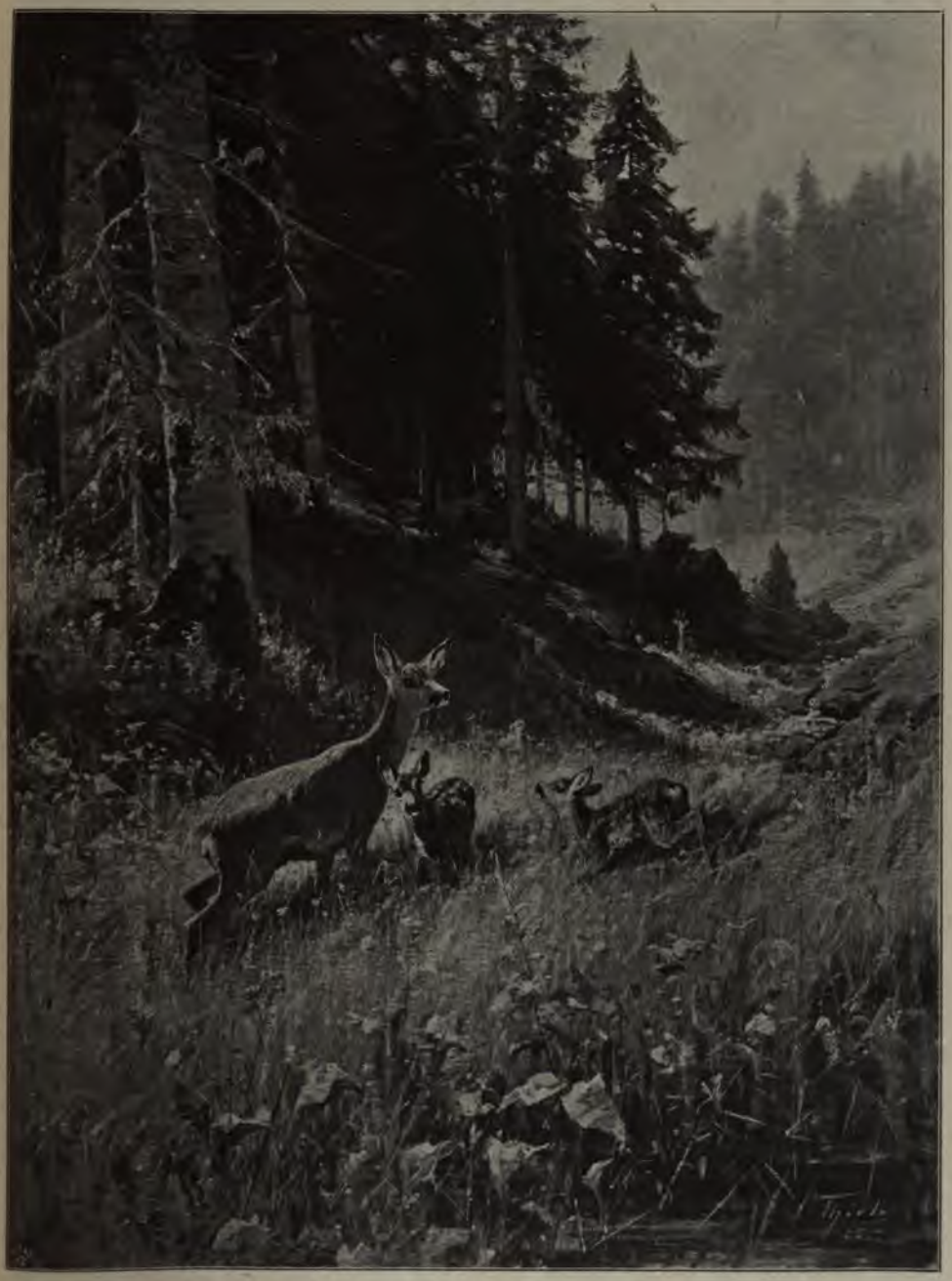


Abb. 115. Rehe mit Kitzchen. Gemälde von A. Thiele.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

grämen. Der Gesuchte aber blieb unsichtbar.

Endlich lag die Plinis vor uns. Eben stieg uns gegenüber im Osten die Sonne über die weite Fläche empor, die durch eine seltsame Luftspiegelung wie ein Berg in die Höhe zu ragen schien. Je mehr aber die Sonne sich am Himmel hob, desto mehr sank das Moor nach unten, bis drüben der dunkle Wald sichtbar wurde. Ein leiser Luftzug trug uns den starken Duft des wilden Rosmarins, dort Porsch genannt, herüber, der in mannshohen Sträuchern das Moor deckt. Dazwischen hohe Kampen des harten Riedgrases und niedrige krüppelhafte Kiefern.

Abb. 116. Ein Wilderer. Studie von Adolf Lüben.

Eine halbe Stunde mochten wir in sicherer Deckung gestanden haben, doch die Zeit war uns nicht lang erschienen. Vor uns auf der Waldwiese, die sich scharf gegen das Hochmoor abgrenzte, stand eine Ricke mit zwei Kitzchen, die munter um die Mutter sprangen. Drüben am Waldrand kam ein starker Fuchs angeschnürt, setzte sich auf die Keulen und äugte mit schiefem Blick nach den Kitzlein. Ich hatte beinahe den Zweck unseres Pürschganges vergessen, als mein Jagdgeselle mich anstieß und mit dem Blick nach links wies. Da stand er, nicht 150 Meter vor uns. Er mußte eben auf die Wiese getreten sein, denn er sicherte noch nach allen Seiten mit den Lichtern und dem Gehör. Ein kapitaler Bock! Durch das Glas konnte ich deutlich das mächtige Gehörn sehen. Rosenstöcke, wie bei einem geringen Hirsch, und die Stangen bis über die Hälfte hinauf stark beperlt. Vertraut zog er auf uns zu, aber spitz. Die Büchse hatte ich auf einen Ast der Fichte, hinter der wir standen, aufgelegt. Aber als ich sie an die Backe brachte, da ging der Lauf wie ein Lämmerschwanz. Das Jagdfieber hatte mich erfaßt, das Blut schlug mir bis zum Halse hinauf und hämmerte in den Schläfen. Gewaltsam kämpfte ich die Erregung nieder. Was sollte mein Waidgeselle von mir denken, wenn der erste Schuß mißlang! Nein, jetzt gerade mußte ich freihändig schießen. Ich trat einen halben Schritt seitwärts, zog die Büchse fest in die Schulter, und nun kam auch die Ruhe wieder. Noch wenige Meter, dann stand er frei an dem erhöhten Grabenrand. Mit unmerklichem Druck auf den gestochenen Abzug krümmte sich der Finger, ein scharfer Knall ... mit gewaltigem Satz überfiel der Bock den Bach ... noch eine scharfe Flucht von dreißig Schritt, dann warf er um.

Hinter mir knackte es. Mein Begleiter brach einen kleinen Fichtenzweig und reichte ihn mir zum Schmuck für den grünen, verwitterten Hut. Ich drückte ihm glückstrahlend die Hand. War das eine Freude im Forsthause, als wir ankamen! Niemand neidete mir mein Jagdglück, und der Dankesblick, den die Tochter des Hauses meinem Begleiter spendete, zeigte mir, wem ich es eigentlich zu danken hatte.

Vierzehn Tage später kehrte ich von einem Ausflug nach der samländischen Küste wieder in das gastliche Forsthaus an der Inster zurück. Mir sollte noch das Vergnügen zu teil werden, einige Böcke beim Blatten zu schießen. Der Hilfsaufseher war

ein Meiſter in dieſer Kunſt, die ſchwerer iſt, als man denkt, obwohl man nicht mehr, wie früher, auf einem Linden- oder Buchenblatt den ſehnſüchtig klagenden Lockruf des Schmalrehes nachzuahmen braucht, ſondern auf kleiner Pfeife mit leicht anſprechender Metallzunge. Aber wehe, wenn die Tonbildung einmal mißlingt! Dann iſt es auf der Stelle mit dem Blatten vorbei. Der Bock, der manchmal ſchon ganz nahe ſteht, ſpringt ab und ſchreckt aus ſicherer Entfernung.

Am frühen Vormittag gingen wir hinaus in lichten Beſtand. Weite Ringe von etwa zehn Schritt Durchmeſſer, in denen das Gras von den Schalen des Wildes niedergetreten war, ließen erkennen, daß der Bock ſchon eifrig das ſpröde Schmalreh trieb. In einem dichten Himbeergeſträuch, das uns nach allen Seiten deckte, knieten wir nieder. Erſt nach einer langen Weile holte mein Begleiter das kleine Pfeifchen vor. Zwei-, dreimal verklang leiſe zitternd der Lockruf durch den ſtillen Wald. Lange Pauſe, nichts rührt ſich . . . noch einmal der Lockruf. Da ſtürmt etwas auf uns zu . . . dreißig Schritt vor uns ſteht eine alte Ricke. Mißtrauiſch äugt ſie nach allen Seiten. War der Ton zu hoch genommen? Glaubt ſie ein Kitzchen in Gefahr, dem ſie beiſtehen will? O nein, es iſt nichts weiter als Eiferſucht, die ſie auf den Lockruf des Schmalrehs herbeieilen läßt. Mißtrauiſch äugt ſie herüber und klappt mit den Vorderläufen auf, als wollte ſie ihre Nebenbuhlerin zum Kampfe herausfordern. Endlich trollt ſie davon. Nun nochmals der Lockruf. Jetzt wird er ſichtbar, auf den wir gewartet. Vorſichtig ſchleicht er heran, alle Augenblick ſichernd. Jetzt noch ein leiſe verſchwimmender Ton, da ſtürmt er bis dicht vor das Geſträuch. Ein Knall, das Spiel iſt aus.

Noch mehrmals verſuchten wir in den nächſten Tagen unſere Kunſt, manchmal ſprang der Bock auf das erſte Blatten, manchmal ſaßen wir eine halbe Stunde lang auf einer Stelle, ohne ein Wild zu Geſicht zu bekommen. Das Schönſte jedoch an der ganzen wohlgelungenen Jagdfahrt waren die herrlichen Sommerabende im Kreiſe der frohgelaunten Grünröcke, die mit herzlicher Freude von ihrem Walde erzählten. Wohl dem Lande, das ſolche pflichteifrige, genügſame Beamte beſitzt! Ihnen allen einen herzlichen Gruß und Waidmannsheil!

Abb. 117. Silhouette von Albert Richter.

Abb. 118. Waldhornbläſer bei der Ankunft Kaiſer Wilhelms II. zur [illegible]
(Photographie von M. Ziesler in Berlin.)

XI. Wald- und Kesseltreiben.

Stoßweiſe fährt der eiſige Nordoſt über die ſchneebedeckten Felder. Vom Bergeshang reißt er die weißen, körnigen Maſſen und fegt ſie vor ſich her über Steg und Weg, bis ſie an den Hecken und Zäunen ſich zu kleinen Wällen aufhäufen. Zitternd beugen ſich die dünnen Bäume an der verwehten Straße vor dem Winde und ſtrecken ihre kahlen Äſte wie klagend in die Luft. Mühſam ringt ſich ein einſamer Wanderer durch Wind und Schnee vorwärts. Er iſt auf der Walze, und das ſchützende Obdach liegt noch ſtundenweit entfernt. Den Kopf hat er tief in den hochgeſchlagenen Rockkragen gezogen, die Hände ſuchen in den Taſchen Schutz. Mit grimmigem Neid ſieht er dem Schlitten nach, der, von zwei Rappen gezogen, an ihm vorbeiſauſt. Seine Inſaſſen liegen in ihren dicken Pelzen vergraben ſo behaglich da . . .

Ueber das verſchneite Feld ſtreicht verdroſſen Meiſter Reinecke. Schon vier- oder fünfmal hat er verſucht, ſich an einen „Krummen“ anzupürſchen. Aber ſtets ohne Erfolg, denn der hartgefrorene Schnee knirſcht unter ſeinem leich[illegible] nehmlich, daß Freund Lam[illegible] ſcheidenden Sprung auf[illegible] Und die Rebhühner ſind [illegible] ſie haben ſich auf [illegible] dem fußhohen Schnee [illegible] graben . . . Wenn die [illegible] Mäuſe an den Getreid[illegible] erhielte, wär' Reinec[illegible] ſtorben. Und wenn [illegible] geweſen, hinge ſein [illegible] trocknet, in der Ma[illegible] ihn unermüdlich [illegible] den „Schwanenhals[illegible] Aber Meiſter Rei[illegible] Ohne Scheu nimmt [illegible] linge auf, die [illegible] Eiſen gelegt. Doch [illegible] ſo ſchön nach [illegible] duftet, rührt er [illegible] er auf den Keul[illegible] Waſſer iſt ihm im [illegible] Jäger ſagt, zuſamm[illegible] ihm im letzten [illegible] Vorderlauf, mit [illegible]

ren wollte, beinahe zerschmetterte, kennt die Gefahr . . .

Da, dicht vor ihm, ist ein Hamsterloch. e der Erdboden nicht fußtief gefroren, n würde er die Mühe nicht scheuen und alten Einsiedler, der sich an seinen räten sicherlich eine dicke Fettschicht anästet, ausgraben . . . Ein ungewöhnliches äusch reißt ihn aus seinen Betrachgen . . . Es knirscht und dröhnt, als n viele Menschen mit harten Tritten rgeschritten kommen. Vorsichtig schiebt ich in einer tiefen Furche vorwärts, bis Gipfel des Hügels, von dem er das übersehen kann. Da kommen 40 oder Mann angegangen. Jetzt weiß er, was rsteht: es ist Treibjagd, und das sind Treiber, die bald mit ihren Stöcken Holzklappern einen so greulichen Spek vollführen werden, daß selbst der ueste Fuchs nicht weiß, wohin er sich den muß, um der Gefahr zu entrinnen. Lange hatte der Jagdherr gezögert, bis die Einladungen verschickte; denn bis n hatten die Hasen auf der stark einünten Saat noch reichliche Äsung und nen sichtbarlich an Größe und Rundung Aber nun, da der Schnee die Felder e, war es Zeit, das Resultat der gutlegten Jagd einzuheimsen. Nicht eine ige Absage war auf die Einladungen gt. Wußte doch jeder die Ehre und Vergnügen einer Treibjagd bei Baron von Braun zu schätzen. Und der alte Herr lud auch nicht jeden aus seiner Bekanntschaft ein, der eine Flinte zu führen pflegte. Nein, das mußte schon ein waidgerechter Jäger und guter Schütze sein, dem die Ehre der Einladung zu teil wurde. Leute, die ihrem Nebenmanne oder gar den Treibern gefährlich werden, sind überhaupt auf einer Jagd nicht zu gebrauchen.

Zuerst wurden, wie stets, die Waldtreiben vorgenommen. Der alte Kämmerer, der die Treiber kommandierte, war mit seiner Horde schon abmarschiert und hatte sie kunstgerecht in regelmäßigen Abständen an der Grenze aufgestellt. In mehreren offenen Holzschlitten kamen die Jäger angefahren. Die Reihenfolge der Schützen war schon vorher ausgelost: ein jeder trug seine Nummer sichtbar an der Mütze. Der alte Baron stellte selbst an. Schweigend schritt die Gesellschaft vom Platz des Rendezvous die schmale Schneuse entlang. Ein Wink des Jagdherrn: Nummer Eins bleibt stehen. Der dicke Oberamtmann ist es; die Zeit hat ihm eine überreiche Körperfülle beschert; aber das Auge ist klar und die Hand fest geblieben, und wo er aus seinem „Kaliber zwölf" hinlangt, da pflegt etwas liegen zu bleiben. Neben ihm kommt der Herr Forstassessor zu stehen. Er ist erst seit diesem Herbst in der Gegend und hat auf der Hühnerjagd ganz gut geschossen; wie er sich aber auf der Treibjagd be-

Abb. 119. Anstellung der Treiber. Gemälde von Sozański.

Horizont, der dem verschwundenen Tagesgestirn folgt, war schon bedenklich nach Mitternacht zu gerückt, als wir unser Lager suchten. Nur wenige Stunden der Ruhe waren mir nach den Strapazen der Reise gegönnt, aber lange noch lag ich wach; die Erinnerung an das Elternhaus war über mich gekommen . . . bis mich schließlich die Mücken mit leisem Summen in den Schlaf sangen. Vorsichtig tappten wir im Morgengrauen die steile Treppe hinab, um niemand zu stören. Aber unser Bemühen war vergeblich. Auf der Veranda stand schon der Morgenimbiß in verlockender Fülle, und das schmucke Försterskind wartete bereits, um uns den Kaffee zu kredenzen. Als wir nach kurzer Rast davon schritten, flog uns ein zierlicher Morgenschuh nach, und eine helle Stimme rief: „Brecht Hals und Bein!“ Schmunzelnd sah mich mein Begleiter an und nickte vergnügt, als wenn er sagen wollte: ‚Nicht wahr, die ist von guter Art.‘ Ich hatte es auf den ersten Blick gemerkt, wie es um die beiden stand. Die armen Menschenkinder! Noch zehn Jahre mußten sie warten, bis er als älterer Forstaufseher daran denken konnte, seinen eignen Herd zu gründen.

Auf schmalem Steg hatten wir die Inster überschritten und wanderten gemächlich auf fester Kieschaussee dahin, zur Linken den Wald, zur Rechten die weiten Wiesenflächen, von denen der leichte Morgenwind die Nebelschwaden trieb. Wir hätten gleich hinter der Försterei unseren Pürschgang beginnen können. Bei jeder Krümmung des Weges bekamen wir Wild zu Gesicht. Meistens Ricken, Schmalrehe und Spießer, die sich vertraut ästen und uns ruhig vorübergehen ließen. Hin und wieder zeigte uns das Glas auch einen starken Bock, weitab mitten auf der Wiese.

Unser Ziel war heute die große Plinis, ein ausgedehntes Hochmoor, aus dem die Inster entspringt. Dort stand ein Kapitalbock, der ein Gehörn von acht Enden aufgesetzt hatte. Erst in der vergangenen Woche, so erzählte mir mein Jagdkumpan, war der Forstinspektor da gewesen und hatte drei Tage, morgens und abends, sich vergeblich bemüht, ihn zum Schuß zu bekommen.

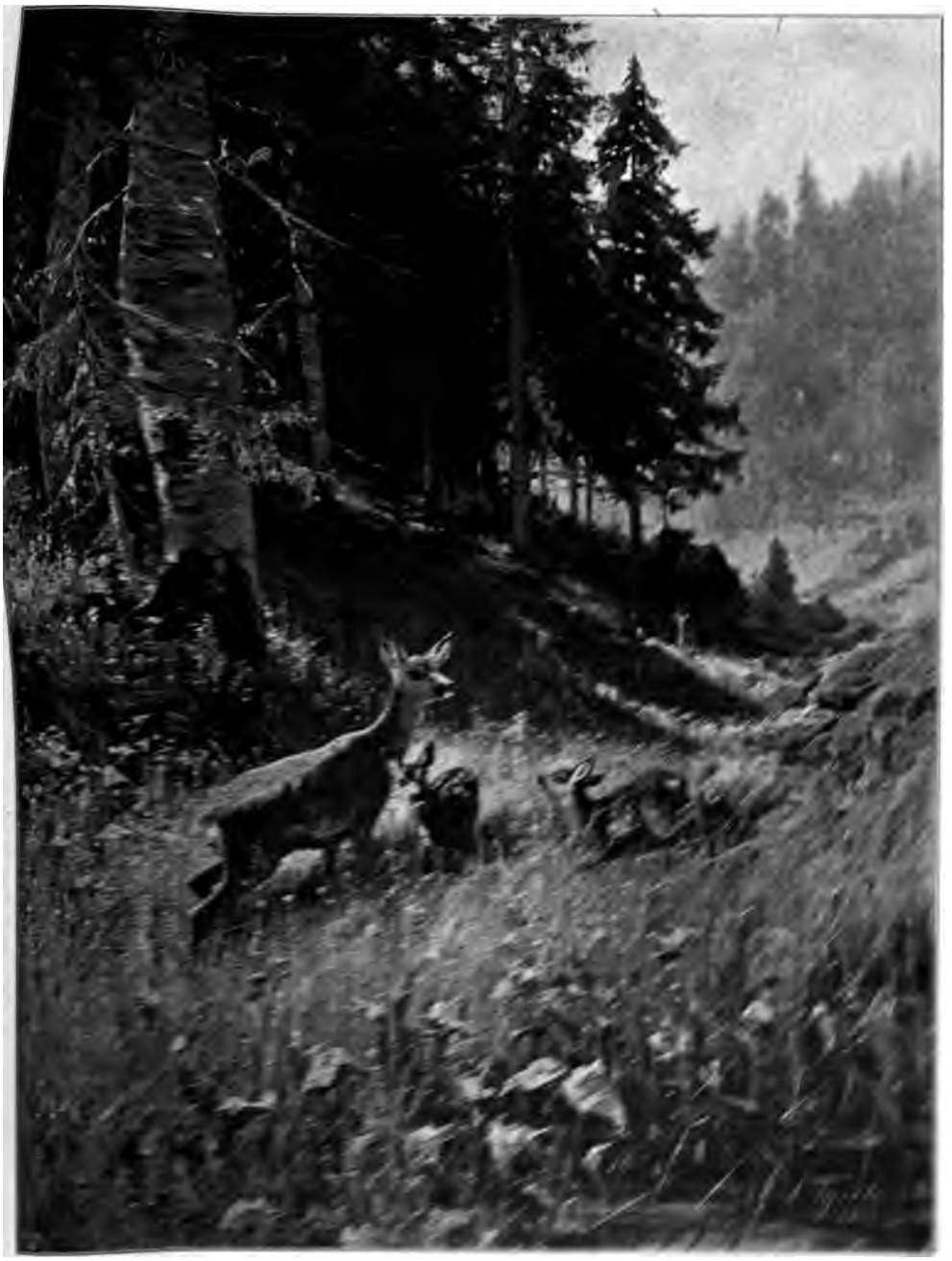
„Er ist zu schlau, der alte Einsiedler! Abends tritt er ganz spät aus und morgens wechselt er ganz früh zurück, aber nie denselben Weg.“ Ich sah meinen Begleiter an und lächelte. „Lieber Freund, trotzdem könnte ich heute den alten Pfiffikus doch zu Schuß bekommen, vorausgesetzt, daß Sie mir dazu verhelfen. Sie werden doch einem Försterssohn nicht vorreden, daß Sie nicht wissen, wo der Bock steht.“

Mit treuherzigem Blick reichte er mir die Hand. „Er ist Ihnen zugedacht schon seit gestern abend, als Sie so warm von Ihrem Elternhaus erzählten. Doch so genau, wie Sie meinen, kenne ich seine Schliche nicht. Aber jetzt wollen wir auf dem geradesten Wege zur Plinis.“

Wir bogen vom Wege ab ins hohe Holz. Nun begann ein beschwerlicher Gang. Bis zum Leibe reichte uns stellenweise das hohe, tauschwere Gras. Dazwischen starkes Dickicht von Haselsträuchern, Brombeeren und Birkenaufschlag, das wir umgehen mußten. Nach einer guten halben Stunde stießen wir auf ein schmales Wiesenthal, von einem schmalen Bach durchzogen. Mein Begleiter flüsterte mir zu: „Das ist ein Abfluß der Plinis. Jetzt aber Vorsicht! Hier pflegt er manchmal um diese Zeit zu stehen.“

Jetzt begann der eigentliche Pürschgang, bei dem man alle Spannkraft des Körpers zusammenfassen muß. Kein Fußtritt darf gethan werden, ohne genau darauf zu achten, wohin man tritt. Das Knacken eines trocknen Ästleins, das unter dem Tritt zerbricht, genügt, um das scheue Wild zu verscheuchen. Und die Waldvögel sind seine geheimen Verbündeten. Die Elster, die uns dahinschleichen sieht, der Eichelhäher, die Schnarrdrossel, alle erheben warnend ihre Stimme. Jedes andere Tier versteht den Ruf, auch der Bock. Er weiß nicht, ob er einem Fuchs gilt, den der wachsame Vogel im Dickicht erspäht hat, oder dem Jäger, aber ohne sich zu besinnen, trollt er vom Wiesenrande einige Schritte in den Wald. Da heißt es regungslos minutenlang auszuharren . . .

Langsam rückten wir vorwärts. Das enge Thal wand sich in zahllosen Krümmungen durch einen mittelhohen Bestand von Kiefern, der wenig Deckung bot. Hie und da stand ein Reh im hohen Grase, dann mußten wir im weiten Bogen durch den Wald vorwärts, um es nicht zu ver-



grämen. Der Gesuchte aber blieb unsichtbar.

Endlich lag die Plinis vor uns. Eben stieg uns gegenüber im Osten die Sonne über die weite Fläche empor, die durch eine seltsame Luftspiegelung wie ein Berg in die Höhe zu ragen schien. Je mehr aber die Sonne sich am Himmel hob, desto mehr sank das Moor nach unten, bis drüben der dunkle Wald sichtbar wurde. Ein leiser Luftzug trug uns den starken Duft des wilden Rosmarins, dort Porsch genannt, herüber, der in mannshohen Sträuchern das Moor deckt. Dazwischen hohe Kampen des harten Riedgrases und niedrige krüppelhafte Kiefern.

Abb. 116. Ein Wilderer. Studie von Adolf Lüben.

Eine halbe Stunde mochten wir in sicherer Deckung gestanden haben, doch die Zeit war uns nicht lang erschienen. Vor uns auf der Waldwiese, die sich scharf gegen das Hochmoor abgrenzte, stand eine Ricke mit zwei Kitzchen, die munter um die Mutter sprangen. Drüben am Waldrand kam ein starker Fuchs angeschnürt, setzte sich auf die Keulen und äugte mit schiefem Blick nach den Kitzlein. Ich hatte beinahe den Zweck unseres Pürschganges vergessen, als mein Jagdgeselle mich anstieß und mit dem Blick nach links wies. Da stand er, nicht 150 Meter vor uns. Er mußte eben auf die Wiese getreten sein, denn er sicherte noch nach allen Seiten mit den Lichtern und dem Gehör. Ein kapitaler Bock! Durch das Glas konnte ich deutlich das mächtige Gehörn sehen. Rosenstöcke, wie bei einem geringen Hirsch, und die Stangen bis über die Hälfte hinauf stark beperlt. Vertraut zog er auf uns zu, aber spitz.

Die Büchse hatte ich auf einen Ast der Fichte, hinter der wir standen, aufgelegt. Aber als ich sie an die Backe brachte, da ging der Lauf wie ein Lämmerschwanz. Das Jagdfieber hatte mich erfaßt, das Blut schlug mir bis zum Halse hinauf und hämmerte in den Schläfen. Gewaltsam kämpfte ich die Erregung nieder. Was sollte mein Waidgeselle von mir denken, wenn der erste Schuß mißlang! Nein, jetzt gerade mußte ich freihändig schießen. Ich trat einen halben Schritt seitwärts, zog die Büchse fest in die Schulter, und nun kam auch die Ruhe wieder. Noch wenige Meter, dann stand er frei an dem erhöhten Grabenrand. Mit unmerklichem Druck auf den gestochenen Abzug krümmte sich der Finger, ein scharfer Knall . . . mit gewaltigem Satz überfiel der Bock den Bach . . . noch eine scharfe Flucht von dreißig Schritt, dann warf er um.

Hinter mir knackte es. Mein Begleiter brach einen kleinen Fichtenzweig und reichte ihn mir zum Schmuck für den grünen, verwitterten Hut. Ich drückte ihm glückstrahlend die Hand. War das eine Freude im Forsthause, als wir ankamen! Niemand neidete mir mein Jagdglück, und der Dankesblick, den die Tochter des Hauses meinem Begleiter spendete, zeigte mir, wem ich es eigentlich zu danken hatte.

Vierzehn Tage später kehrte ich von einem Ausflug nach der samländischen Küste wieder in das gastliche Forsthaus an der Inster zurück. Mir sollte noch das Vergnügen zu teil werden, einige Böcke beim Blatten zu schießen. Der Hilfsaufseher war

ein Meister in dieser Kunst, die schwerer ist, als man denkt, obwohl man nicht mehr, wie früher, auf einem Linden- oder Buchenblatt den sehnsüchtig klagenden Lockruf des Schmalrehes nachzuahmen braucht, sondern auf kleiner Pfeife mit leicht ansprechender Metallzunge. Aber wehe, wenn die Tonbildung einmal mißlingt! Dann ist es auf der Stelle mit dem Blatten vorbei. Der Bock, der manchmal schon ganz nahe steht, springt ab und schreckt aus sicherer Entfernung.

Am frühen Vormittag gingen wir hinaus in lichten Bestand. Weite Ringe von etwa zehn Schritt Durchmesser, in denen das Gras von den Schalen des Wildes niedergetreten war, ließen erkennen, daß der Bock schon eifrig das spröde Schmalreh trieb. In einem dichten Himbeergesträuch, das uns nach allen Seiten deckte, knieten wir nieder. Erst nach einer langen Weile holte mein Begleiter das kleine Pfeifchen vor. Zwei-, dreimal verklang leise zitternd der Lockruf durch den stillen Wald. Lange Pause, nichts rührt sich ... noch einmal der Lockruf. Da stürmt etwas auf uns zu ... dreißig Schritt vor uns steht eine alte Ricke. Mißtrauisch äugt sie nach allen Seiten. War der Ton zu hoch genommen? Glaubt sie ein Kitzchen in Gefahr, dem sie beistehen will? O nein, es ist nichts weiter als Eifersucht, die sie auf den Lockruf des Schmalrehs herbeieilen läßt. Mißtrauisch äugt sie herüber und klappt mit den Vorderläufen auf, als wollte sie ihre Nebenbuhlerin zum Kampfe herausfordern. Endlich trollt sie davon. Nun nochmals der Lockruf. Jetzt wird er sichtbar, auf den wir gewartet. Vorsichtig schleicht er heran, alle Augenblick sichernd. Jetzt noch ein leise verschwimmender Ton, da stürmt er bis dicht vor das Gesträuch. Ein Knall, das Spiel ist aus.

Noch mehrmals versuchten wir in den nächsten Tagen unsere Kunst, manchmal sprang der Bock auf das erste Blatten, manchmal saßen wir eine halbe Stunde lang auf einer Stelle, ohne ein Wild zu Gesicht zu bekommen. Das Schönste jedoch an der ganzen wohlgelungenen Jagdfahrt waren die herrlichen Sommerabende im Kreise der frohgelaunten Grünröcke, die mit herzlicher Freude von ihrem Walde erzählten. Wohl dem Lande, das solche pflichteifrige, genügsame Beamte besitzt! Ihnen allen einen herzlichen Gruß und Waidmannsheil!

Abb. 117. Silhouette von Albert Richter.

Abb. 118. Waldhornbläser bei der Ankunft Kaiser Wilhelms II. zur Treibjagd.
(Photographie von M. Ziesler in Berlin.)

XI. Wald- und Kesseltreiben.

Stoßweise fährt der eisige Nordost über die schneebedeckten Felder. Vom Bergeshang reißt er die weißen, körnigen Massen und fegt sie vor sich her über Steg und Weg, bis sie an den Hecken und Zäunen sich zu kleinen Wällen aufhäufen. Zitternd beugen sich die dünnen Bäume an der verwehten Straße vor dem Winde und strecken ihre kahlen Äste wie klagend in die Luft. Mühsam ringt sich ein einsamer Wanderer durch Wind und Schnee vorwärts. Er ist auf der Walze, und das schützende Obdach liegt noch stundenweit entfernt. Den Kopf hat er tief in den hochgeschlagenen Rockkragen gezogen, die Hände suchen in den Taschen Schutz. Mit grimmigem Neid sieht er dem Schlitten nach, der, von zwei Rappen gezogen, an ihm vorbeisaust. Seine Insassen liegen in ihren dicken Pelzen vergraben so behaglich da . . .

Ueber das verschneite Feld streicht verdrossen Meister Reinecke. Schon vier- oder fünfmal hat er versucht, sich an einen „Krummen" anzupürschen. Aber stets ohne Erfolg, denn der hartgefrorene Schnee knirscht unter seinem leichten Tritt so vernehmlich, daß Freund Lampe vor dem entscheidenden Sprung aus dem Lager fährt. Und die Rebhühner sind ganz verschwunden; sie haben sich auf der Wintersaat unter dem fußhohen Schnee lange Gänge gegraben . . . Wenn die nächtliche Jagd auf Mäuse an den Getreideschobern ihn nicht erhielte, wär' Reinecke lange Hungers gestorben. Und wenn er nicht so vorsichtig gewesen, hinge sein Balg bereits, wohl getrocknet, in der Kammer des Jägers, der ihn unermüdlich mit allerlei Brocken in den „Schwanenhals" zu locken versucht. Aber Meister Reinecke kennt die Gefahr. Ohne Scheu nimmt er die zwei, drei Sperlinge auf, die der Jäger rings um das Eisen gelegt. Doch den letzten Köder, der so schön nach Entenspeck und Majoran duftet, rührt er nicht an. Stundenlang hat er auf den Keulen davor gesessen, das Wasser ist ihm im Maul oder Gebiß, wie der Jäger sagt, zusammengelaufen, aber seitdem ihm im letzten Winter das Eisen den rechten Vorderlauf, mit dem er den Brocken an sich

ren wollte, beinahe zerschmetterte, kennt ie Gefahr . . .

Da, dicht vor ihm, ist ein Hamsterloch. e der Erdboden nicht fußtief gefroren, würde er die Mühe nicht scheuen und alten Einsiedler, der sich an seinen räten sicherlich eine dicke Fettschicht anästet, ausgraben . . . Ein ungewöhnliches äusch reißt ihn aus seinen Betrachgen . . . Es knirscht und dröhnt, als n viele Menschen mit harten Tritten rgeschritten kommen. Vorsichtig schiebt ich in einer tiefen Furche vorwärts, bis Gipfel des Hügels, von dem er das übersehen kann. Da kommen 40 oder Mann angegangen. Jetzt weiß er, was rsteht: es ist Treibjagd, und das sind Treiber, die bald mit ihren Stöcken Holzklappern einen so greulichen Spek vollführen werden, daß selbst der ueste Fuchs nicht weiß, wohin er sich den muß, um der Gefahr zu entrinnen. Lange hatte der Jagdherr gezögert, bis die Einladungen verschickte; denn bis n hatten die Hasen auf der stark einünten Saat noch reichliche Äsung und nen sichtbarlich an Größe und Rundung Aber nun, da der Schnee die Felder e, war es Zeit, das Resultat der gutlegten Jagd einzuheimsen. Nicht eine ige Absage war auf die Einladungen lgt. Wußte doch jeder die Ehre und Vergnügen einer Treibjagd bei Baron von Braun zu schätzen. Und der alte Herr lud auch nicht jeden aus seiner Bekanntschaft ein, der eine Flinte zu führen pflegte. Nein, das mußte schon ein waidgerechter Jäger und guter Schütze sein, dem die Ehre der Einladung zu teil wurde. Leute, die ihrem Nebenmanne oder gar den Treibern gefährlich werden, sind überhaupt auf einer Jagd nicht zu gebrauchen.

Zuerst wurden, wie stets, die Waldtreiben vorgenommen. Der alte Kämmerer, der die Treiber kommandierte, war mit seiner Horde schon abmarschiert und hatte sie kunstgerecht in regelmäßigen Abständen an der Grenze aufgestellt. In mehreren offenen Holzschlitten kamen die Jäger angefahren. Die Reihenfolge der Schützen war schon vorher ausgelost: ein jeder trug seine Nummer sichtbar an der Mütze. Der alte Baron stellte selbst an. Schweigend schritt die Gesellschaft vom Platz des Rendezvous die schmale Schneuse entlang. Ein Wink des Jagdherrn: Nummer Eins bleibt stehen. Der dicke Oberamtmann ist es; die Zeit hat ihm eine überreiche Körperfülle beschert; aber das Auge ist klar und die Hand fest geblieben, und wo er aus seinem „Kaliber zwölf" hinlangt, da pflegt etwas liegen zu bleiben. Neben ihm kommt der Herr Forstassessor zu stehen. Er ist erst seit diesem Herbst in der Gegend und hat auf der Hühnerjagd ganz gut geschossen; wie er sich aber auf der Treibjagd be-

Abb. 119. Anstellung der Treiber. Gemälde von Sozański.

währen wird, bleibt abzuwarten . . . Und dann kommen in bunter Folge die Gutsherren der Umgegend, der Herr Landrat, der Herr Amtsrichter und ein paar Offiziere der nächsten Garnison an die Reihe. Das Treiben ist nicht breit, die Schützen stehen dicht am Trieb und haben nur nach einer Seite, nach links zu schießen . . .

Jetzt, ein schriller Pfiff des Jagdherrn, der als letzter „auf den Haken" gegangen ist. Noch ist von den Treibern nichts zu hören; aber jeder Schütze hebt schon schußbereit das Gewehr und späht gespannt in das Waldesdickicht, denn wenn Meister Reinecke im Treiben ist, dann pflegt er sich beim ersten Angehen der Treiber aus dem Staube zu machen . . . Nun hört man von weitem bereits das dumpfe Geräusch der Treiber, die mit ihren Stöcken an die Stämme schlagen und sich fortwährend durch allerlei Zurufe in der Reihe zu halten suchen. Da kracht auf dem rechten Flügel der erste Schuß . . . bald folgen mehrere . . . hier und dort sucht Herr Lampe in rasendem Lauf die schmale Schneuse zu überfallen, auf der ihm die Gefahr droht.

Abb. 120. Halali.
Zeichnung von Sozański.

Nun sind die Treiber herangekommen; sie nehmen die geschossenen Hasen auf, während die Schützen in der umgekehrten Reihenfolge, in der sie aufgestellt waren, abmarschieren, um auf den nächsten Trieb nachdem jeder Schlitten schnell vor den zu fahren; jedoch erst, die Zahl seiner Schüsse

Abb. 121. Ohne Rast und Ruh. Gemälde von Th. Kröner.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)
(Copyright 1894 by Photographische Gesellschaft.)

und seiner Beute dem Jagdherrn angegeben hat.

Gegen Mittag ist das Treiben im Walde beendet. Am Feldrand, wo ein mit jungen Fichten bestandener Berg Schutz vor dem Ostwind bietet, wird das Frühstück eingenommen. Die Frau des Hauses hat es sich nicht nehmen lassen, den Jägern die Erfrischung selbst darzubieten. Auf lodernden Feuer brodelt der Punsch in umfangreichem Kessel, ein zweiter spendet die heißen

Abb. 122. Am Waldesrand. Aquarellstudie von Ch. Kröner.

Würstchen, die in der kalten Winterluft doppelt gut munden. Die Treiber stehen abseits am Waldesrand; zwischen ihnen kreist eine dickbauchige Flasche, gefüllt mit starkem Korn, der zu dem Grobbrot und dem Stück geräucherten Specks vortrefflich schmeckt.

Unter den Jägern fällt manch neckendes Wort. Und mit Schrecken hört der Herr Amtsrichter, daß sein Nebenmann ganz deutlich gesehen, wie er den Fuchs verpaßt, der beim zweiten Treiben ihm so unvermutet, aber dicht vor den Füßen die Schneuse überfiel ... Das wird am Abend noch eine schwere Anklage geben ... Doch jetzt geht's weiter, aufs Feld zum Kesseltreiben. Ein Schütze, dann zwei, oder drei Treiber, so schiebt sich links und rechts die Kette vorwärts, um sich allmählich zum Kreise zu schließen, der Schritt vor Schritt nach dem Mittelpunkt vorrückt.

Solches Kesseltreiben auf freiem Felde pflegt, wenn der Wildstand einigermaßen gut ist, viel Vergnügen zu bereiten. Bald hier, bald dort fährt ein Krummer aus dem Lager. Schon lange hat er die Löffel in Bewegung gesetzt, denn das Knirschen des Schnees und das Dröhnen des hartgefrorenen Erdbodens haben ihn unruhig gemacht. Weit vor dem Schuß steht er auf und macht sich davon. Aber da, wo er hin will, kommen ihm auch Menschen entgegen. Er weicht seitwärts aus ... vergeblich, überall Menschen; und je enger der Kreis wird, desto eiliger sein Lauf. Jetzt stürmen zwei, drei Krumme auf die Menschenkette los ... Die Treiber geraten in Ekstase; sie schwingen ihre Klappern,

schreien wie besessen und werfen ihre Stöcke nach den Flüchtlingen, die zwischen ihnen durchbrechen wollen. Schon kracht Schuß auf Schuß . . . Mit Mühe sind die Treiber in regelmäßiger Reihe zu halten, das Jagdfieber hat auch sie erfaßt. Nun ein schriller Pfiff des Jagdherrn: nach innen, in den Kessel darf nicht mehr geschossen werden, weil die von dem harten Erdboden abprallenden Schrote den anderen Schützen und den Treibern Gefahr drohen . . . Zum nächsten Treiben teilt sich die Kette in zwei Abteilungen, die im Halbkreis geformt aufeinander zugehen, um das Band schnell zu schließen. Jetzt kommt auch Meister Reinecke in Gefahr. Den Wald hatte er klugerweise gemieden und am Feldrain in dichtem Brombeergestrüpp Zuflucht gesucht. Nun ist er, ehe er's gedacht, mitten im Treiben. In hastigem Lauf fährt an ihm ein Krummer vorüber, er hält es für besser, sich in einer tiefen Furche zu drücken. Doch jetzt muß er aufstehen, denn ein Mensch, noch dazu mit einer Flinte bewaffnet, kommt gerade auf ihn zu . . . Der lange Forstassessor ist es . . . Wie aus der Pistole geschossen fährt der Rotrock an ihm vorüber . . . bautz . . . bautz . . . Prasselnd schlagen die Schrote um ihn, aber ohne zu treffen . . . Triumphierend hebt er die Lunte . . . für diesmal hätte er's wohl noch glücklich überstanden!

An langer Tafel sitzen die Jagdgenossen einige Stunden später fröhlich beisammen; die Winterluft hat die Begierde zum Mahl gereizt, und nach dem Kesseltreiben ist das Schüsseltreiben eine sehr angenehme Abwechslung. Nur eins stört manchem das Behagen: das Jagdgericht, das zu beginnen pflegt, wenn die Damen des Hauses sich zurückgezogen haben. Dann wird feierlich ein Gerichtshof erwählt, ein Ankläger und ein Verteidiger ernannt und Klage erhoben gegen alle, die sich eines Versehens gegen die Regeln von St. Hubertus schuldig gemacht haben. Und wehe dem, der ein Stück Wild verpaßt oder gar, wie der Herr Assessor, einen Fuchs vorbeigeschossen. Doch geschickt verteidigt der dicke Oberamtmann jeden der Angeklagten, sein Hauptgrund, mit dem er stets mildernde Umstände erzielt, bleibt die Erwägung, daß doch auch für nächstes Jahr etwas Wild übrig bleiben müßte. Also hätten sich eigentlich die „Herren Vorbeischützen" sogar ein Verdienstchen um die Jagdpflege erworben . . .

Abb. 123. Heimkehr von der Treibjagd. Gemälde von Désiré Thomassin.

Abb. 124. Die Jagd auf Enten. Nach J. Morland, Lithographie aus dem Jahre 1791.

XII. Sumpf- und Wasserjagd.

Wie doch die Ansichten verschieden sind! Meister Diezel urteilt über die Wasser- sie sei ermüdend und angreifend, sie oft nachteilig auf die Gesundheit, sie e nur wenig reellen Vorteil, sie richte Hühnerhunde vor der Zeit zu Grunde koste auch viel Zeit. Etwas anders t E. v. Dombrowski. Er schreibt: : in Nord und Süd alles genossen, die keusche Göttin Diana zu bieten ig, der wendet sich jenen Jagdarten die am meisten Abwechslung bieten, Jagdarten, die bei jedem Schuß immer r neue, vielleicht früher nie heimge- ne Beute liefern. Und unter diesen rten nimmt die in Sumpf und Ried für jeden nicht von Gicht oder Rheuma zten Jäger den ersten Rang ein. vollends nicht bloß das Schießen liebt, n Jäger im echten Sinne des Wortes und als solcher auch mehr oder weniger Zoologe ist, der steht bei der Wasser- und Sumpfjagd vor einem unerschöpflichen Born, der in ewigem Wechsel immer wieder neues Material zu hochinteressanten Beobachtungen hervorsprudelt."

Kein Zweifel, daß dies letztere Urteil das richtigere ist. Der alte gute Diezel hat vielleicht nie in seinem Leben ein richtiges Moor kennen gelernt, womit ich nicht etwa ein kleines von Rohr umsäumtes Sumpfloch meine, sondern die weiten Flächen, auf denen Wasser, Wiese und Moor zu einem Gebilde vereinigt sind, das seine ureigenste Flora und Fauna besitzt.

An solchen Gebilden ist Ungarn reich, das überhaupt mit Recht als ein jagdliches Dorado gilt. Aber auch die norddeutsche Tiefebene ist noch nicht ganz arm an Mooren. Besonders Ostpreußen besitzt an

Abb. 125. März-Enten. Zeichnung von M. Botteler.

den sumpfigen Niederungen, die das Kurische Haff umsäumen, an den Hochmooren in Litauen — ich nenne nur die Kakschumbalis und die große Plinis — an den Torfmooren Masurens wirkliche Paradiese für jegliches Geflügelwild.

Eines davon sei mit kurzen Strichen gezeichnet. Durch die weite Ebene, die im Norden und Süden von den mit dunklen Wäldern gekrönten Höhen der uralisch-baltischen Erdwelle begrenzt wird, schlängelt sich in zahllosen Windungen ein Fluß. Mühsam schiebt er sich vorwärts, denn sein Bett ist fast gänzlich von Rohr- und Binsenkampen, von Kalmus oder Piepgras angefüllt. Die schmale Wasserrinne beherbergt auf ihrem Grunde selbst noch große Bestände von Charen, Nitellen, Elodea und Wasseraloë.

Öfter teilt sich der Fluß in mehrere Arme, zwischen denen bei niedrigem Wasserstand im Sommer Schlammbänke hervortreten. So sieht der Nährvater dieses Paradieses aus. In den Rohrwäldern buddeln die Enten, die Hurbeln und Knellen. Im seichten Wasser steht der Reiher und schaut melancholisch in die Flut, bis er mit Blitzesschnelle den spitzen Schnabel vorwärtsschnellt, um seine Beute zu erfassen.

Das niedrige Gelände zu beiden Seiten des Flusses ist nicht etwa einförmig und langweilig. Im Gegenteil: Da findet man Wiesen mit ziemlich festem Boden, aber auch gefährliche Stellen, an denen die dünne Grasdecke über flüssigem Moder von unergründlicher Tiefe liegt. Dann das Moor selbst. Entweder bedeckt von wildem Thymian, auch Porsch genannt, und den Sträuchern der Trunkelbeere oder von krüppelhaften Kiefern, Birken und Erlen. Dazwischen uralte Torflöcher, gefüllt mit grünschillerndem Wasser, überwuchert von Riedgras und Binsen.

Das Bild wäre nicht vollständig, wenn man die kleinen Erhebungen vergessen wollte, die, meist nur einen bis zwei Morgen groß, mit niedrigem Eichengebüsch bestanden sind. Hier herbergt manch alter Einsiedler von Bock, aber auch das vierbeinige Raubgesindel.

Wer nicht inmitten eines solchen Moores eine Frühjahrsnacht durchgemacht, der weiß nicht, was Frühlingsleben in der Nacht bedeutet. Ist das ein Höllenlärm! Es ist, als ob jedes Getier mit Eifer die Nachbarn zu überschreien trachtet. Den Grundton geben die Frösche an, sie sind am ausdauerndsten und in tausendfacher Überzahl. Wenig nach stehen die Enten, die die ganze Nacht hindurch schnattern. Dann kommt die Ralle an die Reihe, besser Wiesenschnarcher genannt.

In den hellen Nächten um Johanni wird's die ganze Nacht nicht still. Ein klein wenig stillt ja der Lärm gegen Mitternacht ab. Aber sowie der matte Schein, den das versunkene Tagesgestirn hinterläßt, über den nördlichen Himmel nach Osten gerückt ist und sich rötlich zu färben beginnt, setzt das Konzert mit neuer Kraft ein.

Außer den Schwänen, Enten, den Sumpf- und Wasserhühnern nisten in solchem Terrain noch Birkhuhn, Kraniche, die Pfuhlschnepfen, Bekassinen, Strandläufer, Brachvögel, Rohrdommeln u. s. w. Auch an geflügeltem Raubzeug fehlt es nicht. Die Rohrweihe streicht ruhelos hin und her, um Nester zu suchen, die sie ausrauben kann, der Hühnerhabicht zieht geschwinden Fluges dahin, und hoch oben in der blauen Luft zieht der Seeadler, der mächtigste Raubvogel Deutschlands, seine Kreise. Leider muß ich unter den Begriff Raubzeug auch einen Vogel stellen, den die meisten Menschen als einen friedfertigen Hausgenossen betrachten, den Storch. Es wird wohl keinen Naturforscher geben, der nicht ganz genau wüßte, daß der Storch seinen Jungen ab und zu ein ganzes Nest mit jungen

Lerchen oder einen Junghasen zuträgt. Und die Hausfrauen auf dem Lande werden bestätigen, daß der so ehrbar ausschauende Vogel die kleinen Kücken und Entlein nicht verschont, wenn er unbemerkt eins erwischen kann.

Auf dem Moor, das ich beschrieben, stehen Hunderte von Störchen. Sie haben nicht einmal die Entschuldigung, daß sie für eine ewig hungrige Nachkommenschaft zu sorgen haben, denn sie sind gelte Einspänner, die nicht nisten. So sorgfältig suchen sie tagsüber die Wiesen ab, daß man sich wirklich wundern muß, wie überhaupt einige Nester der brütenden Sumpfvögel ihrem Spürsinn entgehen können.

Es bedarf wohl keiner besonderen Versicherung, daß die Jagd auf solchem Terrain sehr reizvoll, wenn auch etwas beschwerlich ist. Sie erfordert vor allem ein Paar tüchtige Wasserstiefel. Im Hochsommer, wenn man sich nicht vor Erkältungen zu fürchten braucht, genügt Schuhzeug, das die Füße nur gegen Verletzungen zu schützen hat. In den anderen Jahreszeiten aber thut man gut, sich auch gegen die Berührung mit der Nässe zu schützen. In die alte Klage, daß es nicht mehr möglich sei, wasserdichte Stiefel zu erhalten, stimme ich nicht ein. Ich setze bei jedem richtigen Jäger voraus, daß er sein Schuhwerk nicht in einem sogenannten Laden fertig ersteht, sondern bei einem tüchtigen Handwerker nach Maß anfertigen läßt. Es gibt noch tüchtige Handwerker, allerdings recht selten. Sie können aber mit schlechtem Material nichts Gutes leisten. Und das nach den neuen Methoden gegerbte Leder ist schlecht! Man thut deshalb gut, sich ein Paar echte russische Juchtenschäfte zu kaufen und von einem tüchtigen Schuster den Unterboden mit einfacher Sohle anfertigen zu lassen. Dann stellt sich ein Paar der allerlängsten Stiefel auf 25 bis 30 Mark. Sie bleiben bei sorgfältiger Behandlung jahrelang brauchbar und wasserdicht. Sollte irgendwo eine Naht undicht werden, dann behandelt man sie folgendermaßen: Man löst feingeschabtes Paraffin in Benzin auf und gießt die Mischung mehrmals auf die gefährdete Stelle. — Ich hoffe, mir mit dieser Einschiebung den Dank aller derjenigen zu verdienen, die in ihrem Beruf genötigt sind, lange Stiefel zu tragen. Denn die russischen Juchten haben noch den weiteren Vorteil, daß sie außerordentlich leicht sind.

Doch nun zur Jagd! Im Frühjahr und Herbst ist der Ansitz an den Wasserblänken und stillen Flußarmen zu empfehlen.

Abb. 126. Auf der Entenjagd. Zeichnung von Ch. Votteler.

Abb. 127. Kleiner Säger.

Da hat man oft Gelegenheit, seltenes Wassergeflügel zu erlegen, das von kundiger Hand ausgestopft, die Erinnerung an den erfolgreichen Waidgang festhält . . . Es gibt kaum ein poetischeres Jagdvergnügen, als den Anstand auf dem Entenzug. Der Wind, der tagsüber kräftig über die Felder brauste, schläft ein, sobald die Sonne unter dem Horizont versinkt. Nur leise flüstert das geschwätzige Rohr in dem schwachen Hauch, der kaum die Oberfläche des Wasserspiegels kräuselt. Vom fernen Dorfe her tönt gedämpft Hundeblaffen oder ein Ruf herüber . . . Auch das Leben in der Natur ist trotz der vorgerückten Jahreszeit noch nicht erstorben. Die kleinen Strandläufer und Bekassinen huschen wie Fledermäuse durch die Luft, oder sie sammeln sich auf einer Sandbank im seichten Fluß, wo sie eifrig nach Würmern und Schnecken stechen. Die Wasserratte kriecht aus ihrem Uferloch und geht ihrer Beute nach. Wer Glück hat, bekommt auch den scheuen Otter zu sehen. Vor Jagdpassion zitternd, sitzt der Hund zu Füßen seines Herren. Ihn schreckt nicht das kalte Wasser, in dem er bald ein Bad nehmen wird; nein, mit angestrengten Sinnen harrt er des Augenblicks, da er in Thätigkeit treten darf.

Am Abendhimmel beginnt das Rot, das weit bis zum Zenith hinauf die dünnen Wolkenstreifen erleuchtete, zu verbleichen. Der Abendstern erscheint am Himmel, und im Osten verkündet ein schwacher Schimmer das Aufgehen des Mondes. Das ist die Zeit, in der die Ente zu ziehen beginnt. Einzeln — paarweise — manchmal in größeren Trupps kommen sie in sausendem Flug herangezogen. Dem lauschenden Ohr des Jägers wird ihr Herannahen schon von weitem durch den zischenden, pfeifenden Ton kund, den die Ente beim Fliegen hervorbringt. Rechtzeitig bringt der Schütze das Gewehr in Anschlag, denn der Schuß im Zwielicht ist schwer, und nur dem geübten Jäger gelingt es, eine Dublette anzubringen. Kaum hat Nimrod die Beute apportiert, als schon wieder zwei Enten dahersausen. Diesmal macht der Jäger nicht Dampf, denn er hat erkannt, daß sie ihren rasenden Flug zu hemmen beginnen. Klatschend fallen sie auf dem Wasserspiegel vor ihm ein. Einen Augenblick sichern sie mit emporgerecktem Halse, dann fangen sie an, genau so wie die zahmen Enten im Schlamm zu buddeln. Nun erst kracht der Schuß, der beide dicht nebeneinanderschwimmenden Vögel erlegt.

Nicht immer ist das Resultat so günstig. Heftiger Wind oder dunkle Wolken erschweren mitunter das Schießen und Treffen, deshalb thut man gut, an solchen Abenden seine Zeit anderswie zu verwenden. Wer es irgend ermöglichen kann, sollte nicht verfehlen, eine Lockente anzuwenden. Dazu eignet sich jede zahme Ente, die in der Färbung der wilden März-Ente gleicht. Sie wird vorsichtig mit einem weichen Band, das beide Flügel dicht am Leibe umschlingt, gefesselt, nicht an einem Ruder, wie in manchen Jagdbüchern angegeben wird. An einem langen dünnen Bindfaden läßt man

Abb. 128. Pfeif-Enten. Zeichnung von Ch. Batelier.

die Ente auf den Fluß hinausschwimmen. Sobald die wilden Enten hörbar werden, beginnt die zahme gewohnheitsmäßig zu locken, was in den meisten Fällen die wilden zum Einfallen veranlaßt. Man muß dabei allerdings auf das Schießen im Fluge verzichten.

Die Treib- oder Stöberjagd auf Enten beginnt am 1. Juli. Schon vorher kann man, wo es angeht, die mausernden Erpel, die sich von der brütenden Ente getrennt und mit einigen Leidensgefährten vereinigt haben, abschießen. Geradezu zur Pflicht wird es bei den Fischräubern, die im Interesse der Fischerei vertilgt werden müssen, den Kormoranen und dem großen Buttervogel (Mergus merganser). Vielfach kann man auch den Rat vernehmen, dem Geheck junger Enten die Mutter wegzuschießen. Das ist sehr leicht auszuführen, denn die Alte bietet sich dem Jäger — eigentlich ist der Ausdruck hier nicht am Platze — selbst als Opfer für ihre Jungen dar. Sie flattert nur wenige Schritte davon, und thut so, als wenn sie ganz leicht zu fangen wäre, um den Feind von den Jungen wegzulocken.

Abb. 129. Enteneinfall. Gemälde von G. von Maffei.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)
(Copyright 1893 by Photographische Gesellschaft.)

Es wäre eine Roheit sondergleichen, diese rührende Mutterliebe mit einem Schuß zu beantworten, abgesehen davon, daß der Zweck der Maßregel in den allermeisten Fällen nicht erreicht werden dürfte. Man will nämlich hindern, daß die alte Ente ihr Geheck von dem kleinen Sumpfloch, wo es erbrütet ist, auf ein größeres Gewässer davon führt, was regelmäßig geschieht, sobald die Jungen eine gewisse Größe erreicht haben. Um seinen Zweck ganz zu erreichen, müßte man die Jungen in einer Größe erlegen, in der sie noch keinen Wert als Wildbret besitzen. Denn sowie ihnen die Schwungfedern zu wachsen beginnen, tritt ein Wandertrieb bei ihnen auf, der sie bald nach einem großen offenen Gewässer entführt. Mehr als einmal bin ich mutterlosen jungen Enten begegnet, die über Land wanderten.

Die Stöberjagd auf Enten kann sehr interessant verlaufen, sie kann aber auch recht gefährlich werden. Namentlich auf den Gewässern, die in der Nähe großer Städte liegen, thut man gut, sich von den Treibjagden fern zu halten, die unter einem großen Aufgebot von Hunden, Schützen und Kähnen veranstaltet werden. Wer einmal auf solcher Jagd die Schrote hat pfeifen oder im Schilf hat klappern hören, der dürfte sehr geneigt sein, Diezels Gründe gegen die Wasserjagd um einen recht triftigen zu vermehren.

Eine Entenjagd in hohem Schilf ist in der That lebensgefährlich, wenn sich unter den Jägern hitzige Schützen befinden, die sich über die gebotenen Vorsichtsmaßregeln hinwegsetzen. Die erste und wichtigste lautet: „Man darf niemals in Mannshöhe über das Schilf schießen!“ Jede Beschränkung durch einen Zusatz etwa derart: „falls man sich nicht überzeugt hat, daß das Schußfeld frei ist“ — muß durchaus zurückgewiesen werden! Lieber eine Ente unbeschossen durchlassen, als einem Menschen eine Schrotladung auf Kopf oder Brust applizieren! Geradezu thöricht ist es, in das Schilf hin-

ein auf den Wasserspiegel zu schießen, wenn man nicht genau weiß, was sich dort regt. Auf diese Weise wurde vor meinen Augen von einem voreiligen jungen Menschen ein braver Hund erschossen. Die Einreibung mit ungebrannter Asche, die ihm dafür zuteil wurde, wird hoffentlich in seiner Erinnerung recht lange fortgelebt haben, der Hund jedoch blieb tot.

Den Vorwurf, den Diezel der Entenjagd macht, daß sie die Hunde vorzeitig zu Grunde richte, kann ich nicht als berechtigt anerkennen, wenn ich auch zugestehe, daß sie dem Hühnerhund ganz bedeutende Anstrengungen zumutet. Es ist keine Kleinigkeit, stundenlang in scharfem Tempo hinter den Enten zu schwimmen oder sich durch dickes Röhricht und Moraſt hindurch zu arbeiten. Da gilt es eben, wie in allen Dingen, Maß zu halten. Im Spätherbst und im Winter läßt man den Hund nicht stundenlang hinter einer geflügelten Ente arbeiten. Aber eine Ente ihn apportieren zu lassen, das kann man ruhig wagen.

Bei der Wasserjagd im Sommer wird der Hund sich seine Gesundheit nicht ruinieren. Die alte „Diana" wurde jahraus, jahrein in den Sommermonaten nicht nur zur Entenjagd, sondern auch zur Suche auf Pfuhlschnepfen und Bekassinen verwendet. Und im Herbst bis zum Zufrieren hatte sie an recht vielen Abenden mehrmals ein Bad zu nehmen, um eine geschossene Ente zu apportieren, es hat ihr aber nicht geschadet!

Wer im Sommer seinen Hund schonen will, kann ihn, wenn es möglich ist, seine Jagdpassion soweit zu zügeln, im Kahn oder bei Fuß behalten und das Treiben im Schilf einem Fixköter überlassen. Fast jeder Bauernhund läßt sich dazu verwenden, denn fast alle eignen sich bei ihren privaten Spaziergängen in Wald und Feld soviel Passion an, als erforderlich. Bedient man sich doch auch zum Aufstöbern des Fischotters aller möglichen Hunde, deren Rasse festzustellen zu den Unmöglichkeiten gehört.

In der Litteratur, selbst in derjenigen, die in Jägerlatein abgefaßt ist, wird die Wasserjagd recht stiefmütterlich behandelt. Am bekanntesten dürfte wohl Münchhausens Erzählung sein, wie er mit Hilfe eines Bindfadens und eines Stückes Speck eine ganze Kette Enten aufſädelt und mit ihr davon fliegt. Nebenbei bemerkt: eine Reminiscenz an eine früher viel geübte, jetzt nur noch von Wilddieben angewendete Methode, Enten mit einem Köder an einem Angelhaken zu fangen. Außerdem ist mir eine Jagdschnurre bekannt, die von zwei guten Freunden und tüchtigen Jägern handelt. Der eine hat sein Pulver verschossen und bittet vergeblich den anderen um ein wenig Munition. Da fällt dem Ungefälligen sein gefülltes Pulverhorn ins Wasser. Unverzüglich stürzt sich der andere hinterher und — füllt unten auf dem Grunde des Sees stehend das ihm verweigerte Quantum Pulver in sein Horn.

Die dritte Geschichte, die ich kenne, endet tragisch. Ein unvorsichtiger Jäger, der sich in ein unwegsames Moor wagte, ertrinkt elend im Sumpf. Doch da diese Thatsache stets von dem Ertrunkenen selbst erzählt wird, pflegt sie an der Tafelrunde ungetrübte Heiterkeit auszulösen. Nur einer pflegt nicht einzustimmen: das ist der Neuling, der in der kunstvoll berechneten Pause die Frage that:

„Na und wie ging es Ihnen denn?"

„Ich ertrank!" ....

Weniger beschwerlich und gefährlich ist das Suchen der Pfuhlschnepfe mit dem Vorstehhunde. Der Name „Pfuhlschnepfe" wird von den Naturforschern auch den drei Familien der Sumpfwater (Limosa) beigelegt. Die Jäger dagegen bezeichnen damit die größere der beiden Bekassinenarten (Ascolopax major), auch Moor- oder Doppelschnepfe genannt. In Süddeutschland wird sie im Frühjahr und Herbst als Zugvogel einzeln angetroffen; in ganz Norddeutschland dagegen macht sie auf größeren Bruchflächen ihr Geheck und ist von Mitte Juli ab schon sehr genießbar! Anfang August kommen die Züge aus dem Norden, und wer die der Pfuhlschnepfe zusagenden Plätze kennt, kann an einem sonnenklaren, warmen Sommertage in wenigen Stunden eine ganze Menge schießen. Wer dazu öfter Gelegenheit hat, kann an Schrot und Pulver die Hälfte sparen, denn die Pfuhlschnepfe liegt so fest und streicht so langsam ab, daß auch der ungeübte Schütze auf 20 bis 25 Schritt Dampf machen kann. Der Flug ist schwerfällig, weil der Vogel so fett ist, daß die Haut berstet, wenn das Tier nach dem Schuß herabfällt. Aber ein delikater Bissen, nur vergleichbar mit einer jungen Wachtel!

In jeder Beziehung ein Gegensatz zur Pfuhlschnepfe ist ihre kleinere Verwandte, die Bekassine (Ascolopax Gallinago). Die Beweglichkeit, die jener abgeht, besitzt diese im Übermaß. Der Schuß auf dies Wild ist der Prüfstein für jeden Jäger. Und wer zwanzig Bekassinen hintereinander ohne einen Fehlschuß erlegt hat, kann sich getrost für einen ausgezeichneten Flugschützen halten. So lautet freilich die Tradition, von der ich etwas abweiche. Bekanntlich schlägt die Bekassine beim Aufstehen blitzschnell drei Haken, ehe sie geradeaus davonzieht. Wer flink genug ist, kann, wenn er will, den Schuß anbringen, ehe der Vogel den ersten Haken schlägt. Mit den weittragenden Hinterladern hat man das nicht nötig, besonders wenn die Bekassine hält und dicht vor dem Hunde aufsteht, wobei sie stets recht vernehmlich den Angstlaut „Ätsch!" ausstößt. Dann wartet man ohne Aufregung, bis sie ihre drei Haken absolviert hat, und holt sie auf 40 bis 45 Schritt Entfernung bequem herunter. Schwer ist der Schuß nur, wenn an windigen Tagen bei rauhem Wetter die Bekassine nicht gut hält. —

Dann thut man überhaupt gut daran, Pulver und Blei nicht zu verschwenden. Ich erinnere mich eines solchen Tages ... Bei jedem Schuß stiegen ringsum auf der Moorfläche zehn oder zwölf Bekassinen auf, auch die kleine stumme Bekassine war anwesend, tummelten sich zwei, drei Minuten auf der Fläche umher, um einzufallen und beim nächsten Schuß wieder aufzustehen. Der Erwähnung wert ist auch folgender Vorfall: An einem heißen Tage fand ich bei der Hühnersuche auf einem großen Kartoffelschlag soviel Bekassinen, daß ich alle meine Patronen verbrauchte, ehe ich an die Hühner gelangte. Das Wild lag so fest, daß der Hund, ein temperamentvoller Köter, stets in die Versuchung gebracht wurde, zuzuschnappen. Unzweifelhaft war es eine große Reisegesellschaft, die

Abb. 130. Jagd auf die Bekassine. Nach J. Morland, Lithographie vom Jahre 1791.

Abb. 131. Schnepfenstrich. Gemälde von G. von Maffei.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

in das Kartoffelfeld eingefallen war; aber weshalb verschmähte sie die einige hundert Morgen großen Bruchwiesen, die unmittelbar daneben lagen und stets mit Bekassinen besetzt waren?

Die Bekassine ist in der Jagdlitteratur ein wichtiger Vogel. Sie hat nämlich im Frühjahr die Angewohnheit, einen Laut hervorzubringen, der dem Meckern einer Ziege nicht ganz unähnlich ist. Womit sie diesen Laut hervorbringt, darüber ist ein Streit entbrannt, der teils komisch, teils lächerlich ist. Bei dem Streit über die Brunftzeit des Rehes hatten die Jäger doch den vernünftigen Grund, daß ein kleineres Säugetier nicht länger tragen kann, als ein größeres. Und dort lag ein wissenschaftlich hochinteressanter Prozeß vor,

der zu mancherlei Gedanken anregt. Es ist nur naturgemäß, daß sich auch beim Reh der Brunfttrieb im Frühjahr resp. Sommer regt. Bei normaler Entwickelung würde die Nachkommenschaft im Winter das Licht der Welt erblicken und elendiglich umkommen. Deshalb muß das befruchtete Ei bis zum Dezember einen Schlaf halten, bis es sich zu entwickeln beginnt . . . Wie gesagt, über solche Dinge und ihre Ursachen kann man sich als Jäger ganz eigene Gedanken machen, doch wir müssen einen Haken schlagen und zu unserer „Himmelsziege“ zurückkehren.

Sie „meckert“ also im Frühjahr. Es soll ein Balzlaut sein, was niemand bestritten hat. Es ist eine weitere Eigentümlichkeit, daß nur die männliche Bekassine diesen Laut und — ich will's als wahr hinstellen — nur während des Fliegens hervorbringt. Diese Thatsachen bedingen durchaus noch nicht die Annahme, daß der meckernde Laut durch merkwürdige Flügelbewegungen oder Schwingungen des Schwanzes hervorgebracht wird. Nichts zwingt zu der Annahme, daß der Laut von dem Vogel nicht auf dem natürlichen Wege, durch die Kehle hervorgebracht wird. Es ist eine ganz willkürliche Hypothese, daß die Bekassine eine Ausnahme davon macht und im Frühjahr Flugkünste entfaltet, die sie während der ganzen übrigen Zeit des Jahres vorzubringen verschmäht. Daß sie im Herbst, wenn sie am Ufer des Flusses hin- und herstreicht, genau dieselben Flugkünste wie im Frühjahr entfaltet, kann ich aus tausendfacher Erfahrung bezeugen, möchte aber gern eine Erklärung dafür finden, daß ihre Flügel- und Schwanzfedern im Herbst nicht meckern.

Daß ein findiger Kopf sogar eine Maschine konstruiert hat, um vermittelst der Schwingungen von Federn das Meckern hervorzubringen, sei als Kuriosum erwähnt. Damit sei dies Kapitel, das der Jagdlitteratur nicht zum Ruhme gereicht, geschlossen. Und wenn einer der Leser das Vergnügen genießen sollte, einen Verfechter der „Flügel-Mecker-Theorie“ kennen zu lernen, dann kann er von ihm die Beweise verlangen, daß die Bekassine das Meckern nicht mit der Kehle hervorbringt und nicht hervorzubringen vermag.

Abb. 132. Des Försters und seines Hundes Traum in der Lätare-Nacht.
(Liebhaberaufnahme.)

Abb. 133. Wie der Wolf auf das Luder gebracht wird. Nach Ridinger.

XIII. Wolfsjagd.

In der Mitte des November fiel die Kälte ein. Der Ostwind brachte sie über die Grenze her aus der russischen Steppe. Am Vormittag, wenn die Sonne höher stieg, begann er zu wehen und hielt an, bis am westlichen Himmel die Strahlen der untergehenden Sonne blutigrot zum Zenith emporschossen. Und wenn am dunklen Himmel die Sterne glitzerten und funkelten, stieg aus dem tiefen See der Nebel wie eine dichte, starre Wand. Noch hatte der Frost die Gewässer nicht bezwungen, noch tanzten am Tage kleine Wellen über das bleigraue Wasser, nur am Ufer zwischen den absterbenden Rohrhalmen klirrten bereits kleine Eisklumpen.

Eines Morgens jedoch war die Nebelwand verschwunden, der See hatte sich mit seinem kryſtallenen Wintertuch bedeckt. Jauchzend schorrten die kleinen Dorfjungen am flachen Uferrand mit ihren Holzschuhen über die blanke Fläche oder warfen glatte Kieselsteine, die mit seltsam glucksendem Laut dahin sprangen. Am nächsten Morgen flogen schon die Fischer waghalsig in leichten Handschlitten über die dünne Decke. Mit schnellen Stößen der eisenbeschlagenen Pike trieben sie das Gefährt vorwärts, bis zu den Untiefen des Sees, wo sich nach dem ersten Frost die Barsche in ungezählten Scharen zu versammeln pflegen. Mit dem Handbeil wird ein kleines Loch in die Eisdecke geschlagen, und kaum ist der aus Zinn gegossene Blinkfisch in die Tiefe gefahren, als auch schon ein starker Ruck zum Aufhaspeln der Schnur mahnt. Im nächsten Augenblick zappelt ein Barsch von zwei Pfund auf dem Eise . . .

Vierzehn Tage schon dauerte der trockene Frost. Fußtief war die Kälte in den Erdboden gedrungen. Sorgenvoll sah der Landwirt am Morgen und am Abend zum Himmel empor und spähte nach den Wolken aus, die ihm für seine frierende Saat die weiche Decke schenken sollten. Auch der graubärtige Grünrock, der im einsamen Forsthause dort hinten an der russischen Grenze hauste, wartete schon mit Sehnsucht auf den

ersten Schneefall, aber aus anderen Gründen. Er hatte im lichten hohen Holz die geringen Überreste eines zerrissenen Rehes gefunden. Und er wußte, wer die Übelthäter waren: Wölfe, und zwar nicht einer, sondern mehrere, denn sie hatten von der Beute kaum etwas mehr als das Knochengerüst übrig gelassen.

Er kannte die furchtbaren Räuber nur zu gut. Als kleiner Junge schon hatte er sie kennen gelernt. Heimlich, ohne daß die Eltern es wußten, war er eines Nachts mit den Knechten zum Nocłyk geritten. Am Waldesrand hatten sie ein großes Feuer angezündet, während die Pferde des ganzen Dorfes, etwa fünfzig bis sechzig Stück, mit ihren Fohlen auf dem Smug, der gemeinsamen Dorfweide, grasten. So still war die Nacht, daß man es hörte, wie die Gäule mit kurzem Ruck die Büschel Gras abbissen oder mit heftigem Schaudern der Haut die unerbittlichen kleinen Blutsauger scheuchten. Einer der Knechte hielt, mit einem alten Einlader bewaffnet, von zwei großen Hunden begleitet, Wache, die anderen lagen um das Feuer, stützten den Kopf in die Hände und hörten dem Janek Skompa zu, der mit halblauter Stimme die alten Sagen erzählte von dem Helden Skomand, der noch heute verzaubert im weißen Berge sitzt, oder das Märchen von dem dummen Teufel, der mit dem Hirt aus Dlugossen um die Wette laufen wollte.

In jener Nacht hatte Janek das Märchen nicht zu Ende erzählt. Denn gerade, als der Hirt den Riegel der Hölle seinem verstorbenen Bruder zum Himmel hinaufwerfen wollte, heulten die Hunde auf, in einem Ton, aus dem nur zu deutlich Angst und Schrecken sprach; die Knechte fuhren auf, warfen lange Kienspäne auf das Feuer, daß es hell aufloderte, und liefen mit den brennenden Stäben zu den Pferden, die sich laut schnaubend mit den Köpfen zusammendrängten und heftig mit den Hinterfüßen ausschlugen. Niemand war bei dem kleinen Adam zurückgeblieben. Aber das Bürschlein kannte noch keine Angst. Es zündete sich ebenfalls einen Kienspan an und lief den Knechten nach, die mit heftigem Geschrei sich über die Wiese zerstreut hatten. Unterwegs begegneten ihm zwei große graue Hunde, die schleunigst vor ihm kehrt machten. Wenige Augenblicke danach krachte ein Schuß; einer der Räuber war zur Strecke gebracht. Die Wölfin war's mit vollem Gesäuge . . .

Wie lebhaft stand dem Grünrock diese Nacht noch im Gedächtnis! Wohl fünfzig Jahre waren darüber vergangen, und aus dem kleinen Jungen war der „alte Adam" geworden, ein wetterharter Haideläufer, der als waidgerechter Jäger und unfehlbarer Schütze weit und breit bekannt war. Und keiner konnte am Abend nach der Jagd solche wunderbaren Jagdschnurren erzählen . . Ich muß ihn wohl ganz genau kennen, denn es ist mein geliebter Vater, der noch heute mit neunundsiebzig Jahren, geistig so frisch wie ein Jüngling, bei froher Tafelrunde seine aus Wahrheit und Jägerlatein gemischten Geschichten erzählt. Nur das Licht der Augen ist ihm etwas knapp geworden; seine Gewehre hat er unter seine Jungens verteilt. Sein Lieblingsgewehr, die alte Centralfeuerflinte, aus der er so manchen Wolf erlegte, hängt über meinem Schreibtisch und erzählt mir manchmal in der Stille der Nacht von fröhlichem Waidgang in taufrischer Haide . . .

Abb. 134. Wolfhatz. Stich von Joullain nach F. Desportes.

Am nächsten Tage schon, nachdem mein Vater das gerissene Reh gefunden, ließ er die Lauerhütte zurichten. Über das aus rohen Stangen gezimmerte Gerüst wurde Waldstreu zu einem mächtigen Stocken aufgehäuft, der auch dem schlauen Meister Reinecke ganz unverdächtig erscheinen mußte. Ein an beiden Enden offener Kasten, der zwei Fuß über dem Boden eingefügt war, bot den Ausblick auf den Pferdekadaver, den der seit uralten Zeiten im Revier hausende Abdecker zu liefern verpflichtet war. An der Rückseite war der Eingang, der mit einem mannshohen Bündel Streu verschlossen werden konnte. Vom Wagen oder Schlitten aus zog man das Bündel zurück und ließ sich in den drei Meter im Geviert haltenden Raum hineinsinken, so daß keine Spur den Jäger verriet. Drinnen machte man sich's bequem. Die Schießscharte wurde mit einem Tuch dicht verhängt, man zündete sich eine hellbrennende Laterne an und streckte sich behaglich auf dem mit Streu und einer alten Pelzdecke bedeckten Boden aus und vertrieb sich die Zeit mit Lesen . . . Wie oft habe ich in der Lauerhütte Cicero und Thukydides übersetzt . . . Ab und zu verhängte man die Laterne und hob den Vorhang, um hinauszuspähen. Mitunter lag man auch halbe Stunden lang im Anschlag, wenn Reinecke, von Mißtrauen geplagt, in respektvoller Entfernung auf der weiten Schneefläche saß, bis der Hunger ihn heran trieb . . . . Nicht ganz selten erschien auch Herr Isegrimm, aber meistens erst im Februar, März, wenn von den Jägerkommandos der Fußtruppen in Rußland die großen Treibjagden abgehalten wurden.

Wie heute erinnere ich mich jener Nacht, als mein guter Alter mich zum erstenmal in die Lauerhütte mitnahm. Die Mutter hatte uns im Einspänner hingebracht, den Rückweg mußten wir zu Fuß machen. Es lag noch kein Schnee, aber über der mannshohen Fichtenschonung stand der Vollmond so klar am Himmel, daß man an dem Kadaver, der kaum dreißig Schritte vor der Lauerhütte lag, die blanken Rippen unterscheiden konnte. Viel zu selten für meine Ungeduld hob der Vater den Vorhang von der Schießscharte. Kurz nach Mitternacht erschien der erste Fuchs, bald danach der zweite. Gierig rissen sie das hartgefrorene Fleisch in kleinen Bissen ab, und man sah genau, welche Mühe es sie kostete, die Stücke hinunterzuschlingen.

Sie mochten etwa eine halbe Stunde sich abgemüht haben, als sie beide mit deutlichen Zeichen des Erschreckens flüchtig wurden. Wenige Augenblicke darauf erschien derjenige, der sie vertrieben: ein starker Wolf, der mit wahrem Heißhunger über den Kadaver herfiel. Langsam schob der Vater die Flinte in die Schießscharte, einen Moment später fiel der Schuß mit einem fürchterlichen Dröhnen, das mir noch heute genau erinnerlich ist. Aber sehen konnte man nichts, denn vor der Schießscharte stand der Pulverdampf wie eine Mauer. Daß der Wolf tot war, daran zweifelte ich keinen Augenblick, denn mein Alter pflegte den Finger nicht krumm zu machen, wenn er seiner Sache nicht gewiß war . . . Und richtig, quer über dem Kadaver lag Herr Isegrimm . . .

Drei oder vier Tage später sprang der Wind nach Südwesten um, der Himmel bezog sich mit dunkelgrauen Wolken, und gegen Abend fing es sachte zu krümeln an. Aber erst gegen Mitternacht, als der Wind abstillte, begann es ordentlich zu schneien. Still und gleichmäßig sanken die großen Flocken herab und breiteten über die frierende Erde den weißen, weichen Pelz. Die schlanken Bäumchen in der festgeschlossenen Kiefernschonung bogen sich unter der Last, die sich auf ihrem Wipfel häufte, so weit es ihre Spannkraft zuließ, oder sie brachen mit scharfem Knall. Dann schoß Meister Lampe, der frühzeitig sein Lager aufgesucht hatte, von jähem Schrecken erfaßt, unter dem Wacholderbusch hervor, um hundert Gewände weiter unter einen anderen Strauch zu fahren.

Bei Tagesanbruch lag die schönste „Neue" da, auf der sich die Fährten der Waldtiere abzeichneten, als hätte sie ein Künstler frisch auf blütenweißen Untergrund gemalt. In leichtem Kastenschlitten, von einem hochbeinigen Braunen gezogen, fuhren wir die verschneiten Gestelle entlang; wenn noch ein Wolf im Revier war, steckte er sicherlich in dem großen Torfbruch, das mit Birkengestrüpp und verkrüppelten Kiefern dicht bestanden war. Der Schneefall hatte so kurz vor Tage aufgehört, daß nur wenig Gefährt zu sehen war. Aber das erleichterte uns diesmal das Spüren. Schon auf dem Gestell, das den Hochwald vom Moor scheidet,

fanden wir die Fährte, die ja gar nicht zu verkennen ist. Der Wolf „schnürt“ wie ein Fuchs, das heißt, er setzt die Läufe so genau in einer Linie unter die Mittellinie des Leibes, daß die Spur wie an einer Schnur gereiht erscheint. In scharfem Trab umkreisten wir das Jagen; der Wolf war hindurch gewechselt. Endlich im vierten Jagen hatten wir ihn fest, er war hinein, aber nicht wieder hinaus. Nun ging es, was der Braune laufen konnte, zur Oberförsterei. Dort pflegte sich bei jeder „Neuen“ nach alter Gewohnheit ein reges Treiben zu entfalten. Die Holzarbeiter aus den umliegenden Dörfern, die sonst im Morgengrauen in den Wald marschierten, versammelten sich im Dorfkrug, die das Holz rückenden Bauern fuhren mit ihren Schlitten vor, um die Meldung der Forstbeamten abzuwarten, die bei jeder „Neuen“ in der Oberförsterei erscheinen mußten, um Rapport abzustatten, gleichviel, ob sie etwas gespürt hatten oder nicht.

Abb. 135. Auf der Kanzel. Zeichnung von C. von Dombrowski.

Aus der nahen Kreisstadt pflegten die Jagdbeflissenen sich einzustellen, der Landrat, der Katasterkontrolleur, der Kreistierarzt, der Physikus, der Rechtsanwalt, der Bierbrauer und noch einige von den Honoratioren. Auch ein paar Gutsbesitzer aus der Umgegend fanden sich regelmäßig ein. War kein Wolf gespürt, gab's meistens doch einige improvisierte Treiben auf Fuchs oder wenigstens eine kleine, aber energische Kneiperei . . Diesmal war alles versammelt; man wußte ja, daß „der alte Adam“ schon einen Wolf in der Lauerhütte geschossen. Vorsichtigerweise hatte man schon die Lappen auf einige Schlitten geladen. Mit großem Halloh wurden wir von der Gesellschaft empfangen. Wenige Minuten später war die ganze Kavalkade unterwegs nach dem Jagen 28, in dem schon so mancher Wolf geschossen war. In großer Stille wurde die Seite mit den Schützen besetzt, nach der sich erfahrungsgemäß der Wolf am leichtesten treiben ließ. Die drei anderen Seiten des Jagens wurden so schnell und so still, als es eben anging, eingelappt. Ich mußte leider bei den Treibern bleiben. Mein Vater, der das Einlappen geleitet hatte, schob sich zuguterletzt, etwa zweihundert Schritt in das Treiben hinein, bis zu einem tiefen, fast ganz trockenen Graben. Er wußte schon, weshalb er es that. Wenige Minuten später ging der Höllenlärm los, den die Treiber zu vollführen pflegen. Laut schreiend, mit den Stöcken an die Bäume schlagend, rückt die Kette langsam vor. Schon hat sie die Hälfte des Weges bis zu den Schützen zurückgelegt, aber noch ist kein Schuß gefallen. Da knallt es einmal und nach kurzen Augenblicken zum zweitenmal . . . . zwei Minuten später fallen in der Schützenlinie noch zwei Schuß. Mit aufgeregtem Gebrüll stürmen die Treiber vorwärts . . . auf einmal verstummt am rechten Flügel das Geschrei, um gleich darauf zu einem wahren Jubelgeheul aufzusteigen. Da liegen vor ihnen, kaum zehn Schritte auseinander, zwei starke Wölfe, und aus dem niedrigen Dickicht löst sich langsam die hohe Gestalt des alten Adam, der jetzt erst herantritt, um seine Jagdbeute anzusehen. Wie ein kurzes Wetterleuchten zieht ein freudiges Lächeln über sein verwittertes Gesicht . . . ihn freut sein Jagdglück, und nebenbei hat er wohl auch an die zwanzig Thaler Schußprämie gedacht, die als Zubuße zu dem mageren Einkommen

nicht zu verachten sind. Nur eins wurmt ihn, daß er nicht auch den dritten Wolf erlegt; sie kamen so schön einer hinter dem anderen den Graben entlang . . . mit einem Drilling hätte er es schaffen können, aber diese neumodischen Dinger sind so teuer . .

Den dritten Wolf hatte der Oberförster gemeinschaftlich mit dem Landrat zur Strecke gebracht; großmütig stiften sie die Schußprämie zu einer solennen Kneiperei im Dorfkrug für Schützen und Treiber. Und dort muß Vater Adam auf allgemeines Verlangen seine berühmte Geschichte von dem alten Waldwärter Gwildis aus der Rominter Haide zum besten geben, wie der Graubart nach einer Nacht, in der es heftig gestürmt und geschlackt, morgens bei ihm erschien und ihn aufforderte, den „Wulf to scheete“. Auf nähere Erklärungen ließ Gwildis sich nicht ein, sondern führte seinen Förster durch mehrere Jagen bis zu einem dichten Eichenknack, stellte ihn an und ging selbst treiben. Das heißt sein Treiben bestand darin, daß er den eisernen Ladestock auf dem Lauf des Einspänners wetzte und mit gewaltiger Stimme losbrüllte: „Ei, denn so wollen wir!“ Im nächsten Augenblick fuhr der Wolf aus dem Eichenknack, bis ihn nach wenigen Sätzen das tödliche Blei ereilte. Dann kam Gwildis zurück und löste das Rätsel:

„Gehe ich gestern abend zu Feiertage Rehbock schießen. Kommt sich Unwetter, Schnee und Regen aus einem Himmel. Kriech' ich unter in große hohle Linde an mein Feld. Schiebt sich Tier rückwärts zu mir herein, faff' ich zu, is sich Wolf. Nehm' ich Wolf an Zagel, zieh' ich Ladstock, wetz' ich auf Lauf und schrei' ich, wie Pons Förschteris (Pons Förschteris: litauisch = Herr Förster). ‚Ei, denn so wollen wir.‘ Bei zehnten oder elften Hieb hab' ich Zagel abgehauen.“

„Richtig, meine Herren,“ pflegte Vater Adam seine Geschichte zu schließen, „wie ich zusehe, fehlt dem Wolf die Rute, die der alte Gwildis als Beweisstück in seiner Jagdtasche hatte.“

Wer die Geschichte zum erstenmal vernahm, mochte dazu wohl ein etwas verdutztes Gesicht machen. Die alten Freunde aber hoben die Gläser mit dem dampfenden Grog und ließen sie lustig aneinander klingen mit dem Zuruf: „Ei, denn so wollen wir . . .!“

Abb. 136. Eine Winternacht in Litauen. Gemälde von A. Wierusz-Kowalski.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)
(Copyright 1895 by Photographische Gesellschaft.)

XIV. Birkhahnbalz.

Wir trafen uns in diesem Frühjahr auf der Straße. Ich und Baron Selow, tadelloser Sportsmann und gewaltiger Jäger vor dem Herrn.

„'Tag, lieber Freund! Was fangen Sie in der jagdlosen Zeit an? Jammerbar! Kein Rennen, keine Jagd! Wenn man wenigstens Gehörn ansetzen könnte, wie der Rehbock. Dann hätte man doch Beschäftigung."

„Wenn Sie, lieber Baron, Hörner gesagt hätten . . . Sind aber, wie ich weiß, unbeweibt . . ."

„Famoser Witz, Doktor! Ich würde ihn weiter kolportieren, wenn nicht auch in unbeweibtem Zustand solche Eventualität möglich wäre."

Er pfiff seinem Hunde, der gerade im Begriff stand, einer recht unliebenswürdigen Mopshündin seine Begleitung anzutragen.

„Brillanter Appell, wie?"

„Woher haben Sie denn die Töle?"

„Bitte, mehr Respekt vor meinem Hektor III von Hektor I aus Nana. Der Kerl hat mehr Ahnen in seinem Stammbuch als ich. Kostet mich ein Heidengeld. Ich habe leider aber noch nicht Gelegenheit gehabt, seine Fähigkeiten zu prüfen. Die jagdlose Zeit ist daran schuld!"

„Aber, lieber Baron, der Begriff der jagdlosen Zeit ist mir absolut unbekannt. Ich begreife es, wenn ein Sonntagsjäger am 31. Januar seine Schrotspritze an den Nagel hängt und sie am 1. Juli zur Entenjagd wieder herunterholt, aber wie ein waidgerechter Jäger den Ausdruck anwenden kann, ist mir unerfindlich!"

Der Baron sah mich ein wenig verdutzt an. Dann lächelte er:

„Sie sind ein Wortklauber, Doktor! Allerdings: die hohen und höchsten Herrschaften fahren jetzt zur Auerhahnjagd! Rara avis! Kaviar für's Volk! Der Abschuß ist nur für fürstliche Persönlichkeiten reserviert!"

„Wollen Sie nicht lieber Ihren Jagdschein aus dem Portemonnaie nehmen und nachsehen? Da steht's: Auer-, Birk- und Fasanenhähne bis zum 1. Juni, und Trappen, Schnepfen, wilde Schwäne bis 1. Mai, an welchem Datum überhaupt jeder Waidgerechte hinausgeht, um seinen ersten Rehbock zu schießen."

„Ich revoziere und depreziere, bester Doktor!"

„Haben Sie auf Ihrer Begüterung denn keine Birkhähne?"

„O, doch, im Winter, auf Treibjagd, haben wir regelmäßig zehn, zwölf Stück in jedem Treiben."

„Und von der Balz hat Ihnen Ihr Jagdheger noch nie 'was gesagt?"

„Nichts, daß ich wüßte."

„Dann — nehmen Sie's nicht übel, lieber Baron, dann ist Ihr Heger entweder ein großer Esel oder ein großer Filou, der dies königliche Jagdvergnügen sich nur allein gönnt."

„Hm, lieber Freund, das Zweite könnte eher zutreffen. Haben Sie Zeit?"

„Zur Jagd: stets!"

„Aha, haben schon Fährte aufgenommen! Ich proponiere also, wir fahren unangemeldet hinaus. Nehmen Wagen an Bahnstation . . . Weiteres wird sich finden."

. . . Es war gerade keine angenehme Fahrt bis zum Stammsitz Derer von Selow, dort hinten an der Grenze von Posen und Rußland. Mehrmals umsteigen, und dazu das ewige Gebimmel auf den Nebenbahnen . . Dafür entschädigte uns die Wagenfahrt durch die Felder und Wälder, die im Schmuck des Frühlings prangten. Im Schloß große Aufregung ob unserer plötzlichen Ankunft.

„Wo ist der Heger?"

Der alte Hauswart setzte eine dumme Miene auf: „Der ist wohl 'rausgegangen,

nach den Wiesen, der verhört ja jetzt immer die Birkhähne."

Wir wechselten einen Blick des Einverständnisses.

„Den Jagdwagen, bitte, aber etwas plötzlich!"

Der Baron vorn auf dem Reitsitz, ich dahinter auf dem Quersitz. Gemütlich trottete der alte Kremper mit uns den holprigen Feldweg entlang. Die Sonne verschwand eben hinter den bewaldeten Bergen. Vor uns dehnte sich endlos eine Wiesenfläche, von einzelnen Sträuchern und kleinen Baumgruppen belebt. Von Zweig zu Zweig, von Ast zu Ast hüpften die kleinen Waldsänger und riefen uns in ihrer Sprache ein fröhliches „Willkommen" zu. Auch die Wassermusikanten hatten sich am Grabenrand aufgestellt und quarrten nach Herzenslust. Der Baron legte die Schultern zurück und that einen tiefen Atemzug.

„Wie das wohlthut, nach fünf Monaten Großstadtluft solch Happen Frühjahrsluft."

„Ja, Unkel Bräsig würde sagen: die ganze Luft is voll Asmosfäre."

„Lassen Sie Ihre klassische Bildung zu Hause, Doktor, wenn Sie zur Jagd fahren . . . Aber was ist das?"

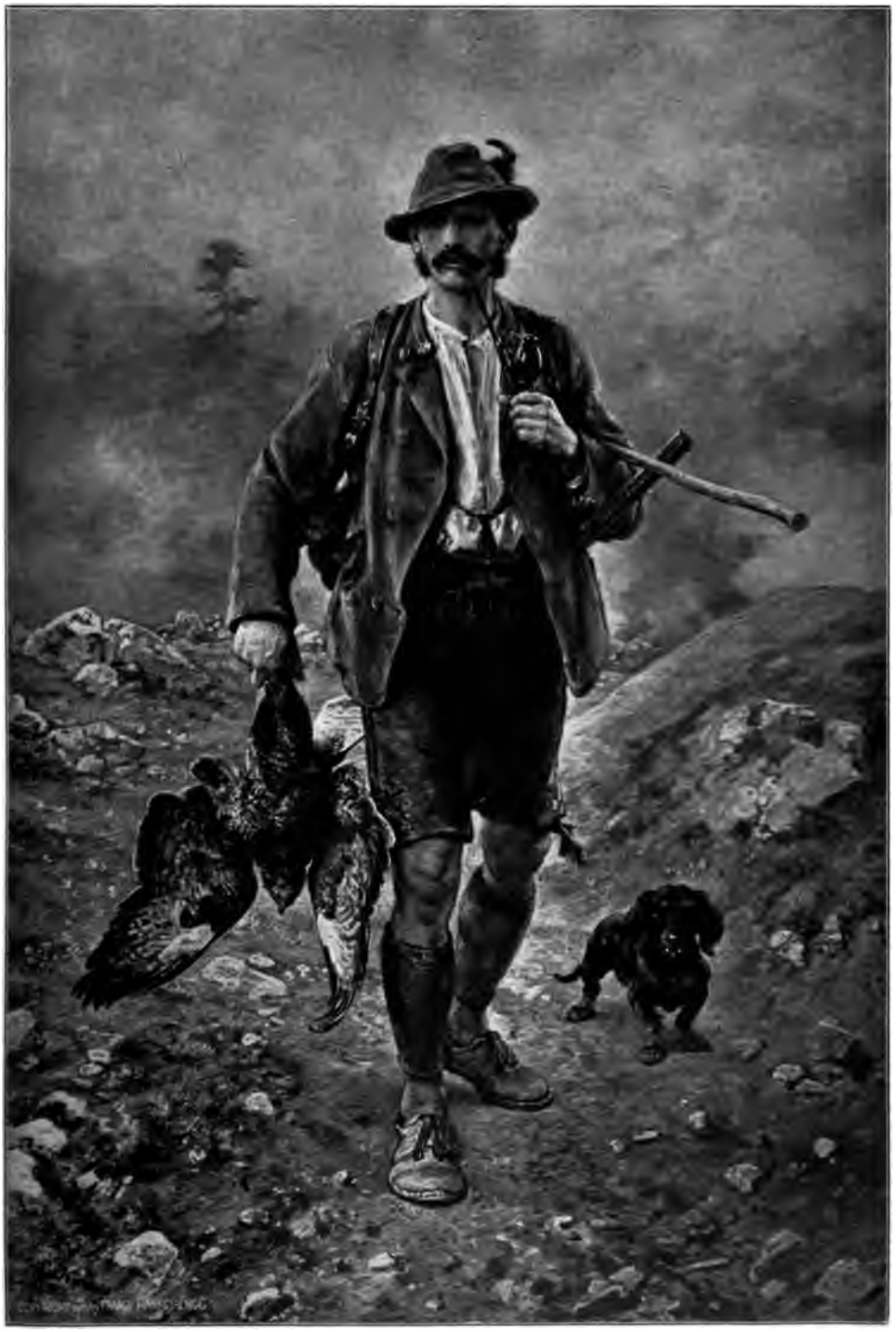
Er wies mit dem Peitschenstiel nach einem dunklen Punkt auf der Wiese, der sich lebhaft hin und her bewegte.

„Das ist besagter Birkhahn in höchsteigener Person. Belieben Sie sich, verehrter Baron, den Punkt an irgend einem Merkmal recht genau einzuprägen, dann ist der liebesselige Kumpan morgen früh Ihre Beute."

Langsam fuhren wir weiter. Bald hier, bald da erschien uns solch' dunkler Punkt auf der Wiese. Ich hatte mir zwei Stellen gemerkt, die gute Deckung in der Nähe der balzenden Hähne versprachen. Dicht am Walde trafen wir den Heger. Ein alter Mann mit eisgrauem Bart. Unter den buschigen Augenbrauen standen zwei kluge „Lichter". Ohne seine Überraschung zu zeigen, kam er von einem dichten Strauch, an dem er gestanden, zum Wagen.

„Guten Abend, Herr Baron! Es ist schön, daß Sie gekommen sind. Ich wollte heute dem Herrn Baron schreiben lassen. Die Hähne balzen sehr flott. Ich hab' auch schon mehrere Buden gemacht."

Abb. 137. Spielhahnbalz. Gemälde von F. Schmitzberger.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)



Rückkehr von der Jagd. Gemälde von Ludwig Knaus.
(Copyright 1901 by Franz Hanfstaengl in Munich.)

Abb. 133. Wie der Wolf auf das Luder gebracht wird. Nach Ridinger.

XIII. Wolfsjagd.

In der Mitte des November fiel die Kälte ein. Der Ostwind brachte sie über die Grenze her aus der russischen Steppe. Am Vormittag, wenn die Sonne höher stieg, begann er zu wehen und hielt an, bis am westlichen Himmel die Strahlen der untergehenden Sonne blutigrot zum Zenith emporschossen. Und wenn am dunklen Himmel die Sterne glitzerten und funkelten, stieg aus dem tiefen See der Nebel wie eine dichte, starre Wand. Noch hatte der Frost die Gewässer nicht bezwungen, noch tanzten am Tage kleine Wellen über das bleigraue Wasser, nur am Ufer zwischen den absterbenden Rohrhalmen klirrten bereits kleine Eisklumpen.

Eines Morgens jedoch war die Nebelwand verschwunden, der See hatte sich mit seinem kryſtallenen Wintertuch bedeckt. Jauchzend schorrten die kleinen Dorfjungen am flachen Uferrand mit ihren Holzschuhen über die blanke Fläche oder warfen glatte Kieselsteine, die mit seltsam gluckſendem Laut dahin sprangen. Am nächsten Morgen flogen schon die Fischer waghalsig in leichten Handschlitten über die dünne Decke. Mit schnellen Stößen der eisenbeschlagenen Pike trieben sie das Gefährt vorwärts, bis zu den Untiefen des Sees, wo sich nach dem ersten Frost die Barsche in ungezählten Scharen zu versammeln pflegen. Mit dem Handbeil wird ein kleines Loch in die Eisdecke geschlagen, und kaum ist der aus Zinn gegossene Blinkfisch in die Tiefe gefahren, als auch schon ein starker Ruck zum Aufhaspeln der Schnur mahnt. Im nächsten Augenblick zappelt ein Barsch von zwei Pfund auf dem Eise . . .

Vierzehn Tage schon dauerte der trockene Frost. Fußtief war die Kälte in den Erdboden gedrungen. Sorgenvoll sah der Landwirt am Morgen und am Abend zum Himmel empor und spähte nach den Wolken aus, die ihm für seine frierende Saat die weiche Decke schenken sollten. Auch der graubärtige Grünrock, der im einsamen Forsthause dort hinten an der russischen Grenze hauste, wartete schon mit Sehnsucht auf den

ersten Schneefall, aber aus anderen Gründen. Er hatte im lichten hohen Holz die geringen Überreste eines zerrissenen Rehes gefunden. Und er wußte, wer die Übeltäter waren: Wölfe, und zwar nicht einer, sondern mehrere, denn sie hatten von der Beute kaum etwas mehr als das Knochengerüst übrig gelassen.

Er kannte die furchtbaren Räuber nur zu gut. Als kleiner Junge schon hatte er sie kennen gelernt. Heimlich, ohne daß die Eltern es wußten, war er eines Nachts mit den Knechten zum Nocluk geritten. Am Waldesrand hatten sie ein großes Feuer angezündet, während die Pferde des ganzen Dorfes, etwa fünfzig bis sechzig Stück, mit ihren Fohlen auf dem Smug, der gemeinsamen Dorfweide, grasten. So still war die Nacht, daß man es hörte, wie die Gäule mit kurzem Ruck die Büschel Gras abrissen oder mit heftigem Schaudern der Haut die unerbittlichen kleinen Blutsauger scheuchten. Einer der Knechte hielt, mit einem alten Einlader bewaffnet, von zwei großen Hunden begleitet, Wache, die anderen lagen um das Feuer, stützten den Kopf in die Hände und hörten dem Janek Skompa zu, der mit halblauter Stimme die alten Sagen erzählte von dem Helden Skomand, der noch heute verzaubert im weißen Berge sitzt, oder das Märchen von dem dummen Teufel, der mit dem Hirt aus Dlugoßen um die Wette laufen wollte.

In jener Nacht hatte Janek das Märchen nicht zu Ende erzählt. Denn gerade, als der Hirt den Riegel der Hölle seinem verstorbenen Bruder zum Himmel hinaufwerfen wollte, heulten die Hunde auf, in einem Ton, aus dem nur zu deutlich Angst und Schrecken sprach: die Knechte fuhren auf, warfen lange Kienspäne auf das Feuer, daß es hell aufloderte, und liefen mit den brennenden Stäben zu den Pferden, die sich laut schnaubend mit den Köpfen zusammendrängten und heftig mit den Hinterfüßen ausschlugen. Niemand war bei dem kleinen Adam zurückgeblieben. Aber das Bürschlein kannte noch keine Angst. Es zündete sich ebenfalls einen Kienspan an und lief den Knechten nach, die mit heftigem Geschrei sich über die Wiese zerstreut hatten. Unterwegs begegneten ihm zwei große graue Hunde, die schleunigst vor ihm kehrt machten. Wenige Augenblicke danach krachte ein Schuß: einer der Räuber war zur Strecke gebracht. Die Wölfin war's mit vollem Gesäuge . . .

Wie lebhaft stand dem Grünrock diese Nacht noch im Gedächtnis! Wohl fünfzig Jahre waren darüber vergangen, und aus dem kleinen Jungen war der „alte Adam" geworden, ein wetterharter Haideläufer, der als waidgerechter Jäger und unfehlbarer Schütze weit und breit bekannt war. Und keiner konnte am Abend nach der Jagd solche wunderbaren Jagdschnurren erzählen . . Ich muß ihn wohl ganz genau kennen, denn es ist mein geliebter Vater, der noch heute mit neunundsiebzig Jahren, geistig so frisch wie ein Jüngling, bei froher Tafelrunde seine aus Wahrheit und Jägerlatein gemischten Geschichten erzählt. Nur das Licht der Augen ist ihm etwas knapp geworden; seine Gewehre hat er unter seine Jungens verteilt. Sein Lieblingsgewehr, die alte Centralfeuerflinte, aus der er so manchen Wolf erlegte, hängt über meinem Schreibtisch und erzählt mir manchmal in der Stille der Nacht von fröhlichem Waidgang in taufrischer Haide . . .

Am nächsten Tage schon, nachdem mein Vater das gerissene Reh gefunden, ließ er die Lauerhütte zurichten. Über das aus rohen Stangen gezimmerte Gerüst wurde Waldstreu zu einem mächtigen Stocken aufgehäuft, der auch dem schlauen Meister Reinecke ganz unverdächtig erscheinen mußte. Ein an beiden Enden offener Kasten, der zwei Fuß über dem Boden eingefügt war, bot den Ausblick auf den Pferdekadaver, den der seit uralten Zeiten im Revier hausende Abdecker zu liefern verpflichtet war. An der Rückseite war der Eingang, der mit einem mannshohen Bündel Streu verschlossen werden konnte. Vom Wagen oder Schlitten aus zog man das Bündel zurück und ließ sich in den drei Meter im Geviert haltenden Raum hineinsinken, so daß keine Spur den Jäger verriet. Drinnen machte man sich's bequem. Die Schießscharte wurde mit einem Tuch dicht verhängt, man zündete sich eine hellbrennende Laterne an und streckte sich behaglich auf dem mit Streu und einer alten Pelzdecke bedeckten Boden aus und vertrieb sich die Zeit mit Lesen . . . Wie oft habe ich in der Lauerhütte Cicero und Thukydides übersetzt . . . Ab und zu verhängte man die Laterne und hob den Vorhang, um hinauszuspähen. Mitunter lag man auch halbe Stunden lang im Anschlag, wenn Reinecke, von Mißtrauen geplagt, in respektvoller Entfernung auf der weiten Schneefläche saß, bis der Hunger ihn herantrieb . . . . Nicht ganz selten erschien auch Herr Isegrimm, aber meistens erst im Februar, März, wenn von den Jägerkommandos der Fußtruppen in Rußland die großen Treibjagden abgehalten wurden.

Wie heute erinnere ich mich jener Nacht, als mein guter Alter mich zum erstenmal in die Lauerhütte mitnahm. Die Mutter hatte uns im Einspänner hingebracht, den Rückweg mußten wir zu Fuß machen. Es lag noch kein Schnee, aber über der mannshohen Fichtenschonung stand der Vollmond so klar am Himmel, daß man an dem Kadaver, der kaum dreißig Schritte vor der Lauerhütte lag, die blanken Rippen unterscheiden konnte. Viel zu selten für meine Ungeduld hob der Vater den Vorhang von der Schießscharte. Kurz nach Mitternacht erschien der erste Fuchs, bald danach der zweite. Gierig rissen sie das hartgefrorene Fleisch in kleinen Bissen ab, und man sah genau, welche Mühe es sie kostete, die Stücke hinunterzuschlingen.

Sie mochten etwa eine halbe Stunde sich abgemüht haben, als sie beide mit deutlichen Zeichen des Erschreckens flüchtig wurden. Wenige Augenblicke darauf erschien derjenige, der sie vertrieben: ein starker Wolf, der mit wahrem Heißhunger über den Kadaver herfiel. Langsam schob der Vater die Flinte in die Schießscharte, einen Moment später fiel der Schuß mit einem fürchterlichen Dröhnen, das mir noch heute genau erinnerlich ist. Aber sehen konnte man nichts, denn vor der Schießscharte stand der Pulverdampf wie eine Mauer. Daß der Wolf tot war, daran zweifelte ich keinen Augenblick, denn mein Alter pflegte den Finger nicht krumm zu machen, wenn er seiner Sache nicht gewiß war . . . Und richtig, quer über dem Kadaver lag Herr Isegrimm . . .

Drei oder vier Tage später sprang der Wind nach Südwesten um, der Himmel bezog sich mit dunkelgrauen Wolken, und gegen Abend fing es sachte zu krümeln an. Aber erst gegen Mitternacht, als der Wind abstillte, begann es ordentlich zu schneien. Still und gleichmäßig sanken die großen Flocken herab und breiteten über die frierende Erde den weißen, weichen Pelz. Die schlanken Bäumchen in der festgeschlossenen Kiefernschonung bogen sich unter der Last, die sich auf ihrem Wipfel häufte, so weit es ihre Spannkraft zuließ, oder sie brachen mit scharfem Knall. Dann schoß Meister Lampe, der frühzeitig sein Lager aufgesucht hatte, von jähem Schrecken erfaßt, unter dem Wacholderbusch hervor, um hundert Gewände weiter unter einen anderen Strauch zu fahren.

Bei Tagesanbruch lag die schönste „Neue" da, auf der sich die Fährten der Waldtiere abzeichneten, als hätte sie ein Künstler frisch auf blütenweißen Untergrund gemalt. In leichtem Kastenschlitten, von einem hochbeinigen Braunen gezogen, fuhren wir die verschneiten Gestelle entlang; wenn noch ein Wolf im Revier war, steckte er sicherlich in dem großen Torfbruch, das mit Birkengestrüpp und verkrüppelten Kiefern dicht bestanden war. Der Schneefall hatte so kurz vor Tage aufgehört, daß nur wenig Gefährt zu sehen war. Aber das erleichterte uns diesmal das Spüren. Schon auf dem Gestell, das den Hochwald vom Moor scheidet,

Abb. 135. Auf der Kanzel. Zeichnung von C. von Dombrowski.

fanden wir die Fährte, die ja gar nicht zu verkennen ist. Der Wolf „schnürt“ wie ein Fuchs, das heißt, er setzt die Läufe so genau in einer Linie unter die Mittellinie des Leibes, daß die Spur wie an einer Schnur gereiht erscheint. In scharfem Trab umkreisten wir das Jagen; der Wolf war hindurch gewechselt. Endlich im vierten Jagen hatten wir ihn fest, er war hinein, aber nicht wieder hinaus. Nun ging es, was der Braune laufen konnte, zur Oberförsterei. Dort pflegte sich bei jeder „Neuen“ nach alter Gewohnheit ein reges Treiben zu entfalten. Die Holzarbeiter aus den umliegenden Dörfern, die sonst im Morgengrauen in den Wald marschierten, versammelten sich im Dorfkrug, die das Holz rückenden Bauern fuhren mit ihren Schlitten vor, um die Meldung der Forstbeamten abzuwarten, die bei jeder „Neuen“ in der Oberförsterei erscheinen mußten, um Rapport abzustatten, gleichviel, ob sie etwas gespürt hatten oder nicht.

Aus der nahen Kreisstadt pflegten die Jagdbeflissenen sich einzustellen, der Landrat, der Katasterkontrolleur, der Kreistierarzt, der Physikus, der Rechtsanwalt, der Bierbrauer und noch einige von den Honoratioren. Auch ein paar Gutsbesitzer aus der Umgegend fanden sich regelmäßig ein. War kein Wolf gespürt, gab's meistens doch einige improvisierte Treiben auf Fuchs oder wenigstens eine kleine, aber energische Kneiperei .. Diesmal war alles versammelt; man wußte ja, daß „der alte Adam“ schon einen Wolf in der Lauerhütte geschossen. Vorsichtigerweise hatte man schon die Lappen auf einige Schlitten geladen. Mit großem Halloh wurden wir von der Gesellschaft empfangen. Wenige Minuten später war die ganze Kavalkade unterwegs nach dem Jagen 28, in dem schon so mancher Wolf geschossen war. In großer Stille wurde die Seite mit den Schützen besetzt, nach der sich erfahrungsgemäß der Wolf am leichtesten treiben ließ. Die drei anderen Seiten des Jagens wurden so schnell und so still, als es eben anging, eingelappt. Ich mußte leider bei den Treibern bleiben. Mein Vater, der das Einlappen geleitet hatte, schob sich zuguterletzt, etwa zweihundert Schritt in das Treiben hinein, bis zu einem tiefen, fast ganz trockenen Graben. Er wußte schon, weshalb er es that. Wenige Minuten später ging der Höllenlärm los, den die Treiber zu vollführen pflegen. Laut schreiend, mit den Stöcken an die Bäume schlagend, rückt die Kette langsam vor. Schon hat sie die Hälfte des Weges bis zu den Schützen zurückgelegt, aber noch ist kein Schuß gefallen. Da knallt es einmal und nach kurzen Augenblicken zum zweitenmal .... zwei Minuten später fallen in der Schützenlinie noch zwei Schuß. Mit aufgeregtem Gebrüll stürmen die Treiber vorwärts ... auf einmal verstummt am rechten Flügel das Geschrei, um gleich darauf zu einem wahren Jubelgeheul aufzusteigen. Da liegen vor ihnen, kaum zehn Schritte auseinander, zwei starke Wölfe, und aus dem niedrigen Dickicht löst sich langsam die hohe Gestalt des alten Adam, der jetzt erst herantritt, um seine Jagdbeute anzusehen. Wie ein kurzes Wetterleuchten zieht ein freudiges Lächeln über sein verwittertes Gesicht ... ihn freut sein Jagdglück, und nebenbei hat er wohl auch an die zwanzig Thaler Schußprämie gedacht, die als Zubuße zu dem mageren Einkommen

nicht zu verachten sind. Nur eins wurmt ihn, daß er nicht auch den dritten Wolf erlegt; sie kamen so schön einer hinter dem anderen den Graben entlang . . . mit einem Drilling hätte er es schaffen können, aber diese neumodischen Dinger sind so teuer . .

Den dritten Wolf hatte der Oberförster gemeinschaftlich mit dem Landrat zur Strecke gebracht; großmütig stiften sie die Schußprämie zu einer solennen Kneiperei im Dorfkrug für Schützen und Treiber. Und dort muß Vater Adam auf allgemeines Verlangen seine berühmte Geschichte von dem alten Waldwärter Gwildis aus der Rominter Haide zum besten geben, wie der Graubart nach einer Nacht, in der es heftig gestürmt und geschlackt, morgens bei ihm erschien und ihn aufforderte, den „Wulf to scheete“. Auf nähere Erklärungen ließ Gwildis sich nicht ein, sondern führte seinen Förster durch mehrere Jagen bis zu einem dichten Eichenknack, stellte ihn an und ging selbst treiben. Das heißt sein Treiben bestand darin, daß er den eisernen Ladestock auf dem Lauf des Einspänners wetzte und mit gewaltiger Stimme losbrüllte: „Ei, denn so wollen wir!“ Im nächsten Augenblick fuhr der Wolf aus dem Eichenknack, bis ihn nach wenigen Sätzen das tödliche Blei ereilte. Dann kam Gwildis zurück und löste das Rätsel:

„Gehe ich gestern abend zu Feiertage Rehbock schießen. Kommt sich Unwetter, Schnee und Regen aus einem Himmel. Kriech' ich unter in große hohle Linde an mein Feld. Schiebt sich Tier rückwärts zu mir herein, fass' ich zu, is sich Wolf. Nehm' ich Wolf an Zagel, zieh' ich Ladstock, wetz' ich auf Lauf und schrei' ich, wie Pons Förschteris (Pons Förschteris: litauisch = Herr Förster). ‚Ei, denn so wollen wir.‘ Bei zehnten oder elften Hieb hab' ich Zagel abgehauen.“

„Richtig, meine Herren,“ pflegte Vater Adam seine Geschichte zu schließen, „wie ich zusehe, fehlt dem Wolf die Rute, die der alte Gwildis als Beweisstück in seiner Jagdtasche hatte.“

Wer die Geschichte zum erstenmal vernahm, mochte dazu wohl ein etwas verdutztes Gesicht machen. Die alten Freunde aber hoben die Gläser mit dem dampfenden Grog und ließen sie lustig aneinander klingen mit dem Zuruf: „Ei, denn so wollen wir . . .!“

Abb. 136. Eine Winternacht in Litauen. Gemälde von A. Wierusz-Kowalski.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)
(Copyright 1895 by Photographische Gesellschaft.)

XIV. Birkhahnbalz.

Wir trafen uns in diesem Frühjahr auf der Straße. Ich und Baron Selow, tadelloser Sportsmann und gewaltiger Jäger vor dem Herrn.

„'Tag, lieber Freund! Was fangen Sie in der jagdlosen Zeit an? Jammerbar! Kein Rennen, keine Jagd! Wenn man wenigstens Gehörn ansetzen könnte, wie der Rehbock. Dann hätte man doch Beschäftigung."

„Wenn Sie, lieber Baron, Hörner gesagt hätten . . . Sind aber, wie ich weiß, unbeweibt . . ."

„Famoser Witz, Doktor! Ich würde ihn weiter kolportieren, wenn nicht auch in unbeweibtem Zustand solche Eventualität möglich wäre."

Er pfiff seinem Hunde, der gerade im Begriff stand, einer recht unliebenswürdigen Mopshündin seine Begleitung anzutragen.

„Brillanter Appell, wie?"

„Woher haben Sie denn die Töle?"

„Bitte, mehr Respekt vor meinem Hektor III von Hektor I aus Nana. Der Kerl hat mehr Ahnen in seinem Stammbuch als ich. Kostet mich ein Heidengeld. Ich habe leider aber noch nicht Gelegenheit gehabt, seine Fähigkeiten zu prüfen. Die jagdlose Zeit ist daran schuld!"

„Aber, lieber Baron, der Begriff der jagdlosen Zeit ist mir absolut unbekannt. Ich begreife es, wenn ein Sonntagsjäger am 31. Januar seine Schrotspritze an den Nagel hängt und sie am 1. Juli zur Entenjagd wieder herunterholt, aber wie ein waidgerechter Jäger den Ausdruck anwenden kann, ist mir unerfindlich!"

Der Baron sah mich ein wenig verdutzt an. Dann lächelte er:

„Sie sind ein Wortklauber, Doktor! Allerdings: die hohen und höchsten Herrschaften fahren jetzt zur Auerhahnjagd! Rara avis! Kaviar für's Volk! Der Abschuß ist nur für fürstliche Persönlichkeiten reserviert!"

„Wollen Sie nicht lieber Ihren Jagdschein aus dem Portemonnaie nehmen und nachsehen? Da steht's: Auer-, Birk- und Fasanenhähne bis zum 1. Juni, und Trappen, Schnepfen, wilde Schwäne bis 1. Mai, an welchem Datum überhaupt jeder Waidgerechte hinausgeht, um seinen ersten Rehbock zu schießen."

„Ich revoziere und depreziere, bester Doktor!"

„Haben Sie auf Ihrer Begüterung denn keine Birkhähne?"

„O, doch, im Winter, auf Treibjagd, haben wir regelmäßig zehn, zwölf Stück in jedem Treiben."

„Und von der Balz hat Ihnen Ihr Jagdheger noch nie 'was gesagt?"

„Nichts, daß ich wüßte."

„Dann — nehmen Sie's nicht übel, lieber Baron, dann ist Ihr Heger entweder ein großer Esel oder ein großer Filou, der dies königliche Jagdvergnügen sich nur allein gönnt."

„Hm, lieber Freund, das Zweite könnte eher zutreffen. Haben Sie Zeit?"

„Zur Jagd: stets!"

„Aha, haben schon Fährte aufgenommen! Ich proponiere also, wir fahren unangemeldet hinaus. Nehmen Wagen an Bahnstation . . . Weiteres wird sich finden."

. . . Es war gerade keine angenehme Fahrt bis zum Stammsitz Derer von Selow, dort hinten an der Grenze von Posen und Rußland. Mehrmals umsteigen, und dazu das ewige Gebimmel auf den Nebenbahnen . . Dafür entschädigte uns die Wagenfahrt durch die Felder und Wälder, die im Schmuck des Frühlings prangten. Im Schloß große Aufregung ob unserer plötzlichen Ankunft.

„Wo ist der Heger?"

Der alte Hauswart setzte eine dumme Miene auf: „Der ist wohl 'rausgegangen,

nach den Wiesen, der verhört ja jetzt immer die Birkhähne."

Wir wechselten einen Blick des Einverständnisses.

„Den Jagdwagen, bitte, aber etwas plötzlich!"

Der Baron vorn auf dem Reitsitz, ich dahinter auf dem Quersitz. Gemütlich trottete der alte Kremper mit uns den holprigen Feldweg entlang. Die Sonne verschwand eben hinter den bewaldeten Bergen. Vor uns dehnte sich endlos eine Wiesenfläche, von einzelnen Sträuchern und kleinen Baumgruppen belebt. Von Zweig zu Zweig, von Ast zu Ast hüpften die kleinen Waldsänger und riefen uns in ihrer Sprache ein fröhliches „Willkommen" zu. Auch die Wassermusikanten hatten sich am Grabenrand aufgestellt und quarrten nach Herzenslust. Der Baron legte die Schultern zurück und that einen tiefen Atemzug.

„Wie das wohlthut, nach fünf Monaten Großstadtluft solch Happen Frühjahrsluft."

„Ja, Unkel Bräsig würde sagen: die ganze Luft is voll Asmosfäre."

„Lassen Sie Ihre klassische Bildung zu Hause, Doktor, wenn Sie zur Jagd fahren . . . Aber was ist das?"

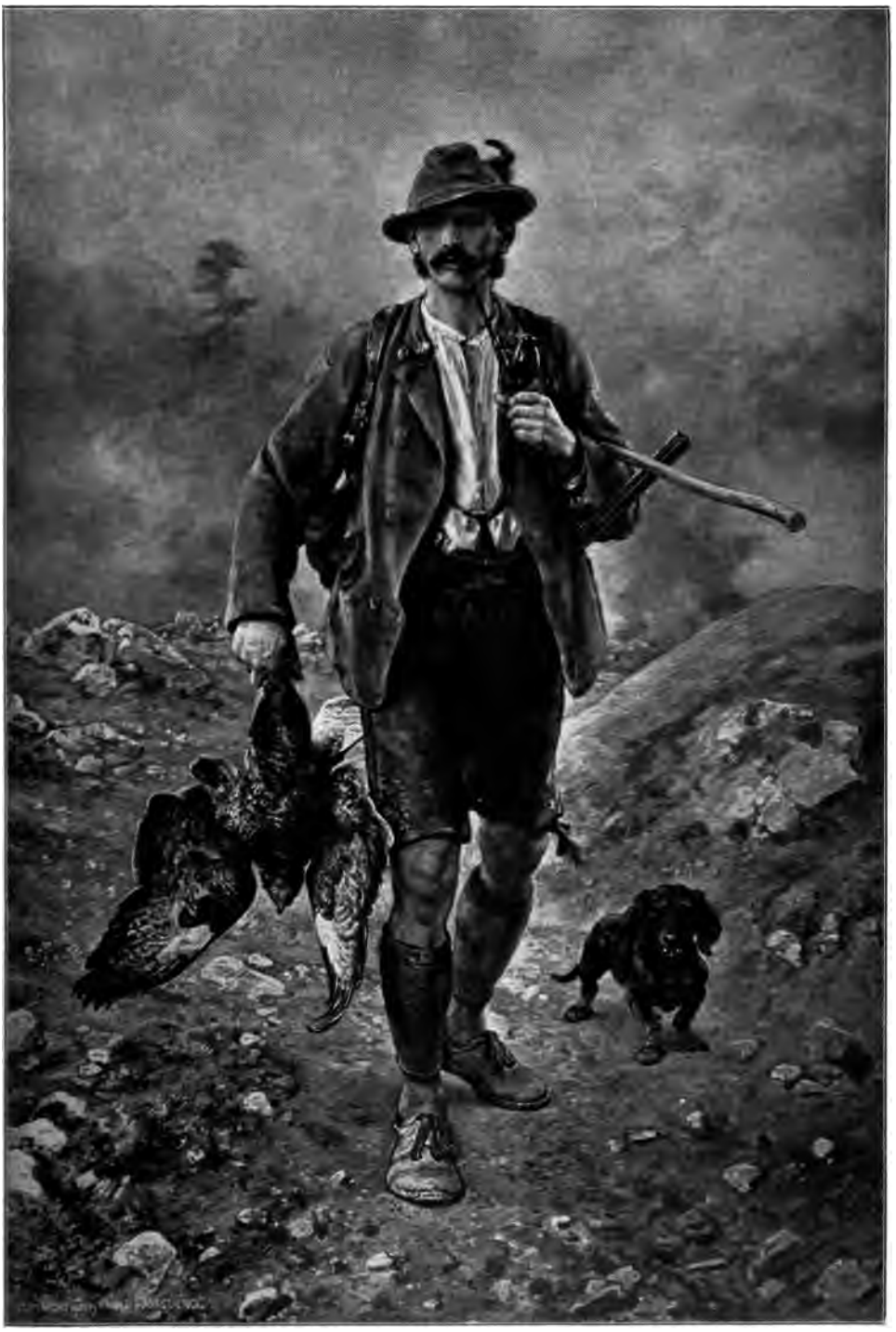
Er wies mit dem Peitschenstiel nach einem dunklen Punkt auf der Wiese, der sich lebhaft hin und her bewegte.

„Das ist besagter Birkhahn in höchsteigener Person. Belieben Sie sich, verehrter Baron, den Punkt an irgend einem Merkmal recht genau einzuprägen, dann ist der liebesselige Kumpan morgen früh Ihre Beute."

Langsam fuhren wir weiter. Bald hier, bald da erschien uns solch' dunkler Punkt auf der Wiese. Ich hatte mir zwei Stellen gemerkt, die gute Deckung in der Nähe der balzenden Hähne versprachen. Dicht am Walde trafen wir den Heger. Ein alter Mann mit eisgrauem Bart. Unter den buschigen Augenbrauen standen zwei kluge „Lichter". Ohne seine Überraschung zu zeigen, kam er von einem dichten Strauch, an dem er gestanden, zum Wagen.

„Guten Abend, Herr Baron! Es ist schön, daß Sie gekommen sind. Ich wollte heute dem Herrn Baron schreiben lassen. Die Hähne balzen sehr flott. Ich hab' auch schon mehrere Buden gemacht."

Abb. 137. Spielhahnbalz. Gemälde von J. Schmitzberger.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)



Rückkehr von der Jagd. Gemälde von Ludwig Knaus.
(Copyright 1901 by Franz_Hanfstaengl in Munich.)

Abb. 138.
Der große Hahn.
Zeichnung von E. von Dombrowski.

Der Baron antwortete nichts. Er nahm nur den alten Gaul kurzer Hand auf dem schmalen, von Gräben eingefaßten Wege herum.

„Morgen früh zur Zeit wecken! Ohne Flinte!“

Langsam stolperte unser Kremper mit uns heimwärts. In den Gräben am Wege spiegelte sich das Abendrot. Auf den Wiesen stand ein feiner Nebel, der die Bäume und Sträucher mit seinem weißen Schleier umhüllte. Tief im Osten, über dem dunklen Walde, hing die Mondsichel. Die Tagessänger waren verstummt. Dafür hatten die Nachtsänger ihr Konzert begonnen. Unermüdlich schnarrte der Wachtelkönig, die Maulwurfsgrillen zirpten, die Frösche quarrten, ein einziger schnarrender Ton durchzitterte die Luft. Nur auf Sekunden schwiegen die Nachtstimmen, wenn fernher von einem Wassertümpel die Rohrdommel ihr dumpfes „Uumpp, Uumpp!“ ertönen ließ. Um den Wagen flatterte mit gespenstisch-leisem Flug die Nachtschwalbe; ab und zu zogen mit pfeifendem Ton ein paar Enten dicht über unsere Köpfe hinweg.

„Wie das lebt und webt!“ sagte der Baron leise vor sich hin. Dann streckte er mir die freie Linke entgegen: „Dank, Doktor! Wer das nicht erlebt, der weiß nicht, was Frühlingsleben in der Natur bedeutet.“ ...

Der „große Wagen“ hatte seine Deichsel schon stark nach Osten geneigt, als wir nach wenigen Stunden Schlafes auf die Freitreppe des Schlosses traten, wo uns der Heger erwartete. Schweigend schritten wir in den kühlen Morgen hinein. In dichten Schwaden stand der Nebel auf den Wiesen. Tief unten am Horizont funkelte der Morgenstern. Bald bog der Heger mit dem Baron zur Seite ab. Ich schritt noch eine Weile den holprigen Weg fürbaß, bis ich den breiten Graben fand, den ich mir am Abend ganz genau gemerkt hatte. Nach fünf Minuten stand ich in dem dichten

Abb. 139. Ein Waldheger.
(Liebhaberaufnahme von Fritz Kempter.

Abb. 140. Anspringen. Gemälde von Josef Chelmonski.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Weidenbusch, an dem drei Hähne ihren Liebestanz aufführen wollten. Ein paar kleine Vögel hatte ich verscheucht, sie waren erschreckt emporgeflattert und hatten im nächsten Strauch Zuflucht gesucht. Wie ein leiser Vorwurf klang ihr Zwitschern zu mir herüber, dann hatten sie wohl das Köpfchen unter dem Flügel versteckt und die Störung vergessen. Am Morgenhimmel stieg langsam eine feine Röte empor, die kleinen, lichten Wolken traten immer deutlicher aus dem farblosen Grau des Nachthimmels heraus ...

Plötzlich ... über meinem Kopf ein hartes, scharfes Flügelrauschen ... Ich stehe regungslos ... tiefe Stille ringsum ... Dann, nach einer Weile ein leises „Pschschscht", wie wenn ein starker Vogel seine Flügel über den Boden schleift. Noch zwei-, dreimal wiederholt sich das Schleifen, rechts hinter mir. Endlich kommt der unbeschreibliche kullernde Ton, das eigentliche Balzen. Mit einem Ruck drehe ich mich um. Da, kaum dreißig Schritt vor mir, führt der prächtige Vogel seinen Liebestanz auf. Das Spiel hoch aufgerichtet, den Kopf zur Erde gebeugt, eilt er in kurzen Sprüngen über das junge Gras dahin, die halb herabhängenden Flügel streifen mit zischendem Ton den Erdboden.

Vorsichtig hebe ich die Flinte zur Backe, den Finger am Abzug. Noch zögere ich ... wie lange habe ich den Tänzer nicht vor mir gesehen ... da blitzt es hinter mir

auf . . . doch ehe der Knall meinem Ohr wahrnehmbar wird, habe ich selbst Dampf gemacht . . .

Die ersten Sonnenstrahlen schossen schon am Himmel empor, über mir stand die Lerche im Blau des Himmels und sang ihr Frühlingslied, da pfiff mein Kumpan, der zweimal den Finger krumm gemacht, die Jagd ab. Schon hatte ich meine Jagdbeute an den Ständern emporgehoben, da fängt es neben mir an zu schleifen und zu kullern. Zwei starke Hähne sind vor mir eingefallen. Sechs, acht Hennen recken ringsum die Hälse aus dem Gras empor, um den Kampf der beiden Gebieter zu verfolgen. Schleifend und kullernd streichen die Nebenbuhler aneinander vorbei, dann stürzen sie sich wutentbrannt aufeinander. Zwei-, dreimal will ich den Finger krumm machen . . . doch der Anblick ist zu schön. Endlich siegt die Jagdlust . . . als sie wieder aneinander fahren, kracht mein Schuß. Nur einer steigt auf, aber er läßt die Ständer hängen. Mit dem zweiten Rohr hole ich ihn herab . . .

Dicht am Walde war für uns eine einfache Rasenhütte, mit Rohr gedeckt, errichtet. Wenn wir abends die Hähne verhört hatten, lagen wir bei loderndem Feuer und erzählten uns lange Geschichten. Ein paarmal haben wir auch in dem molligen Strohlager den Morgen verschlafen . . . der Baron hatte so guten Ungarwein hinausschaffen lassen . . . Doch das soll man als guter Waidmann nicht erzählen . . . Am Tage streiften wir den Wald ab, um das Raubzeug von den Horsten abzuschießen. Stundenlang standen wir in Deckung, um den Räuber zu belauern, der wie der Blitz mit Atzung für die Jungen zum Horst schoß und dann auf der anderen Seite wie ein Stein herabfiel, mitten zwischen das Unterholz, um sicher abzustreichen.

Ob es mir schwer wurde, von dem gastlichen Edelsitz zu scheiden? Der Baron muß mir die Stimmung wohl angemerkt haben, denn er versprach mir einen Nachkommen seines Hektor mit noch mehr Ahnen. Er selbst blieb zurück, er wollte die „jagdlose Zeit“ noch weiter genießen.

Abb. 141. Der Auerhahn. Ölstudie von J. Ch. Deiker.

Abb. 142. Wie der Dachs mit der Hauben in seinem Bau zu fangen.
Nach Johann Elias Ridinger.

XV. Dachsgraben.

Ein nicht alltägliches Jagdvergnügen ist das Dachsgraben. „Meister Grimbart", wie er in der Tierfabel heißt, vom Naturforscher meles taxus genannt, bewohnt ganz Europa und Asien bis nach China hin. Er ist ein scheuer, mürrischer Geselle, der nicht vielen Menschen lebendig zu Gesicht kommt. Nachts nur, sehr selten schon in den Abendstunden, kriecht er vorsichtig aus seinem Bau hervor, um auf Raub auszugehen. Er nimmt alles, was er findet, Käfer, Larven, Würmer, Obst, Feldfrüchte, und verschont weder das Nest mit jungen Vögeln, noch den Junghasen, den er erwischen kann. Nur wenige Naturforscher, darunter Brehm, halten ihn für nützlich und empfehlen seine Schonung. Der Jäger jedoch haßt ihn, und wohl nicht mit Unrecht, er legt ihm eine recht weitgehende Schädigung der Jagd zur Last. Auch der Landmann ist durchaus nicht sein Freund, er ärgert sich über die vielen Löcher im Getreide, die der Dachs beim Stechen nach Würmern auswirft.

Wie schon gesagt, ist der Grimbart ein scheuer Einsiedler. Meistens bewohnt er einen Bau für sich allein, und nur, wo die Verhältnisse ihn dazu zwingen, haust er mit mehreren Kumpanen in einem Bau zusammen. In Gebirgsgegenden ist ihm schwer beizukommen. Ausgraben kann man ihn fast nie, und auf dem Anstand ist er schwer zu erlegen, da er unregelmäßig in seinen Ausfahrten ist. Es gehört schon eine mondhelle Nacht und sehr viel Ausdauer dazu, wenn man ihn auf dem Anstand schießen will. Außerdem aber muß der Schuß sofort tödlich wirken, sonst kriecht das angeschossene Tier mit dem letzten Aufgebot seiner Kräfte in den Bau zurück. Sicherer ist es, gegen Morgen die Röhren zu verstopfen und ihn von Hunden aufstöbern zu lassen. Findet er dann sein Schlupfloch verschlossen, so fällt er dem Jäger leicht zur Beute.

Im norddeutschen Flachlande gräbt man ihn mit Hilfe der Dachshunde. Wochenlang hat der Forstmann in kurzen Zwischen-

räumen die Baue revidiert. Endlich findet er unzweifelhafte Anzeichen, daß der Dachs sich zum Winterschlaf rüstet. In der Nähe der Baue sind Haufen von Moos zusammengescharrt, die täglich kleiner werden: der Grimbart fährt sie ein in den geräumigen Kessel, der zwischen den starken Wurzeln einer Kiefer zwei bis drei Meter unter der Erdoberfläche hergestellt ist. Das ist das sicherste Zeichen, daß der Dachs „reif“ ist. Im Frühjahr wird er nämlich mager wie ein Windhund. Auch im Sommer nimmt er nicht sonderlich zu. Im Herbst jedoch mästet er sich innerhalb weniger Wochen ein fettes Bäuchlein an.

Tagelang vorher wird das Dachsgraben angesagt, damit die eingeladenen Familien sich dazu rüsten können, denn ein Dachsgraben ohne ein feuchtfröhliches Piknik wäre kein Vergnügen. Der Jagdherr aber läßt am Jagdtage noch vor Tagesgrauen die Röhren der schwer zugänglichen Baue verstopfen und nur den Bau frei, der Aussicht auf Erfolg bietet. Dorthin flüchten die Dachse, die den Eingang ihrer Burg verschlossen finden. Bald nach Sonnenaufgang — denn der Tag ist kurz — bricht die Jagdgesellschaft auf. Vier rüstige Arbeiter mit scharfen Spaten und Rodhacken sind zur bestimmten Zeit an Ort und Stelle beordert.

Vorsichtig werden zunächst die Röhren mit Schützen besetzt, ehe man die vor Jagdpassion zitternden und winselnden Teckel einfahren läßt. Denn es kommt sehr oft vor, daß ein Fuchs, der bei Onkel Grimbart Unterschlupf gesucht hat, beim ersten Lautgeben der Hunde aus der Röhre fährt. Manchmal „springt“ auch ein Dachs, der in dem fremden Bau sich nicht zurechtfindet, d. h. er sucht frühzeitig sein Heil in der Flucht.

Es war ein kalter, klarer Herbstmorgen, als wir in großer Gesellschaft Meister Grimbart unseren Besuch abstatteten. Auf den Pfützen des Weges lag Eis und auf den Wiesen der weißgrau schimmernde Reif. Kaum waren die Röhren besetzt und die ersten beiden Hunde eingefahren, als es auch schon krachte. Eine alte Fähe war gesprungen und mit einem wohlgezielten Schuß zur Strecke gebracht. Kurz darauf ging unten im Bau die Jagd los. In atemloser Stille lauschte alles, platt auf der Erde liegend, das Ohr an den Boden gedrückt; die alten, kampferprobten Teckel hatten einen ebenbürtigen Gegner gefunden. Denn hierhin und dorthin ging die Jagd. Bald hörte es sich an, als ob die Hunde den Dachs dicht unter der Erdoberfläche gestellt hätten, bald klang ihr helles Geläut dumpf aus großer Tiefe herauf. Unabläßig feuerte ihr Herr sie durch hetzenden Zuruf an. Mit heiserer Stimme schrie er in die nächste Röhre sein „Hulli, hulli, faß!“ Gleichzeitig belebten heftige Schläge mit dem flachen Spaten auf den Erdboden den Mut der Hunde und schreckten den Dachs.

Endlich „stand die Jagd“. Von vorn und hinten in die Enge getrieben, konnte der Dachs nicht weiter. Vor Schmerz und Wut heulend, aber standhaft, hemmte „Gräber“ sein Vordringen, während „Piefke“ sich hinten in seine Schwarte verbissen hatte. Noch eine Weile lauschte Alles atemlos, dann zeichnete der Jagdherr mit seinem Stock einen länglichen, viereckigen Platz aus: „Hier wird der Kasten geschlagen.“ Nun traten Spaten und Rodhacke in Aktion. Nach ein paar Minuten hastigen Grabens eine Pause, um zu horchen. „Weiter, weiter, er liegt fest.“

Unter der oberen Humusschicht liegt der rote Raseneisenstein. Er zerrinnt wie Asche auf dem Spaten, nur langsam vertieft sich die Grube. Wurzeln müssen durchschlagen werden, es ist eine mühsame Arbeit. Jetzt wird die graue Kiesschicht durchstochen, und darunter kommt der weiße Sand zum Vorschein, in dem die Röhren liegen.

Eilig springen die Arbeiter aus der Grube. Der Förster steigt hinab und schürft vorsichtig die dünne Sandschicht ab, unter der das Schnaufen und Knurren der Hunde deutlich hervortönt. Nun ist er auf „Piefke“ gestoßen, und beim nächsten Spatenstich liegt auch der Dachs bloß. Dicht gedrängt verfolgt die Jagdgesellschaft vom Rande der Grube die Vorgänge. Jetzt wird dem Förster eine aus dickem Haselstock geschnittene Gabel gereicht, mit der er den Dachs, der sich vor aller Augen verklüften, d. h. in die Erde eingraben will, am Boden festklemmt. Dann steigt ein Jagdgast in die Grube und gibt Meister Grimbart aus einem 9 mm-Teschin den Fangschuß.

Ein fröhlicher Jagdruf begrüßte das günstige Resultat, denn ein mächtiger Kämpe von 40 Pfund Gewicht ist zur Strecke gebracht. Heulend stürzen die beiden Teckel

[illegible]

[illegible] Hunde [illegible] der Dachs [illegible] noch im [illegible] daß [illegible] Nicht selten über- [illegible] ihm liegenden [illegible] über ihn hinweg in ein [illegible] führendes Rohr. Dann ist alle weitere Mühe vergebens. Überhaupt ist der Ausfall des Dachsgrabens von der Tüchtigkeit der Teckel abhängig. Der kleine krummbeinige Köter kommt zwar an Stärke dem Dachs nicht gleich, aber er übertrifft ihn an Mut. Ohne Scheu „schlieft" er, wie der Jäger sagt, in den ihm unbekannten Bau und stellt den Dachs, der ihm mit seinem furchtbaren Gebiß den Kopf zerfleischt. Eine Dressur ist dazu nicht erforderlich, aber von Vorteil ist es, wenn der junge Dachshund durch Graben junger Füchse „scharf" gemacht wird. Mitunter aber hilft, wie schon gesagt, alle Schärfe nichts, Grimbart überrollt seinen Gegner und „verklüftet" sich so, daß ihn kein Hund findet.

Bei der Erlegung des Dachses verfährt man jetzt, wenn der Ausdruck anwendbar ist, humaner als früher. Man zog ihn ehemals mit einem großen Haken oder einem wie ein Pfropfenzieher geformten Instrument aus dem Rohr, betäubte ihn durch einige Schläge auf die Nase und überließ ihn der Rachsucht der Hunde.

Jetzt heftet man ihn meistens mit einer Gabel am Boden fest und tötet ihn durch einen Schuß. Neuerdings hat man ein Verfahren gefunden, auch aus unzugänglichen Bauen den Dachs hinauszutreiben — seiner Originalität halber sei es hier mitgeteilt. Man fängt sich einige Ratten lebendig und befestigt an ihrem Schwanz mit dünnem Draht einen kleinen Salonfeuerwerkskörper. Während der Zündfaden brennt, wird die Ratte in die Röhre geschoben. Der Schmerz und das zischende Feuer treiben sie unaufhaltsam vorwärts. Ihre Erscheinung mit dem feuerspeienden Schwanz wirkt unwiderstehlich auf Meister Grimbart. Entsetzt flieht er vor der rasenden Ratte an das Tageslicht, wo er alsbald von einem Schützen erlegt wird.

Großen Wert repräsentiert der erlegte Dachs nicht. Sein Fleisch, das dem Schweinefleisch ähnelt, aber süßlicher schmeckt, wird nicht überall gegessen. Das Fett wird als Heilmittel zu Einreibungen und dergleichen verwandt, die Schwarte ist in Forsthäusern als Zierstück des Fußbodens beliebt. Er würde wohl weit weniger Nachstellungen ausgesetzt sein, wenn nicht die besondere Art, in der er erlegt wird, soviel Reiz böte. Denn an aufregenden und spannenden Momenten übertrifft das Dachsgraben vielleicht jede andere Jagd.

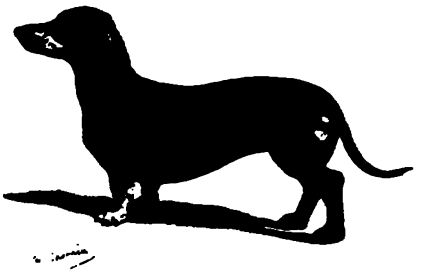


Abb. 143. Der Dachshund. Zeichnung von H. Sperling.

Abb. 144. Jagd auf das Rebhuhn. Nach J. Morland, Lithographie vom Jahre 1790.

XVI. Hühnerjagd.

Der Posten am Schlagbaum ließ eiligst die Kette hinab, die den Übergang am Tage sperrt, und salutierte durch Anfassen des Gewehres. Ich warf ihm eine Zigarre zu, die er geschickt in der Luft griff.

„Ist der Herr Direktor schon auf der Kammer?"

„Er erwartet die Herren."

Ungehindert passierten wir mit Gewehren und Hunden die russische Grenze; der Leutnant, der eben eine Abteilung Straschniks zur Ablösung der Posten wegführte, ließ seine Leute stillstehen und trat, verbindlich grüßend, an den Wagen. Von dem langgestreckten, aus runden Baumstämmen errichteten Blockhaus kam der diensthuende Beamte, der mit spitzem Eisenstab auch das harmloseste Heubündel untersucht, und blieb in respektvoller Entfernung stehen, als er unser Fuhrwerk und seine Insassen erkannte. O ja, auch russische Grenzbeamte können höflich und zuvorkommend sein! Sie hatten in diesem Fall noch eine ganz besondere Ursache dazu, denn die beiden Reisenden, mein Vater und ich, genossen den seltenen Vorzug, die beiden höchsten Beamten der Grenzstadt, den Kommandeur der Garnison und den Telegrapheninspektor, zu ihren Verwandten zu zählen. Und wer den Papst zum Vetter hat . . . . Der Kontrolleur hatte unsere Pässe zum Visieren in Empfang genommen. Der Direktor der Kammer brachte sie uns selbst wieder und nahm auf unserem Wagen Platz. Ein feingebildeter, höflicher Mann, Deutscher von Geburt, wie damals fast alle höheren Beamten an der Grenze. Später hat sich das geändert. Da wurden alle diese Beamten in das Reich versetzt, wo es am tiefsten ist, und Stockrussen traten an ihre Stelle . . .

Abb. 145. Der Hochschuß von vorn. + Zielpunkt.

Unterwegs nahm der Kammerdirektor das neue Gewehr in Empfang, das er sich aus Suhl hatte verschreiben lassen. Ein Lancastergewehr, Kaliber 10, aber verhältnismäßig leicht und sauber gearbeitet. Eine prächtige Waffe .... Wir waren zur Jagd geladen bei dem Grafen Starzinsky, einem polnischen Großgrundbesitzer, der seinen Frieden mit dem russischen Bären gemacht hatte und mit den Grenzbeamten freundschaftlich verkehrte. Auch für ihn hatten wir eine neue Flinte im Wagen. Und auch der zierliche Gordonsetter, der mit Diana vorn neben dem Kutscher saß, gehörte ihm; er hatte bei mir einen Kursus in der festen Dressur durchgemacht und sich als ein folgsamer Zögling erwiesen, der sich durch ein leises „Pßt" aus jeder Situation abrufen ließ und fix apportierte. Boy, so hieß er, sollte heute seine Generalprobe bestehen, und ich durfte das Beste hoffen, denn er hatte sich auf Ente und Pfuhlschnepfe glänzend bewährt.

Es war in den ersten Tagen des August.

Abb. 146. Der Schuß in gerader Linie von vorn. + Zielpunkt.

Aber das Wetter war so günstig gewesen, daß die Gelege des Rebhuhns früh ausgefallen waren, und die Jungen beinahe schon anfingen zu schildern. Und da man in Rußland die Schonzeit nicht kannte, so begann man mit der Jagd, sowie das Wild jagdbar war. Außer dem Grafen, dem Direktor der Kammer und uns nahm noch der Kordonmajor und ein Kollegienassessor Tolpiga an der Jagd teil, die auf das sorgfältigste vorbereitet war. Früh morgens waren mehrere Völker verhört; bei jedem stand als Wachposten ein kleiner Judenjunge. Auch jeder Jäger erhielt solch einen braun

Abb. 147. Der Schuß auf herabstreichendes Flugwild. + Zielpunkt.

verbrannten Burschen als Begleiter, der ihm Munition und Jagdtasche trug.

Mein Kompagnon war ein fixer Bengel von höchstens 12 Jahren, der sich ganz außerordentlich bewährte. Wenn die Hühner zersprengt waren, wußte er ganz genau, wo ein jedes eingefallen war. Ich machte mir den Spaß, ihm die Flinte anzubieten, als er mir ein einzelnes Huhn zeigte, das auf einem Stoppelfeld eingefallen war. Die Miene des kleinen Burschen war in diesem Augenblick unbeschreiblich. Die Jagdpassion in ihm kämpfte mit der Scheu vor dem Gewehr einen heftigen Kampf. Aber er lehnte ab und bedankte sich mit höflichen Worten für die Ehre.

Das Jagdterrain war geradezu von idealer Beschaffenheit. Außer dem Roggen und Weizen stand noch alles Getreide auf dem Felde, und man brauchte nicht ängstlich darauf Rücksicht zu nehmen. Dazwischen große Schläge Klee und Senf. Auf den Böschungen der tiefeingeschnittenen Gräben überall Dornhecken, ein Zeichen, daß der Graf seine Wildbahn sorgsam pflegte. Auch die Frau Gräfin war früher eine tüchtige Jägerin und ausgezeichnete Schützin gewesen. Jetzt hinderte sie schon seit Jahren ein hartnäckiges Leiden an der Bewegung. Aber sie folgte uns auf einem leichten Wägelchen, das von einem unerschrockenen Pony gezogen wurde. Ein zweiter Wagen führte die Fourage nach und eine Batterie von Flaschenbier, das sich in feuchtes Heu verpackt recht frisch erhielt.

War das eine Jagd! Noch ehe wir den ersten Posten erreicht hatten, zogen die Hunde an und standen. Es war ein Volk Hühner, die Jungen kaum größer als Sperlinge. Das nächste Volk war gut jagdbar. Es zerfiel nach der ersten Salve, bei der vier Doubletten gefallen waren. Nur der Direktor und der Kollegienassessor hatten je einen Schuß abgegeben und unglücklicherweise auf ein und dasselbe Huhn.

Nun teilte sich die Gesellschaft. Der Graf ging mit mir, er wollte Boy arbeiten sehen. Drei, vier versprengte Hühner, die außerordentlich fest lagen, hatte er ganz kunstgerecht ausgemacht. Einen halbwüchsigen

Krummen hatte er angezogen und gestanden, bis ich ihn abrief. In seiner überschwenglichen Art nahm der Graf den zierlichen Hund auf den Arm und küßte ihn auf den Kopf.

Nun ging's weiter über ein frischgemähtes Erbsenfeld. In kleinen Haufen, wie sie die Sense zusammengerafft hatte, lagen die vollbesetzten Ranken da. Gleich vorn auf dem Felde stand Boy. Aber er benahm sich so komisch dabei, daß man sah, er hatte ein Wild vor sich, das er noch nicht kannte. Zum Einspringen war er nicht zu bewegen, ich mußte ihn mit dem Knie vorschieben. Ein Volk Wachteln war's, das wir über das ganze Erbsenfeld zersprengten und dann einzeln ausmachten. Die komische Art zu stehen — er wurde vorn niedrig und blieb hinten hoch, während er vor Hühnern nicht stand, sondern tout beau machte, behielt Boy bei.

Als wir uns kurz nach 11 Uhr an der Scheune eines Vorwerks zur Mittagspause zusammenfanden, betrug die Strecke weit über 100 Hühner und etwa 30 Wachteln. Eine erbarmungslose Glut lag über dem Felde, über dem die Luftwellen zu zittern schienen. Die Hunde lagen breitseit im Schatten und transpirierten durch die Zungen. Sie wurden mit saurer Milch und eingebrocktem Brot erquickt, was ihnen ganz vorzüglich mundete. Unser Frühstück war etwas opulenter, und für den Durst gab's reichlich Schorle-Morle!

Dann setzten sich die Herren an einen glattpolierten Tisch, auf dem schon das Handwerkszeug lag und vertieften sich in eine Partie Préférence, wie ich später erfuhr, ihre regelmäßige Beschäftigung während der Mittagspause. Eine Weile sah ich zu, bis der Wunsch, der in mir aufgestiegen war, sich in einer Bitte an den Grafen Luft machte. Ich hatte am Morgen einen Flug Trappen ziehen sehen, und sofort war in mir das Verlangen aufgestiegen, einen Schuß auf dieses seltene Wild, das mir bis dahin noch nicht vor die Flinte gekommen war, abzugeben. Irgendwo hatte ich gelesen, daß man in der Mittagshitze die scheuen Vögel mit der nötigen Vorsicht beschleichen kann.

„Gewiß, mein junger Freund," meinte der Graf, als ich ihm mein Verlangen vortrug, „versuchen Sie Ihr Glück. Die Sache ist nicht ausgeschlossen. Hat einer von euch gesehen, wo die Trappen eingefallen sind?" rief er zu der Gruppe der Jungen hinüber, die eine große Arbuse, eine Melonenart, unter eifrigem Geschnatter zur Erquickung verspeist hatten. Drei, vier der Burschen sprangen auf. „Gut! Du, Moschko, wirst den Herren führen."

Es war mein Begleiter. Natürlich erhob sich, als ich mein Gewehr zur Hand nahm, auch Boy und schloß sich uns an. Es gehörte wirklich viel Jagdpassion dazu, um in der Hitze den Marsch zu unter-

Abb. 148. Der Schuß auf hochsteigendes Flugwild. + Zielpunkt.

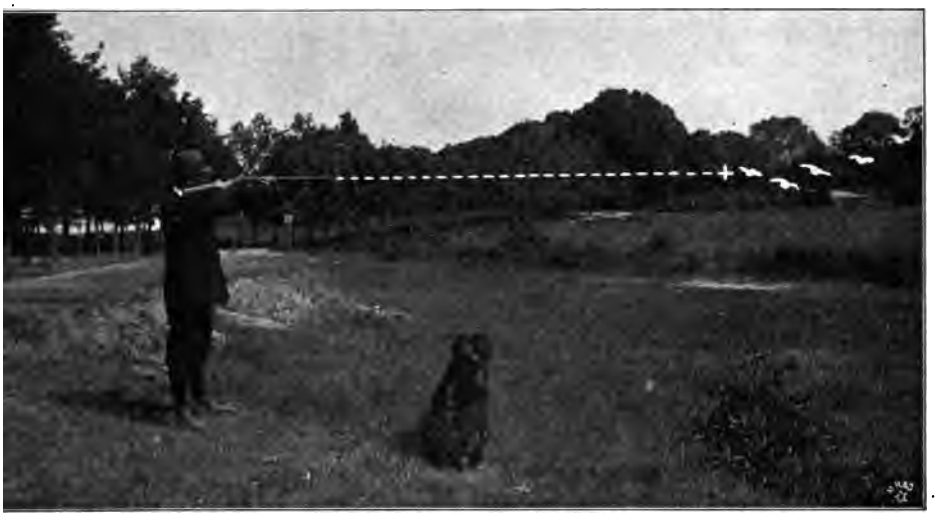


Abb. 149. Der horizontale Schuß spitz von hinten. + Zielpunkt.

)men. Es war kein Spaziergang, nigstens für mich nicht, denn mehr wie ſend Schritt mußte ich gebückt im Graben leichen, unter niedrigen Bohlenbrücken durchkriechen und stellenweise mich durch ombeergesträuch hindurch winden, das den aben überwuchert hatte.

Endlich hielt Moschko an, steckte die ſe über den Grabenrand und wies auf weitgestrecktes Kartoffelfeld, das mit em schmalen Ausläufer bis auf etwa Schritt an den Graben heranreichte. f dem tiefgelegenen dunklen Boden stand s Kartoffelkraut wie eine dichte Schonung. r Erregung zitternd wisperte mir Moschko : „Jetzt werden der Herr schnell bis in Kartoffeln laufen und schießen Vögel, le, große."

Mit einem Satz war ich auf dem abenrand, in wenigen Sekunden hatte den Raum bis zu dem Kartoffelfeld chmessen. Nichts rührte sich, so daß ich on fürchtete, den beschwerlichen Marsch gebens unternommen zu haben. Einen ick auf Boy; er sieht aus, als ob er auf n Sprunge wäre, sich auf einen gefähr-jen Gegner zu stürzen. Da wird es auch on vor mir unter dem Krautdach lebendig. erall bewegt es sich, ich springe hinter: .... Jetzt läuft ein Vogel aus dem aut aufs freie Feld und hebt sich empor. it dem ersten Schuß hole ich ihn herunter, f nicht ganz 30 Schritt. Nun plustern zwei, drei gleichzeitig vor mir, neben mir, hinter mir aus dem Kraut heraus. Die zweite Trappe fällt, auf zehn Schritt durch den rechten Flügel geschossen. Schnell wie der Blitz frisch geladen und zwei Schüsse mit grobem Schrot auf eine Trappe, die etwas weiter abgelaufen war, abgegeben. Sie wurde ganz kraus, zieht aber weiter. Ganz mechanisch klappe ich das Gewehr auf und stecke neue Patronen ein. Da sehe ich, wie dicht vor mir das Kraut in Bewegung gerät, Boy, der wie ein Besessener getobt und vor Aufregung geheult hatte, springt zu, noch eine Trappe, ein junges Tier steht auf. Ich hole sie mit dem ersten Schuß herab.

Das Vergnügen war aus, der Überfall war gelungen. Mir flogen die Pulse vor Erregung. Nun wurde erst das erste Exemplar besichtigt. Es war der alte Hahn, mindestens 20 Pfund schwer. Vergeblich mühte sich Boy ab, ihn zu apportieren. Wenn er ihn am Halse faßte, schleppte der große schwere Körper ihm zwischen den Vorderläufen. Den zuletzt geschossenen Vogel brachte Moschko an. Doch wo war die geflügelte Trappe? Natürlich abgelaufen. Das gab noch eine tüchtige Hetzjagd, bis wir sie eingeholt hatten, und wer weiß, wie lange die Jagd noch gedauert hätte, wenn ich sie nicht auf 30 Schritt zu Gesicht bekommen und mit einem Hagel durch den Hals erlegt hätte.

Abb. 150. Der Schuß im linken Winkel. + Zielpunkt.

Jetzt erst dachte ich an die vierte Trappe, auf die ich zweimal geschossen hatte. Mit verschmitztem Grinsen erklärt Moschko, wir würden sie auch finden. „Tot?" „Ja, Herr Wohlthäter, ganz tot! Hat sich Flügel zusammengeklappt — bautz, auf Erde!" Und richtig, der Junge hatte richtig gesehen, er führte mich geradenwegs auf ein Feld Senf, und nach zwanzig Schritt stand Boy vor dem Vogel, der bereits verendet war.

Der Rückweg wurde uns beiden recht sauer, denn die schweren Vögel waren sehr unbequem zu tragen. Aber freudig und stolz schleppte ich meine Beute. Auch Moschko war in freudiger Erregung, wohl weniger über das Jagdglück als über das Markstück, mit dem ich bei ihm wahrscheinlich den Grundstock zu einem höchst respektabeln Vermögen gelegt habe. Mein Stolz wurde übrigens ganz empfindlich gedämpft, als der Graf mich auslachte, weil ich die unnützen Vögel so weit getragen hätte. Doch ich ließ mich dadurch nicht beirren, sondern nahm alle vier Trappen abends mit nach Hause. Die Jungen wurden vierundzwanzig Stunden in Buttermilch gelegt und mundeten ganz vorzüglich, der alte Hahn lag drei Tage in einer Essigbeize und war dann auch nicht zu verachten.

Nach meiner erfolgreichen Expedition hatte ich noch eine Stunde im Grase geschlafen. Dann gab's einen vorzüglichen Mocca, während die Herren das Ergebnis ihrer Partie aufrechneten und die ekelhaft schmutzigen Lappen austauschten, die in Rußland als Papiergeld umlaufen. Um $^1/_2$3 Uhr ging's weiter. Der Himmel hatte sich bezogen, ein frischer Wind hatte sich aufgemacht, zur Suche ganz ausgezeichnetes Wetter. Waren das noch genußreiche Stunden! Mir machten sie noch aus einem anderen Grunde viel Spaß. Der Graf wollte seinen Boy nachmittags allein führen. Es war, als ob der Kollegienassessor darauf gewartet hatte, denn in liebenswürdiger Weise bat er mich, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Ich hatte schon eine kleine Ahnung, worauf die Sache hinauslaufen würde. Und richtig, kaum hatten wir uns hundert Schritt von den anderen entfernt, als der Assessor seine Zigarrentasche hervorholte und mir eine echte Manuel Garcia anbot. Dann lobte er mein Schießen und bedauerte, daß ihm die Kunst des Treffens soviel Schwierigkeiten bereite; er habe am Abend immer soviel Spott zu ernten .... Nun brach mein Mitgefühl unaufhaltsam hervor, und mit gönnerhaftem Gefühl erklärte ich dem Assessor, ich würde ihm mindestens die Hälfte der noch von mir zu erlegenden Rebhühner überlassen. Zum Schluß gelobte ich auf grande parole d'honneur Verschwiegenheit.

Das Glück war uns günstig. Wir fanden bald ein starkes Volk, das wir zer-

sprengten und gänzlich aufrieben. Der Assessor schoß gar nicht so schlecht, wie ich annehmen mußte; das einzelne Huhn traf er fast immer, d. h. wenn er fertig wurde, ehe ich geschossen hatte. Auf den Rat des Grafen hatte er es sich zur Pflicht gemacht, nicht eher abzudrücken, als bis er die Gewißheit hatte, gut abgekommen zu sein. Da dies manchmal ziemlich lange dauerte, so machte ich mir kein Gewissen daraus, Dampf zu machen, wenn das Huhn in richtiger Entfernung war. Natürlich ließ Herr Tolpiga jedes Huhn von seinem Hund apportieren und reichte es seinem Begleiter. Moschko sagte nichts, aber er machte ein so verschmitztes Gesicht, daß ich sah, er hatte den Zweck der Uebung erraten. Aber das war ja gleichgültig, was im Kopf dieses kleinen Glaubensgenossen vorging ....

Wir hatten schon das zweite Volk aufgerieben, als Moschko mit dem lauten Ruf „Scheiki, Scheiki" mich am Arm zupfte. Ich sah mich um, eine Schar von 60 bis 70 Brachhühnern, von weitem an dem hell schimmernden Gefieder kenntlich, kam auf uns zu gestrichen und fiel kaum 200 Schritt weit auf der Weizenstoppel ein. „Moschko, was nun?" „Wenn die Herren wollen gütigst in den Graben kriechen. Wir werden von der anderen Seite Vögel antreiben."

Natürlich handelten wir gütigst nach dieser Instruktion. Im Nu hatten sich unsere kleinen Begleiter über den Feldzugsplan verständigt und verschwanden im Graben, jeder nach einer anderen Seite hin. Nach einer Viertelstunde tauchten sie weit hinter den Hühnern auf, die sich bereits näher an uns herangezogen hatten. Ohne sich von der Stelle zu bewegen, vollführten die beiden Jungen einen Heidenlärm. Einen Augenblick reckten die Hühner die Köpfe in die Höh, dann ging eine Bewegung durch die Schar, und kurz danach kam sie in schneller Bewegung laufend an uns zu.

Ich hatte schon öfter Brachhühner geschossen, die früher in Ostpreußen nicht ganz selten waren. Wenn sie im Herbst sich zu großen Flügen zusammenschlugen und auf den Feldern hin- und herzogen, fertigte man sich ein Schild aus langem Richtstroh, das zwischen Parallelstäbe so eingeklemmt war, daß man es vor sich tragen konnte. Ohne Scheu ließen die Brachhühner diese Attrappen

Abb. 151. Auf der Hühnerjagd. Gemälde von J. Schmitzberger.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

auf den toten Gegner, der ihnen so hart zugesetzt hat, und verbeißen sich in die Schwarte.

Inzwischen sind die Damen angelangt, ein mächtiges Feuer lodert empor. Ringsum lagert die Gesellschaft und bespricht die einzelnen Phasen der Jagd. Für viele der Gäste beginnt nun der angenehmere Teil, das Schüsseltreiben. Was die ländliche Küche an guten Dingen bietet, liegt auf einem weißen Tischtuch aufgestapelt, und über dem Feuer brodelt in umfangreichem Kessel das Wasser zum dampfenden Punsch. Scherzworte und Neckereien fliegen hin und her, hell klingen die Gläser aneinander ... aber schon heischen Rufe vom Bau her Ruhe; ein zweites Paar Teckel hat den unterirdischen Kampf begonnen.

Nicht immer verläuft die Jagd so schnell und glücklich. Sind die Hunde nicht scharf genug, dann verklüftet sich der Dachs vor ihnen, oder er bricht noch im letzten Augenblick seitwärts aus, ohne daß die Hunde es hindern. Nicht selten überwältigt er auch den vor ihm liegenden Teckel und fährt über ihn hinweg in ein tief in die Erde führendes Rohr. Dann ist alle weitere Mühe vergebens. Überhaupt ist der Ausfall des Dachsgrabens von der Tüchtigkeit der Teckel abhängig. Der kleine krummbeinige Köter kommt zwar an Stärke dem Dachs nicht gleich, aber er übertrifft ihn an Mut. Ohne Scheu „schlieft" er, wie der Jäger sagt, in den ihm unbekannten Bau und stellt den Dachs, der ihm mit seinem furchtbaren Gebiß den Kopf zerfleischt. Eine Dressur ist dazu nicht erforderlich, aber von Vorteil ist es, wenn der junge Dachshund durch Graben junger Füchse „scharf" gemacht wird. Mitunter aber hilft, wie schon gesagt, alle Schärfe nichts, Grimbart überrollt seinen Gegner und „verklüftet" sich so, daß ihn kein Hund findet.

Bei der Erlegung des Dachses verfährt man jetzt, wenn der Ausdruck anwendbar ist, humaner als früher. Man zog ihn ehemals mit einem großen Haken oder einem wie ein Pfropfenzieher geformten Instrument aus dem Rohr, betäubte ihn durch einige Schläge auf die Nase und überließ ihn der Rachsucht der Hunde.

Jetzt heftet man ihn meistens mit einer Gabel am Boden fest und tötet ihn durch einen Schuß. Neuerdings hat man ein Verfahren gefunden, auch aus unzugänglichen Bauen den Dachs hinauszutreiben — seiner Originalität halber sei es hier mitgeteilt. Man fängt sich einige Ratten lebendig und befestigt an ihrem Schwanz mit dünnem Draht einen kleinen Salonfeuerwerkskörper. Während der Zündfaden brennt, wird die Ratte in die Röhre geschoben. Der Schmerz und das zischende Feuer treiben sie unaufhaltsam vorwärts. Ihre Erscheinung mit dem feuerspeienden Schwanz wirkt unwiderstehlich auf Meister Grimbart. Entsetzt flieht er vor der rasenden Ratte an das Tageslicht, wo er alsbald von einem Schützen erlegt wird.

Großen Wert repräsentiert der erlegte Dachs nicht. Sein Fleisch, das dem Schweinefleisch ähnelt, aber süßlicher schmeckt, wird nicht überall gegessen. Das Fett wird als Heilmittel zu Einreibungen und dergleichen verwandt, die Schwarte ist in Forsthäusern als Zierstück des Fußbodens beliebt. Er würde wohl weit weniger Nachstellungen ausgesetzt sein, wenn nicht die besondere Art, in der er erlegt wird, soviel Reiz böte. Denn an aufregenden und spannenden Momenten übertrifft das Dachsgraben vielleicht jede andere Jagd.

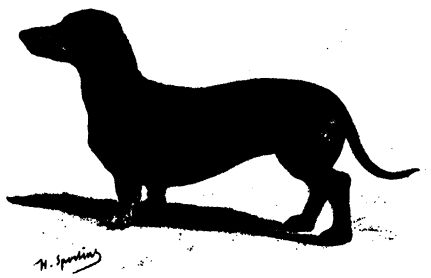


Abb. 143. Der Dachshund. Zeichnung von H. Sperling.

Abb. 144. Jagd auf das Rebhuhn. Nach J. Morland, Schabkunstblatt vom Jahre 1791.

XVI. Hühnerjagd.

Der Posten am Schlagbaum ließ eiligst die Kette hinab, die den Übergang am Tage sperrt, und salutierte durch Anlegen des Gewehres. Ich warf ihm eine Zigarre zu, die er geschickt in der Luft griff.

„Ist der Herr Direktor schon auf der Kammer?"

„Er erwartet die Herren."

Ungehindert passierten wir mit Gewehren und Hunden die russische Grenze: der Leutnant, der eben eine Abteilung Strafsträflinge zur Ablösung der Posten wegführte, ließ seine Leute stillstehen und trat, verbindlich grüßend, an den Wagen. Von dem langgestreckten, aus runden Baumstämmen errichteten Blockhaus kam der diensttuende Beamte, der mit seinem Eisenstab auch das harmloseste Handgepäck untersucht, und blieb in respektvoller Entfernung stehen, als er unser Fuhrwerk und seine Insassen erkannte. O ja, auch russische Grenzbeamte können höflich und zuvorkommend sein! Sie hatten in diesem Fall noch eine ganz besondere Ursache dazu, denn die beiden Reisenden, mein Vater und ich, genossen den seltenen Vorzug, die beiden höchsten Beamten der Grenzstadt, den Kommandeur der Garnison und den Telegrapheninspektor, zu ihren Verwandten zu zählen. Und wer den Papst zum Vetter hat . . . . Der Kontrolleur hatte unsere Pässe zum Visieren in Empfang genommen. Der Direktor der Kammer brachte sie uns selbst wieder und nahm auf unserem Wagen Platz. Ein feingebildeter, höflicher Mann, Deutscher von Geburt, wie damals fast alle höheren Beamten an der Grenze. Später hat sich das geändert. Da wurden alle diese Beamten in das Reich versetzt, wo es am tiefsten ist, und Stockrussen traten an ihre Stelle . . .

Abb. 145. Der Hochschuß von vorn. + Zielpunkt.

Unterwegs nahm der Kammerdirektor das neue Gewehr in Empfang, das er sich aus Suhl hatte verschreiben lassen. Ein Lancastergewehr, Kaliber 10, aber verhältnismäßig leicht und sauber gearbeitet. Eine prächtige Waffe . . . . Wir waren zur Jagd geladen bei dem Grafen Starzinsky, einem polnischen Großgrundbesitzer, der seinen Frieden mit dem russischen Bären gemacht hatte und mit den Grenzbeamten freundschaftlich verkehrte. Auch für ihn hatten wir eine neue Flinte im Wagen. Und auch der zierliche Gordonsetter, der mit Diana vorn neben dem Kutscher saß, gehörte ihm; er hatte bei mir einen Kursus in der festen Dressur durchgemacht und sich als ein folgsamer Zögling erwiesen, der sich durch ein leises „Pßt" aus jeder Situation abrufen ließ und fix apportierte. Boy, so hieß er, sollte heute seine Generalprobe bestehen, und ich durfte das Beste hoffen, denn er hatte sich auf Ente und Pfuhlschnepfe glänzend bewährt.

Es war in den ersten Tagen des August.

Abb. 146. Der Schuß in gerader Linie von vorn. + Zielpunkt.

Aber das Wetter war so günstig gewesen, daß die Gelege des Rebhuhns früh ausgefallen waren, und die Jungen beinahe schon anfingen zu schildern. Und da man in Rußland die Schonzeit nicht kannte, so begann man mit der Jagd, sowie das Wild jagdbar war. Außer dem Grafen, dem Direktor der Kammer und uns nahm noch der Kordonmajor und ein Kollegienassessor Tolpiga an der Jagd teil, die auf das sorgfältigste vorbereitet war. Früh morgens waren mehrere Völker verhört; bei jedem stand als Wachposten ein kleiner Judenjunge. Auch jeder Jäger erhielt solch einen braun und Weizen stand noch alles Getreide auf dem Felde, und man brauchte nicht ängstlich darauf Rücksicht zu nehmen. Dazwischen große Schläge Klee und Senf. Auf den Böschungen der tiefeingeschnittenen Gräben überall Dornhecken, ein Zeichen, daß der Graf seine Wildbahn sorgsam pflegte. Auch die Frau Gräfin war früher eine tüchtige Jägerin und ausgezeichnete Schützin gewesen. Jetzt hinderte sie schon seit Jahren ein hartnäckiges Leiden an der Bewegung. Aber sie folgte uns auf einem leichten Wägelchen, das von einem unerschrockenen Pony gezogen wurde. Ein zweiter Wagen

Abb. 147. Der Schuß auf herabstreichendes Flugwild. + Zielpunkt.

verbrannten Burschen als Begleiter, der ihm Munition und Jagdtasche trug.

Mein Kompagnon war ein fixer Bengel von höchstens 12 Jahren, der sich ganz außerordentlich bewährte. Wenn die Hühner zersprengt waren, wußte er ganz genau, wo ein jedes eingefallen war. Ich machte mir den Spaß, ihm die Flinte anzubieten, als er mir ein einzelnes Huhn zeigte, das auf einem Stoppelfeld eingefallen war. Die Miene des kleinen Burschen war in diesem Augenblick unbeschreiblich. Die Jagdpassion in ihm kämpfte mit der Scheu vor dem Gewehr einen heftigen Kampf. Aber er lehnte ab und bedankte sich mit höflichen Worten für die Ehre.

Das Jagdterrain war geradezu von idealer Beschaffenheit. Außer dem Roggen führte die Fourage nach und eine Batterie von Flaschenbier, das sich in feuchtes Heu verpackt recht frisch erhielt.

War das eine Jagd! Noch ehe wir den ersten Posten erreicht hatten, zogen die Hunde an und standen. Es war ein Volk Hühner, die Jungen kaum größer als Sperlinge. Das nächste Volk war gut jagdbar. Es zerfiel nach der ersten Salve, bei der vier Doubletten gefallen waren. Nur der Direktor und der Kollegienassessor hatten je einen Schuß abgegeben und unglücklicherweise auf ein und dasselbe Huhn.

Nun teilte sich die Gesellschaft. Der Graf ging mit mir, er wollte Boy arbeiten sehen. Drei, vier versprengte Hühner, die außerordentlich fest lagen, hatte er ganz kunstgerecht ausgemacht. Einen halbwüchsigen

Krummen hatte er angezogen und gestanden, bis ich ihn abrief. In seiner überschwenglichen Art nahm der Graf den zierlichen Hund auf den Arm und küßte ihn auf den Kopf.

Nun ging's weiter über ein frischgemähtes Erbsenfeld. In kleinen Haufen, wie sie die Sense zusammengerafft hatte, lagen die vollbesetzten Ranken da. Gleich vorn auf dem Felde stand Boy. Aber er benahm sich so komisch dabei, daß man sah, er hatte ein Wild vor sich, das er noch nicht kannte. Zum Einspringen war er nicht zu bewegen, ich mußte ihn mit dem Knie vorschieben. Ein Volk Wachteln war's, das wir über das ganze Erbsenfeld zersprengten und dann einzeln ausmachten. Die komische Art zu stehen — er wurde vorn niedrig und blieb hinten hoch, während er vor Hühnern nicht stand, sondern tout beau machte, behielt Boy bei.

Als wir uns kurz nach 11 Uhr an der Scheune eines Vorwerks zur Mittagspause zusammenfanden, betrug die Strecke weit über 100 Hühner und etwa 30 Wachteln. Eine erbarmungslose Glut lag über dem Felde, über dem die Luftwellen zu zittern schienen. Die Hunde lagen breitseit im Schatten und transpirierten durch die Zungen. Sie wurden mit saurer Milch und eingebrocktem Brot erquickt, was ihnen ganz vorzüglich mundete. Unser Frühstück war etwas opulenter, und für den Durst gab's reichlich Schorle-Morle!

Dann setzten sich die Herren an einen glattpolierten Tisch, auf dem schon das Handwerkszeug lag und vertieften sich in eine Partie Préférence, wie ich später erfuhr, ihre regelmäßige Beschäftigung während der Mittagspause. Eine Weile sah ich zu, bis der Wunsch, der in mir aufgestiegen war, sich in einer Bitte an den Grafen Luft machte. Ich hatte am Morgen einen Flug Trappen ziehen sehen, und sofort war in mir das Verlangen aufgestiegen, einen Schuß auf dieses seltene Wild, das mir bis dahin noch nicht vor die Flinte gekommen war, abzugeben. Irgendwo hatte ich gelesen, daß man in der Mittagshitze die scheuen Vögel mit der nötigen Vorsicht beschleichen kann.

„Gewiß, mein junger Freund," meinte der Graf, als ich ihm mein Verlangen vortrug, „versuchen Sie Ihr Glück. Die Sache ist nicht ausgeschlossen. Hat einer von euch gesehen, wo die Trappen eingefallen sind?" rief er zu der Gruppe der Jungen hinüber, die eine große Arbuse, eine Melonenart, unter eifrigem Geschnatter zur Erquickung verspeist hatten. Drei, vier der Burschen sprangen auf. „Gut! Du, Moschko, wirst den Herren führen."

Es war mein Begleiter. Natürlich erhob sich, als ich mein Gewehr zur Hand nahm, auch Boy und schloß sich uns an. Es gehörte wirklich viel Jagdpassion dazu, um in der Hitze den Marsch zu unter-

Abb. 148. Der Schuß auf hochsteigendes Flugwild. + Zielpunkt.

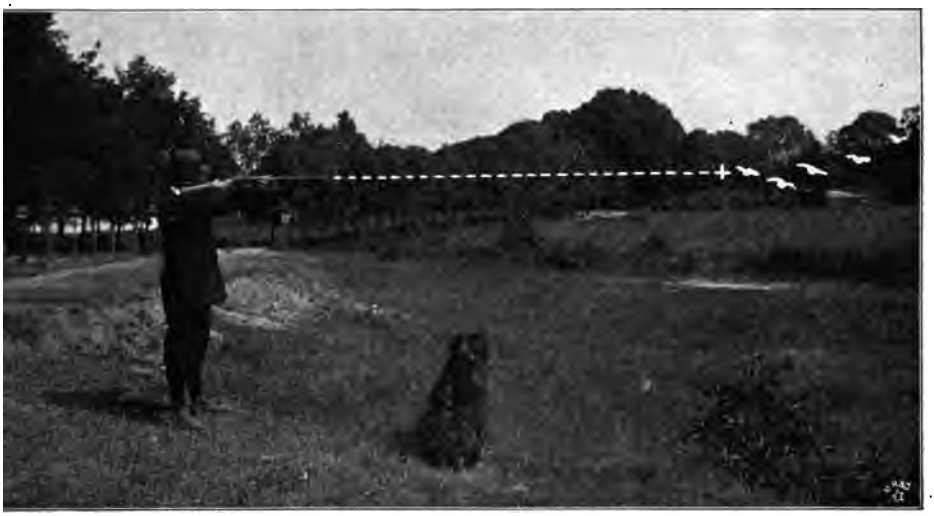


Abb. 149. Der horizontale Schuß spitz von hinten. + Zielpunkt.

men. Es war kein Spaziergang, igstens für mich nicht, denn mehr wie send Schritt mußte ich gebückt im Graben eichen, unter niedrigen Bohlenbrücken durchkriechen und stellenweise mich durch ombeergesträuch hindurch winden, das den aben überwuchert hatte.

Endlich hielt Moschko an, steckte die se über den Grabenrand und wies auf weitgestrecktes Kartoffelfeld, das mit em schmalen Ausläufer bis auf etwa Schritt an den Graben heranreichte. f dem tiefgelegenen dunklen Boden stand Kartoffelkraut wie eine dichte Schonung. r Erregung zitternd wisperte mir Moschko : „Jetzt werden der Herr schnell bis in Kartoffeln laufen und schießen Vögel, le, große."

Mit einem Satz war ich auf dem abenrand, in wenigen Sekunden hatte den Raum bis zu dem Kartoffelfeld chmessen. Nichts rührte sich, so daß ich on fürchtete, den beschwerlichen Marsch gebens unternommen zu haben. Einen ick auf Boy; er sieht aus, als ob er auf n Sprunge wäre, sich auf einen gefähr- en Gegner zu stürzen. Da wird es auch on vor mir unter dem Krautdach lebendig. erall bewegt es sich, ich springe hinter- .... Jetzt läuft ein Vogel aus dem aut aufs freie Feld und hebt sich empor. it dem ersten Schuß hole ich ihn herunter, nicht ganz 30 Schritt. Nun plustern zwei, drei gleichzeitig vor mir, neben mir, hinter mir aus dem Kraut heraus. Die zweite Trappe fällt, auf zehn Schritt durch den rechten Flügel geschossen. Schnell wie der Blitz frisch geladen und zwei Schüsse mit grobem Schrot auf eine Trappe, die etwas weiter abgelaufen war, abgegeben. Sie wurde ganz kraus, zieht aber weiter. Ganz mechanisch klappe ich das Gewehr auf und stecke neue Patronen ein. Da sehe ich, wie dicht vor mir das Kraut in Bewegung gerät, Boy, der wie ein Besessener getobt und vor Aufregung geheult hatte, springt zu, noch eine Trappe, ein junges Tier steht auf. Ich hole sie mit dem ersten Schuß herab.

Das Vergnügen war aus, der Überfall war gelungen. Mir flogen die Pulse vor Erregung. Nun wurde erst das erste Exemplar besichtigt. Es war der alte Hahn, mindestens 20 Pfund schwer. Vergeblich mühte sich Boy ab, ihn zu apportieren. Wenn er ihn am Halse faßte, schleppte der große schwere Körper ihm zwischen den Vorderläufen. Den zuletzt geschossenen Vogel brachte Moschko an. Doch wo war die geflügelte Trappe? Natürlich abgelaufen. Das gab noch eine tüchtige Hetzjagd, bis wir sie eingeholt hatten, und wer weiß, wie lange die Jagd noch gedauert hätte, wenn ich sie nicht auf 30 Schritt zu Gesicht bekommen und mit einem Hagel durch den Hals erlegt hätte.

Abb. 150. Der Schuß im linken Winkel. + Zielpunkt.

Jetzt erst dachte ich an die vierte Trappe, auf die ich zweimal geschossen hatte. Mit verschmitztem Grinsen erklärt Moschko, wir würden sie auch finden. „Tot?" „Ja, Herr Wohlthäter, ganz tot! Hat sich Flügel zusammengeklappt — bautz, auf Erde!" Und richtig, der Junge hatte richtig gesehen, er führte mich geradenwegs auf ein Feld Senf, und nach zwanzig Schritt stand Boy vor dem Vogel, der bereits verendet war.

Der Rückweg wurde uns beiden recht sauer, denn die schweren Vögel waren sehr unbequem zu tragen. Aber freudig und stolz schleppte ich meine Beute. Auch Moschko war in freudiger Erregung, wohl weniger über das Jagdglück als über das Markstück, mit dem ich bei ihm wahrscheinlich den Grundstock zu einem höchst respektabeln Vermögen gelegt habe. Mein Stolz wurde übrigens ganz empfindlich gedämpft, als der Graf mich auslachte, weil ich die unnützen Vögel so weit getragen hätte. Doch ich ließ mich dadurch nicht beirren, sondern nahm alle vier Trappen abends mit nach Hause. Die Jungen wurden vierundzwanzig Stunden in Buttermilch gelegt und mundeten ganz vorzüglich, der alte Hahn lag drei Tage in einer Essigbeize und war dann auch nicht zu verachten.

Nach meiner erfolgreichen Expedition hatte ich noch eine Stunde im Grase geschlafen. Dann gab's einen vorzüglichen Mocca, während die Herren das Ergebnis ihrer Partie aufrechneten und die ekelhaft schmutzigen Lappen austauschten, die in Rußland als Papiergeld umlaufen. Um $^1/_2$3 Uhr ging's weiter. Der Himmel hatte sich bezogen, ein frischer Wind hatte sich aufgemacht, zur Suche ganz ausgezeichnetes Wetter. Waren das noch genußreiche Stunden! Mir machten sie noch aus einem anderen Grunde viel Spaß. Der Graf wollte seinen Boy nachmittags allein führen. Es war, als ob der Kollegienassessor darauf gewartet hatte, denn in liebenswürdiger Weise bat er mich, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Ich hatte schon eine kleine Ahnung, worauf die Sache hinauslaufen würde. Und richtig, kaum hatten wir uns hundert Schritt von den anderen entfernt, als der Assessor seine Zigarrentasche hervorholte und mir eine echte Manuel Garcia anbot. Dann lobte er mein Schießen und bedauerte, daß ihm die Kunst des Treffens soviel Schwierigkeiten bereite; er habe am Abend immer soviel Spott zu ernten .... Nun brach mein Mitgefühl unaufhaltsam hervor, und mit gönnerhaftem Gefühl erklärte ich dem Assessor, ich würde ihm mindestens die Hälfte der noch von mir zu erlegenden Rebhühner überlassen. Zum Schluß gelobte ich auf grande parole d'honneur Verschwiegenheit.

Das Glück war uns günstig. Wir fanden bald ein starkes Volk, das wir zer-

sprengten und gänzlich aufrieben. Der Assessor schoß gar nicht so schlecht, wie ich annehmen mußte; das einzelne Huhn traf er fast immer, d. h. wenn er fertig wurde, ehe ich geschossen hatte. Auf den Rat des Grafen hatte er es sich zur Pflicht gemacht, nicht eher abzudrücken, als bis er die Gewißheit hatte, gut abgekommen zu sein. Da dies manchmal ziemlich lange dauerte, so machte ich mir kein Gewissen daraus, Dampf zu machen, wenn das Huhn in richtiger Entfernung war. Natürlich ließ Herr Tolpiga jedes Huhn von seinem Hund apportieren und reichte es seinem Begleiter. Moschko sagte nichts, aber er machte ein so verschmitztes Gesicht, daß ich sah, er hatte den Zweck der Uebung erraten. Aber das war ja gleichgültig, was im Kopf dieses kleinen Glaubensgenossen vorging ....

Wir hatten schon das zweite Volk aufgerieben, als Moschko mit dem lauten Ruf „Scheiki, Scheiki" mich am Arm zupfte. Ich sah mich um, eine Schar von 60 bis 70 Brachhühnern, von weitem an dem hell schimmernden Gefieder kenntlich, kam auf uns zu gestrichen und fiel kaum 200 Schritt weit auf der Weizenstoppel ein. „Moschko, was nun?" „Wenn die Herren wollen gütigst in den Graben kriechen. Wir werden von der anderen Seite Vögel antreiben."

Natürlich handelten wir gütigst nach dieser Instruktion. Im Nu hatten sich unsere kleinen Begleiter über den Feldzugsplan verständigt und verschwanden im Graben, jeder nach einer anderen Seite hin. Nach einer Viertelstunde tauchten sie weit hinter den Hühnern auf, die sich bereits näher an uns herangezogen hatten. Ohne sich von der Stelle zu bewegen, vollführten die beiden Jungen einen Heidenlärm. Einen Augenblick reckten die Hühner die Köpfe in die Höh, dann ging eine Bewegung durch die Schar, und kurz danach kam sie in schneller Bewegung laufend an uns zu.

Ich hatte schon öfter Brachhühner geschossen, die früher in Ostpreußen nicht ganz selten waren. Wenn sie im Herbst sich zu großen Flügen zusammenschlugen und auf den Feldern hin- und herzogen, fertigte man sich ein Schild aus langem Richtstroh, das zwischen Parallelstäbe so eingeklemmt war, daß man es vor sich tragen konnte. Ohne Scheu ließen die Brachhühner diese Attrappen

Abb. 151. Auf der Hühnerjagd. Gemälde von J. Schmitzberger.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

auf 50 bis 40 Schritt an sich herankommen.

Es war doch ein eigenartiges Gefühl, als die Schar Vögel auf uns zugelaufen kam. Ich hatte dem Assessor zugeraunt, er möge ein ‚Pst' ausstoßen, wenn er abdrücken wollte, aber vergeblich wartete ich auf das Zeichen. Jetzt waren die Hühner auf 40 Schritt heran, vor mir gerade ballte sich ein Klumpen zusammen. Da machte ich Dampf und zum zweitenmal in den aufsteigenden Schwarm. Herr Tolpiga hatte kurz nach mir geschossen und drei Vögel erlegt. Meine Beute war doppelt so groß, mit dem ersten Schuß hatte ich nur zwei, dagegen mit dem zweiten vier Stück erlegt, von denen zwei nur geflügelt waren und vom Hund ausgemacht und gegriffen werden mußten. Vier Stück von meiner Beute, die ich leider unvorsichtigerweise bis dahin getragen hatte, erhielt der Begleiter Tolpigas. Moschko machte wieder eine so merkwürdige Miene dazu, daß ich schon dem Assessor raten wollte, dem Burschen einige Kopeken zu spendieren.

Langsam zogen wir uns nach dem zum Rendezvous bestimmten Vorwerk, denn die Sonne neigte sich zum Untergang. Ein Volk Hühner, das wir noch fanden, nahm meine letzten Patronen in Anspruch. Wir waren die letzten, die zurückkehrten. Auf dem Platz erwartete uns bereits die ganze Gesellschaft. Die Frau Gräfin war mit den beiden Komtessen erschienen und erquickte die Jäger mit einem Kognak. Die erste Frage war natürlich: „Nun, Herr Assessor, was haben Sie am Nachmittag geschossen?"

„26 Rebhühner und 7 Brachhühner, gnädigste Frau Gräfin."

„Ah, das ist ein gutes Resultat. Und wie groß ist Ihre Beute, Herr Studiosus?"

Ehe ich antworten konnte, wurde es hinter uns laut. Ich hörte Moschko ganz erregt zu seinem Kameraden sagen: „So Du mir nischt gibst die Vögel, werd ich sagen dem Herrn Staroften: getragen hast Du, geschossen hat mein Herr."

Einen Augenblick herrschte peinliche Stille, bis die Frau Gräfin sich danach erkundigte, wie ich die Trappen beschlichen hätte? Mit Aufbietung aller meiner Vortragskünste schilderte ich die Episode, sodaß die Unterhaltung wieder in Fluß kam. Nicht lange danach fuhren die Wagen vor, um uns ins Schloß zu bringen, wo ein fröhliches Schüsseltreiben beginnen sollte. Nur der Herr Assessor kam nicht mit, ein starkes Unwohlsein hatte ihn befallen. Acht Tage später war ich wieder beim Grafen Starzinsky zur Jagd. Mit freundlichem Grinsen begrüßte mich mein Freund Moschko. Und der Jagdherr meinte lachend: „Beide zusammen kann ich nicht einladen und da Ihnen Moschko als Begleiter lieber sein dürfte als der Assessor, so habe ich Moschko gebeten ...."

Abb. 152. Vor dem Einfallen. Gemälde von A. Thorburn.
(Verlag der „Fine Art Society in London".)

Abb. 152. Junger Fuchs. Ölstudie von J. Ch. Deiker.

XVII. Raubtierfang.

In jedem Buche, das von der Jagd ndelt, kehrt die Klage wieder, daß jede eue Generation von Jägern immer weniger it der Handhabung der Eisen und Fallen ir das Raubzeug vertraut ist als die vorergehende. Diese Klage ist berechtigt. Wenn h die große Zahl der mir bekannten Jäger nd Grünröcke in Gedanken durchmustere, finde ich vielleicht zehn oder zwölf, die berhaupt das Stellen des Schwanenalses verstehen und ausüben und zwei der drei, die es in dieser Kunst zur eisterschaft gebracht haben. Die gebräuchste Erklärung und Entschuldigung – ich will das Wort hier anwenden — ir diesen betrübsamen Zustand ist der Hineis auf die ungebührlich vermehrte Schreibst der Forstbeamten. Ich habe mich auch rauf berufen, als ich in einem der ersten apitel davon sprach, daß soviele Grünröcke nter die „Giftmischer“ gegangen sind nd ihr Revier mit Strychnin von den üchsen säubern. Ich möchte aber ergänzend inzufügen, daß ich schon vor dreißig Jahren nter den Grünröcken alte Knasterbärte gekannt habe, die nie in ihrem Leben einen Schwanenhals gestellt hatten.

Die „Überbürdungsfrage“, um mich gebildet auszudrücken, existierte noch nicht, als diese alten Herren noch jung waren! Es muß also noch an etwas anderem liegen, wenn diese Kunst von den dazu Berufenen vernachlässigt wird. Ich habe mir schon lange darüber meine eigenen Gedanken gemacht und stehe nicht an, sie der Öffentlichkeit zu unterbreiten, selbst auf die Gefahr hin, daß mir zugerufen wird, ich sei auf falscher Fährte.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts machte ich manchen frischen Waidgang mit einem Freunde, dem Oberförster Engel, der die Forsten der früheren Strousbergschen Besitzungen bei Lissa in der Provinz Posen verwaltete. Er ist schon seit mehreren Jahren in die ewigen Jagdgründe hinübergewechselt, wie der Generalpostmeister v. Stephan, der oft und gern bei ihm zur Jagd weilte.

Eines Tages ging ich mit Engel durchs Laßwitzer Revier. Er führte mich zu einem

auf 50 bis 40 Schritt an sich herankommen.

Es war doch ein eigenartiges Gefühl, als die Schar Vögel auf uns zugelaufen kam. Ich hatte dem Assessor zugeraunt, er möge ein ‚Pst' ausstoßen, wenn er abdrücken wollte, aber vergeblich wartete ich auf das Zeichen. Jetzt waren die Hühner auf 40 Schritt heran, vor mir gerade ballte sich ein Klumpen zusammen. Da machte ich Dampf und zum zweitenmal in den aufsteigenden Schwarm. Herr Tolpiga hatte kurz nach mir geschossen und drei Vögel erlegt. Meine Beute war doppelt so groß, mit dem ersten Schuß hatte ich nur zwei, dagegen mit dem zweiten vier Stück erlegt, von denen zwei nur geflügelt waren und vom Hund ausgemacht und gegriffen werden mußten. Vier Stück von meiner Beute, die ich leider unvorsichtigerweise bis dahin getragen hatte, erhielt der Begleiter Tolpigas. Moschko machte wieder eine so merkwürdige Miene dazu, daß ich schon dem Assessor raten wollte, dem Burschen einige Kopeken zu spendieren.

Langsam zogen wir uns nach dem zum Rendezvous bestimmten Vorwerk, denn die Sonne neigte sich zum Untergang. Ein Volk Hühner, das wir noch fanden, nahm meine letzten Patronen in Anspruch. Wir waren die letzten, die zurückkehrten. Auf dem Platz erwartete uns bereits die ganze Gesellschaft. Die Frau Gräfin war mit den beiden Komtessen erschienen und erquickte die Jäger mit einem Kognak. Die erste Frage war natürlich: „Nun, Herr Assessor, was haben Sie am Nachmittag geschossen?"

„26 Rebhühner und 7 Brachhühner, gnädigste Frau Gräfin."

„Ah, das ist ein gutes Resultat. Und wie groß ist Ihre Beute, Herr Studiosus?"

Ehe ich antworten konnte, wurde es hinter uns laut. Ich hörte Moschko ganz erregt zu seinem Kameraden sagen: „So Du mir nischt gibst die Vögel, werd ich sagen dem Herrn Staroſten: getragen hast Du, geschossen hat mein Herr."

Einen Augenblick herrschte peinliche Stille, bis die Frau Gräfin sich danach erkundigte, wie ich die Trappen beschlichen hätte? Mit Aufbietung aller meiner Vortragskünste schilderte ich die Episode, sodaß die Unterhaltung wieder in Fluß kam. Nicht lange danach fuhren die Wagen vor, um uns ins Schloß zu bringen, wo ein fröhliches Schüsseltreiben beginnen sollte. Nur der Herr Assessor kam nicht mit, ein starkes Unwohlsein hatte ihn befallen. Acht Tage später war ich wieder beim Grafen Starzinsky zur Jagd. Mit freundlichem Grinsen begrüßte mich mein Freund Moschko. Und der Jagdherr meinte lachend: „Beide zusammen kann ich nicht einladen und da Ihnen Moschko als Begleiter lieber sein dürfte als der Assessor, so habe ich Moschko gebeten ...."

Abb. 152. Vor dem Einfallen. Gemälde von A. Thorburn.
(Verlag der „Fine Art Society in London".)

Abb. 152. Junger Fuchs. Ölstudie von J. Ch. Deiker.

XVII. Raubtierfang.

In jedem Buche, das von der Jagd
ndelt, kehrt die Klage wieder, daß jede
ue Generation von Jägern immer weniger
it der Handhabung der Eisen und Fallen
ir das Raubzeug vertraut ist als die vor-
rgehende. Diese Klage ist berechtigt. Wenn
h die große Zahl der mir bekannten Jäger
nd Grünröcke in Gedanken durchmustere,
finde ich vielleicht zehn oder zwölf, die
berhaupt das Stellen des Schwanen-
alses verstehen und ausüben und zwei
der drei, die es in dieser Kunst zur
eisterschaft gebracht haben. Die gebräuch-
chste Erklärung und Entschuldigung
– ich will das Wort hier anwenden —
ir diesen betrübsamen Zustand ist der Hin-
eis auf die ungebührlich vermehrte Schreib-
ft der Forstbeamten. Ich habe mich auch
rauf berufen, als ich in einem der ersten
apitel davon sprach, daß soviele Grünröcke
nter die „Giftmischer“ gegangen sind
nd ihr Revier mit Strychnin von den
üchsen säubern. Ich möchte aber ergänzend
inzufügen, daß ich schon vor dreißig Jahren
nter den Grünröcken alte Knasterbärte ge-
kannt habe, die nie in ihrem Leben einen Schwanenhals gestellt hatten.

Die „Überbürdungsfrage“, um mich gebildet auszudrücken, existierte noch nicht, als diese alten Herren noch jung waren! Es muß also noch an etwas anderem liegen, wenn diese Kunst von den dazu Berufenen vernachlässigt wird. Ich habe mir schon lange darüber meine eigenen Gedanken gemacht und stehe nicht an, sie der Öffentlichkeit zu unterbreiten, selbst auf die Gefahr hin, daß mir zugerufen wird, ich sei auf falscher Fährte.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts machte ich manchen frischen Waidgang mit einem Freunde, dem Oberförster Engel, der die Forsten der früheren Strousbergschen Besitzungen bei Lissa in der Provinz Posen verwaltete. Er ist schon seit mehreren Jahren in die ewigen Jagdgründe hinübergewechselt, wie der Generalpostmeister v. Stephan, der oft und gern bei ihm zur Jagd weilte.

Eines Tages ging ich mit Engel durchs Laßwitzer Revier. Er führte mich zu einem

Abb. 154. Alter Fuchs. Gemälde von J. Ch. Deiker.

„Heute wird gefegt" wiederholt. Diesmal dauerte es nur 24 Stunden, bis der Fuchs den Bau verließ. Beim viertenmal hatte er sich daran gewöhnt, daß der Herr Oberförster für die äußere Reinlichkeit seiner Wohnung sorgte. Nun wurde — allerdings mit gebührender Vorsicht — in zwei Röhren je ein Tellereisen gelegt, die anderen wurden mit Dornreisig unfahrbar gemacht, und am nächsten Morgen saß Reinecke darin. Das Fegen hatte nur den Zweck gehabt, den Fuchs vorher daran zu gewöhnen, daß das Erdreich vor und vorn in den Röhren zerkratzt war, so daß er arglos in das Eisen ging.

Von diesem Freunde, der als tüchtiger Waidmann weit und breit bekannt war, hörte ich zum erstenmal das Wort, daß die Kunst des Eisenlegens in jahrhunderte alter Überlieferung erstarrt wäre und den Jäger mit einer Unmasse von Vorschriften belaste, die zu erfüllen nicht nur viel Zeit erfordere, sondern auch

Fuchsbau, spürte ab, ob er befahren war und der Fuchs darin steckte. Dann brach er von der nächsten Fichte einen starken Ast, und mit einem lauten „Heute wird gefegt" säuberte er nicht nur den Platz vor den Röhren, sondern fuhr auch soweit der Arm reichte, in jede Röhre hinein, so daß der Bau aussah, als hätte eine ordnungsliebende Küchenfähe ihn zum Sonntag gesäubert. Erst am dritten Tage wagte der Fuchs die Ausfahrt. Am nächsten Morgen war er wieder eingefahren; sofort wurde die Prozedur mit dem lauten

Abb. 155. Fuchs, vom Raube heimkehrend. Ölstudie von J. Ch. Deiker.

überflüssig sei. Das war ein Wort, dessen Wahrheit ich im Lauf der Jahre immer deutlicher erkannt habe. Und wenn einer, so wird es mir Herr Rudolf Weber in Haynau (Schlesien) bestätigen können, der „Fallen-Weber", wie sein Ehrenname in Jägerkreisen lautet, denn er ist es gewesen, der durch Erfinden neuer Methoden und neuer Fallen diesem Zweig der Jagd neue Wege gewiesen und auch dem vielbeschäftigten Forstmann Gelegenheit geboten hat, in einwandfreier, waidmännischer Form dem Raubgesindel Abbruch zu thun.

Abb. 156. Fuchsstudie. Von J. Ch. Deiker.

Doch der Leser soll selbst urteilen. Er soll ohne Murren und Keckern die ehrwürdigen Rezepte und Vorschriften genießen, wie sie Dietrich a. d. Winckell hinterlassen hat, wie sie von Diezel und seinen neueren Bearbeitern kritiklos übernommen sind. Und dahinter einige neuere Methoden von R. Weber, verbrämt mit wenigen eigenen Erfahrungen.

Das ehrwürdigste Instrument ist der Schwanenhals, auch Berliner Eisen genannt, das in drei Größen, für Wolf, Fuchs und Marder hergestellt wird. Die Anweisung, wie es fängisch gestellt wird, erspare ich mir, weil ein Anfänger auch aus der allergenauesten Beschreibung die Handhabung nicht lernen kann. Ich möchte auch die Verantwortung nicht übernehmen, daß jemand, der genau die Anweisung befolgt, dabei zu Schaden kommt, und verweise daher jeden auf die ausführliche Beschreibung, die er beim Kauf eines Eisens von der Fabrik erhält. Möchte aber noch den dringenden Rat beifügen, sich das Spannen und Stellen von einem Praktiker zeigen zu lassen, der damit umzugehen versteht. Der Schwanenhals besteht aus einer sehr kräftigen Feder und zwei Bügeln aus Stahl, die in gespanntem Zustande ein Oval darstellen und durch einen sehr leise gestellten Abzug, einen Faden, an dem der Köder befestigt ist, zum Zusammenschlagen gebracht werden. Ein gutes Eisen springt beim Zuschlagen über einen halben Meter vom Boden empor.

Die Kunst, es anzuwenden, besteht erstens in einer geradezu minutiösen Sauberkeit, in einem mit aller erdenklichen Vorsicht vorzunehmenden Verwittern, in dem erfolgreichen Kirren des Fuchses und in einem peinlich sorgfältigen Einbetten und Verbergen des gespannten Eisens im Boden.

Die Vorschriften selbst lauten nach Winckell folgendermaßen.

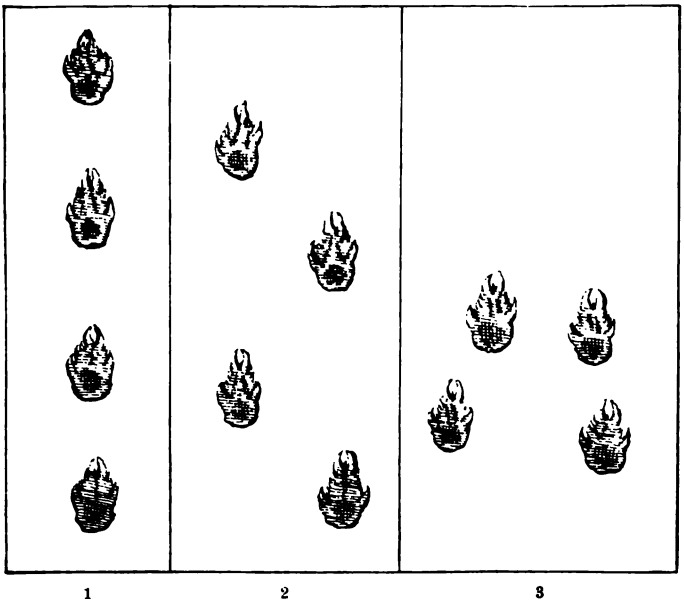


Abb. 157. Die Fuchsfährte.
1. Im Trabe, 2. im Schleichen, 3. in der Flucht.

„Mag das Eisen auch überall noch so blank zu sein scheinen, so muß doch jeder, auch der kleinste Teil besonders, da Reinlichkeit beim Fuchsfang in jeder Rücksicht Hauptbedingung ist, vor jedesmaligem Gebrauch mit Wasser und Sand (ja nicht mit Öl und Schmirgel) geputzt, dann in einen Kessel mit siedendem Wasser gesteckt, rein abgespült und mit einem reinen Lappen, an welchem nicht der mindeste Seifengeruch bemerkbar sein darf, abgetrocknet werden.

„Die eigentliche Fangzeit beginnt in den ersten Tagen des November und dauert fort bis zum Eintritt der Ranzzeit. Die Winterfangplätze bringe man an freien, erhabenen, nicht weit vom Holz entfernten Stellen an, weil hier der Wind den Schnee größtenteils wegweht. Dort trabt der Fuchs gern umher, und man darf nicht besorgen, daß das Eisen so hoch mit Schnee bedeckt wird, daß es seine Kraft nicht genügend äußern kann. Mehrere Herbstplätze müssen in verschiedenen Teilen des Reviers zu Anfang November angelegt werden, damit jedesmal, wenn man auf einem gefangen hat, dieser einige Tage frei bleiben kann (dieser Vorschrift wird von anderen Autoritäten und mit Recht widersprochen, denn wenn sich auf einem Platz ein Fuchs gefangen hat, so pflegt sich der zweite und dritte leichter an derselben Stelle zu fangen).

„Nachdem zu Hause das Eisen fangbar gestellt, und der Sicherungsstift festgebunden, legt man es der Sicherheit wegen so, daß die Seite, nach der die Bügel hinschlagen, nach außen gekehrt ist, auf einen zwei Fuß langen hölzernen Haken, nimmt diesen auf die Schulter und begibt sich auf den Fangplatz. Um hier alles gehörig in Stand setzen zu können, dürfen folgende Gerätschaften und Werkzeuge nicht fehlen: 1. ein starkes, scharfes Messer; 2. eine drei Zoll breite, mit einem kurzen Stiel versehene Hacke; 3. ein neuer birkener Besen; 4. ein neuer ungebrauchter weidener Henkelkorb. Da, wo das Eisen gelegt werden soll, macht man eine den Umrissen desselben — um mich kurz zu fassen — entsprechende Vertiefung von etwa 10 cm in den Boden, räumt die Erde daraus hinweg, kehrt sie sorgfältig in

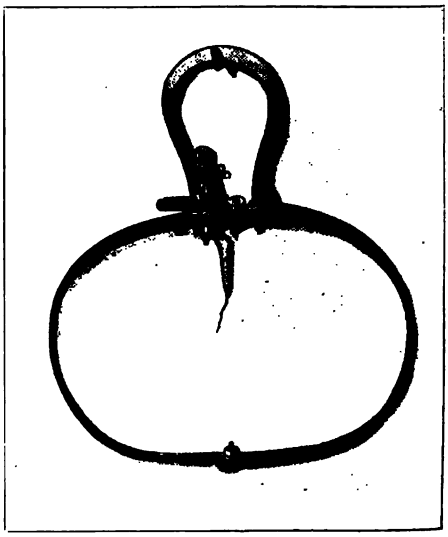


Abb. 158. Der Schwanenhals, gespannt.

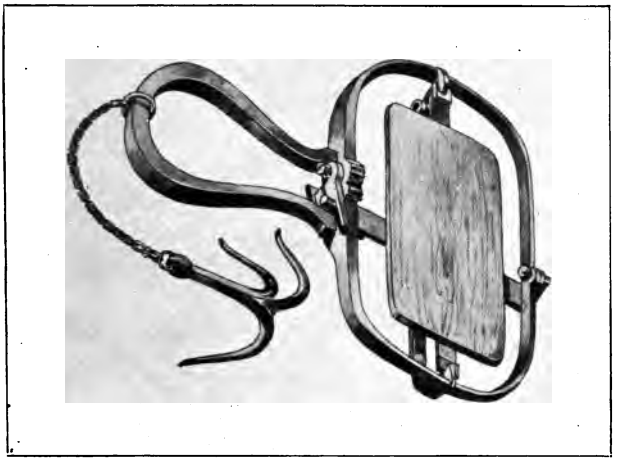


Abb. 159. Fuchstellereisen mit Schwanenhalsfeder.

den Korb und trägt sie dreißig Schritt rückwärts. Hauptregel ist es, nie anders als von hinten — d. h. von der Seite, nach der die Feder hinzeigt — an den Fangplatz zu gehen, alle dort erforderlichen Arbeiten hinter demselben zu verrichten, ohne einen Fuß vorzusetzen, nie Tabak da zu rauchen, noch weniger auszuspucken und jedesmal beim Hin- und Rückweg denselben Weg zu gehen.

„Ehe fernerhin etwas vorgenommen werden kann, muß man nun die Witterung, den Vorwurf, auch Brocken genannt, und das zur Schleppe Erforderliche nach folgenden Rezepten bereiten.

A. Witterung Nr. I. Überall, vorzüglich aber in holzleeren Gegenden und in Feldern zu gebrauchen. Man nehme 45 g frisches unausgebratenes Gänsefett, womöglich von der Blume. Im Notfall kann es durch ganz frische, sehr rein gewaschene ungesalzene Butter ersetzt werden, 1 g foenum graecum, 8 g frische grüne Schale, d. h. die zweite vom sogenannten Mäuseholz (Solanum dulcamara L.), sonst auch unter dem Namen Alfranken bekannt, nachdem die obere graue Schale (Epidermis) sorgfältig mit einem mit Sand sehr rein geputzten Messer abgeschabt worden, 1 g weiße Zwiebel, $^1/_2$ Eßlöffel Saft aus frischen Pferdeäpfeln durch ein reines ungeseiftes Leinwandläppchen ausgepreßt, 62 g Fett, das von der Brühe aus Schafsknochen ausgekocht und abgeschöpft wird (Anweisung dazu folgt bei „Vorwurf" I unter B!), 8 g Krebsbutter, die auf folgende Art jedesmal frisch zu machen ist: man siede zwei kleine Krebse in einem neuen reinen Topf recht scharf mit Wasser, dann thue man sie in einen sehr genau mit heißem Wasser ausgewaschenen Mörser und stoße sie zu einem Brei. Diesen Brei schütte man nebst einem Stückchen frischer, ungesalzener Butter, von der Größe eines Hühnereies in einen neuen Tiegel und lasse es zusammen auf Schmiedekohlen (nicht über der Flamme) unter beständigem Rühren mit einem reinen Hölzchen so lange braten, bis es schön rot wird. Endlich drücke man es durch ein reines ungeseiftes Leinwandläppchen in ein neues Töpfchen.

Hierauf wird die oben vorgeschriebene Quantität von Krebsbutter wieder in den vorher mit heißem Wasser gereinigten Tiegel gethan, in welchem sie verfertigt wurde. Ebenso das mit einem reinen Messer würfelig geschnittene Gänsefett hinzugefügt. Beides läßt man unter fortgesetztem Rühren

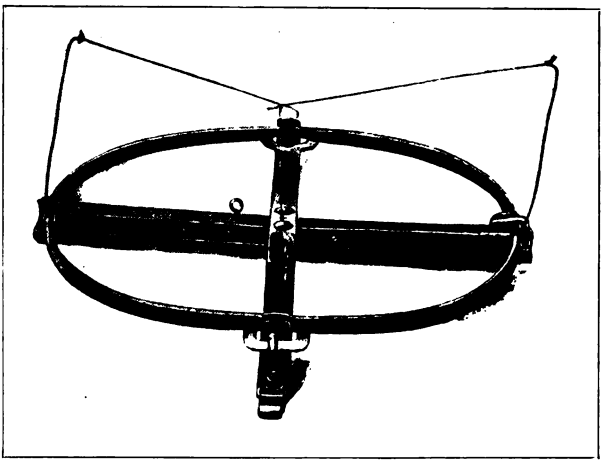


Abb. 160. Deutscher Schwanenhals mit Haarstellung.

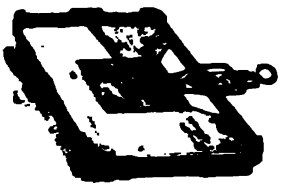


Abb. 161. Universalfallen „Rabenstein".

mit dem Hölzchen über Kohlen gemächlich zergehen. Dann schüttet man alle übrigen oben verzeichneten Ingredienzen hinzu und läßt die ganze Masse unter beständigem Umrühren zwei bis drei Minuten lang braten, aber ja nicht anbrennen. Hat sich die Masse etwas abgekühlt, so wird sie durch ein reines Leinwandläppchen in ein neues Töpfchen geseiht und gut zugebunden an einem kühlen Ort bewahrt. So hält sie sich die ganze Fangzeit eines Jahres hindurch gut und bleibt brauchbar.

Nr. II. Überall, vorzüglich aber in und vor Laubhölzern und auf Wiesen anwendbar. Man nehme: 250 g ungewässertes, unausgelassenes Gänsefett oder ungesalzene ganz frische Butter, 1 Fingerhut voll grüner Schale vom Mäuseholz wie bei Nr. I behandelt), 15 g foenum graecum, 8 g Violenwurzel, 15 g Anis, hiervon bleibt ein wenig zurück, $2^1/_2$ g Kampfer. Dies alles wird, jedes einzeln, in einem sehr gut gereinigten Mörser zerstoßen. Wenn das Gänsefett im neuen Tiegel zergangen ist, thut man zuerst das foenum graecum hinein und läßt es ein wenig braten, hernach verfährt man mit der Mäuseholzschale und kurz darauf mit der Violenwurzel ebenso. Dann nimmt man die Masse von den Kohlen, mischt den Anis hinein und endlich den Kampfer, rührt sie, bis sie etwas abgekühlt ist, tüchtig mit einem Hölzchen um, seiht sie durch ein reines Läppchen in eine Büchse, überbindet diese oben mit Blase und verwahrt sie an einem kühlen Ort. Nr. III. Nur in und vor Kiefernwaldungen zu gebrauchen. 125 g Gänsefett oder Butter, wie bei der vorigen Anweisung, 8 g grüne Mäuseholzschale, 4 g gestoßene Violenwurzel, einen gehäuften Eßlöffel voll Knospen von jungen Kiefern oder Tannen, $2^1/_2$ g gröblich gestoßenen Kampfer. Alles, außer dem Kampfer, der erst, wenn die Masse von den Kohlen genommen ist, hineingerührt wird, thut man zu gleicher Zeit in das zergangene Gänsefett und läßt es unter stetem Rühren braten, bis es anfängt, bräunlich zu werden.

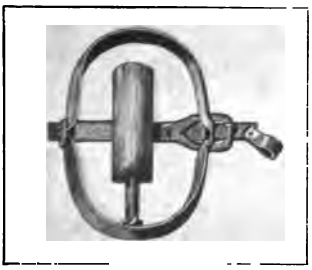


Abb. 162. Raubvogel-Pfahleisen.

Salvavi animam meam! Das sind die drei „klassischen" Witterungen. An deren Wirkung und Vorzüglichkeit zweifeln, ist ein Verbrechen, das eigentlich nur mit dem Tode zu sühnen wäre. Winckell hat jedoch ein menschliches Rühren gefühlt und fünf Ausnahmefälle konstruiert. Also, wenn man nicht zu grüner Mäuseholzschale u. s. w. gelangen kann, so genügt zum Verwittern der Urin des Fuchses.

Abb. 163. Raubvogel-Pfahleisen mit Gummi.

Wie man zu dem kostbaren Naß gelangt, ist nicht gesagt. Ich nehme an, daß jeder Forstmann im Frühjahr sich in den Besitz eines lebendigen jungen Fuchses setzt und ihn so sorgfältig erzieht, daß er sich eines Töpfchens aus Porzellan zu bedienen lernt. Sollte dies Erziehungsexperiment nicht gelingen, so kann man sich mit Pferdeurin begnügen, der leichter zu erlangen ist. Der „reine" Leinwandlappen, den man in den Urin taucht, um das Eisen damit abzureiben, darf beileibe nicht „geseift" sein. Mit Zögern nur gebe ich die nächste Witterung an, sie lautet: Johannisöl und Aalraupenwasser. Die Aalraupe ist der einzige Süßwasserfisch, der lebende Junge zur Welt bringt. Wie man sich seines „Wassers" bemächtigt, ist mir völlig schleierhaft, falls nicht die Herren Apotheker so schlau sind, mit aqua destillata dem Jäger zu helfen. Die Mittel werden immer einfacher: Es genügt auch Kaninchen-

Abb. 164. Raubtierfalle.
Nur zum Totfangen mit Haarstellung und feinem Abzug.
Für Marder, Iltisse und Kaninchen.

losung, ferner kann man Maikäfer destillieren, dazu Anisöl mischen und damit das Eisen verwittern. Außer diesen im ganzen acht „offiziellen" Witterungen gibt es noch eine Legion privater Rezepte, deren jedes von seinem Besitzer als Geheimnis behandelt wird. Sie werden alle ihren Zweck, den Menschengeruch zu beseitigen, erfüllen, ein Beweis dafür, daß dieser Zweck auf sehr verschiedene Art erreicht werden kann.

Den Anfängern und all den Jägern, die sich vor dem umständlichen Verfahren nach Winckell und Diezel scheuen, sei im Vertrauen mitgeteilt, daß sie bei R. Weber-Haynau eine Politur erhalten, mit der sie das Eisen ohne Mühe und durchaus sicher verwittern.

Von den klassischen „Vorwürfen" oder Brocken seien nur die 15 trocknen Schafsbeine erwähnt, die klein gehackt mit einer Messerspitze foenum graecum und ebensoviel Salz 3 bis 4 Stunden gekocht werden. Von diesen Knochen schöpft man auch die 62 g Fett, die zur Witterung Nr. I erforderlich sind. Ferner seien genannt: eingepökeltes Katzenfleisch, das in ganz kleine Stückchen zerhackt und in Gänsefett oder ungesalzener Butter gebraten wird. Nun kommen wieder die einfacheren Mittel: in Butter oder Gänsefett gebratene Heringe, und die gebratene Leber von allen Haarwildarten. Aus Eigenem will ich hinzufügen, daß in manchen Forsthäusern die Knöchlein der verzehrten Hasen, Gänse und Enten aufgehoben und in dem Rest der Sauce, die noch extra mit Majoran versetzt wird, stark gedämpft werden. Ich kann mich nicht erinnern, daß von den Tausenden von Knochen, die ich ausgelegt habe, einer vom Fuchs verschmäht worden wäre.

Zur Schleppe verwendet man mit gutem Erfolg das frische Gescheide des Hasen, aber auch jeder anderen Wildart. Ein oder vielmehr das probateste Mittel, dem kein Fuchs widersteht, ist das Schleppen einer gebratenen Katze. Die Katze wird geschossen und mit Haut und Haaren auf einem Holzfeuer geröstet, doch nicht so sehr, daß sie bröcklig wird und beim Schleppen zerfällt. Man kann denselben Braten mehr-

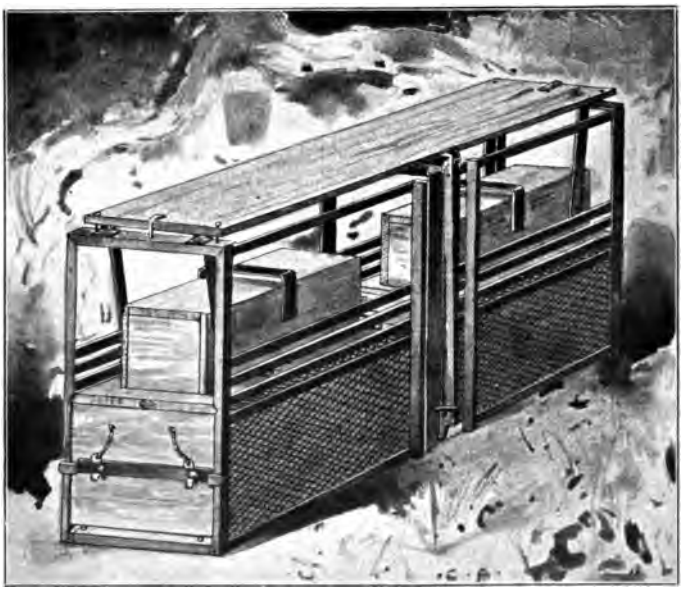


Abb. 165. Raubtierfalle. Nur zum Lebendfangen.
Humanitätsfalle für Otter, Dachs, Fuchs und kleines Raubwild.

Abb. 166. Wildkatze. Nach einer Aufnahme von August Lutz in Gera.

mals benutzen und ihn jeden Tag ein wenig aufs Frische rösten! Wer dazu in der Lage ist, benutze beim Schleppen ein Fuhrwerk. Man kann damit einen größeren Bezirk befahren und den Fuchs von der richtigen Seite an den Fangplatz locken; nur beobachte man die Vorsicht, einen Korb voll frischer Pferdeäpfel von Hause mitzunehmen und sie in der Nähe des Fangplatzes auszustreuen.

An dem Tone meiner Darstellung wird der Leser schon gemerkt haben, daß ich die alten Rezepte für sehr — gut halte und ihre Anwendung allen empfehle, die Zeit und Geduld haben, sie anzufertigen. Der vielbeschäftigte Grünrock braucht deshalb auf den Fang mit dem Eisen nicht zu verzichten. Sie können sich als „im Notfall" betrachten und nach dem Rat Diezels, der wahrscheinlich von dem Bearbeiter E. v. d. Bosch herrührt, das Eisen durch Abreiben mit getrockneten Roßäpfeln — trocknem Pferdedünger — verwittern. Bei feuchtem, regnerischem Wetter genügt es auch, wenn man das sehr sorgfältig geputzte Eisen mit ungesalzenem Gänsefett oder Butter einreibt. Aus derselben Quelle stammt das Eingeständnis, daß der Fuchs, von dem verführerischen Duft einer der oben beschriebenen Witterungen verleitet, mit dem Lauf die Füllung von dem Eisen fortgescharrt und sich dann, über das Resultat seines Forschungstriebes erschreckt, unverzüglich aus dem Staube gemacht habe. Die daran anschließende Empfehlung, das Eisen nur mit Butter oder Gänsefett einzureiben, wobei der Fuchs nie „verpönt" werde, spricht ganze Bände. Doch: sapienti sat!

Als unfehlbare Witterung, die jeden Menschengeruch beseitigt und dem Fuchs den Fangplatz höchst interessant und anziehend macht, empfiehlt Weber faulende Fische und faulende Krebse. Kleine Fische oder kleine Krebse werden in eine weithalsige Flasche gethan, diese gut verkorkt und einige Tage in die Sonne oder auf den warmen Ofen gestellt, der Geruch dieses Destillats ist geradezu unheimlich. Ein Kaffeelöffel von dieser Flüssigkeit auf den Fangplatz gespritzt, verwittert alles.

Die äußerst umfangreichen und komplizierten Vorschriften für das Legen des Schwanenhalses reduzieren sich in der Fanganleitung von Weber auf folgende Anweisung: Will man den Schwanenhals legen, so spannt und sichert man ihn zu Haus, überstreicht ihn mit dem Witterungslappen, bindet vorher den Fangbrocken fest, versieht sich mit Pferdedung und Sack zum Draufknieen und geht zum Fangplatz. Hier kniet man auf den Sack, nimmt den ganzen alten Pferdedung aus dem Lager und füllt dieses mit frischem, trocknem Dung etwa einen Finger hoch an. Dann legt man das Eisen in das Lager, beachtet, daß es überall fest liegt und füttert nun mit trocknem Dung zuerst die Bügel von der Schraube her ein, den Dung gut fest drückend, dann die Pfeife und zuletzt die Feder. Dann deckt man über die Bügelschraube und über das Schloß und die eingefeilten Kerben je ein 8 cm im Quadrat haltendes Stück sehr starkes braunes Papier und bedeckt nun das ganze Eisen etwa $2^1/_2$ cm stark mit Dung, diesen gut andrückend. Von dem alten, feuchten Dung streut man etwas ganz flach über den ganzen Fangplatz, den übrigen benutzt man, um seine Spuren zu verdecken. Vorher hat man den Fangbrocken, der etwa 5 cm Spielraum haben muß, in seine gehörige

Lage gebracht, ebenso den Brocken vor der Bügelschraube. Nun entsichert man das Eisen, bedeckt Schloß und Feder etwas stärker und verläßt den Platz.

Auf die Vorschrift, seine Spuren mit Pferdedung zu bestreuen, möchte ich ganz besonders hinweisen, um vor dem von Winckell empfohlenen Verkratzen der Spuren mit einem Besen zu warnen. Wenn der Jäger seine Sohlen noch etwas verwittert hat, so werden sie dem Fuchs nie auffallen. Erst der aufgekratzte Erdboden macht ihn aufmerksam und mißtrauisch.

Dem Zweck dieses Buches dürfte es genügen, noch auf eine Reihe bewährter Fangapparate kurz hinzuweisen, zunächst auf das Fuchstellereisen mit Schwanenhalsfeder und auf den deutschen Schwanenhals mit Haarstellung, von Weber erfunden und konstruiert. Dieses letztere Eisen dürfte das non plus ultra aller Fangapparate darstellen, es fängt den Dachs in und vor der Röhre, den Otter in schmalen Gräben, den Fuchs dort, wo er zwischen den Bäumen oder in einem Graben durchschnürt, Marder, Iltis und Raubvögel. Zu erwähnen sind noch die verschiedenen Tellereisen und vor allem die Weberschen Raubvogel-Pfahleisen. Sie sind sehr leicht und billig, fangen aber jedes geflügelte Raubtier tadellos sicher. Fangplätze sind: Schonungen von $1^1/_2$ bis 2 m Höhe, niedrige Gebüsche, freie etwas erhöhte Plätze im Walde oder Felde. Man gräbt dort einen Pfahl von etwa $2^1/_2$ m Länge so tief ein, daß er noch 2 m über den Boden aufragt. Der obere Durchmesser des Pfahles muß so breit sein, daß die Bügel des Eisens nicht darüber hinausragen, also 19 bis 20 cm. Durch die beiden Löcher in der Unterschiene des Eisens schlägt man nun zwei runde Drahtstifte ohne Köpfe in den Pfahl und befestigt entweder mit einer kleinen Kette oder Schnur das Eisen am Pfahl. Beim Zuschlagen zieht sich die Schiene von den Drahtstiften ab, wodurch das Eisen mit dem gefangenen Vogel herunterfällt. Für Jäger, die gern einen gefangenen Vogel ausstopfen, sind Eisen konstruiert, deren Bügel mit Gummi überzogen sind, wodurch das Zerschlagen der Fänge vermieden wird.

Für kleinere, vierbeinige Raubtiere, Steinmarder, Iltis und Wiesel eignen sich am besten die Kastenfallen, in denen man das Wild lebend oder tot fangen kann. Genaue Anweisungen erhält man beim Bezug der Fangapparate. Ich kann das Kapitel nicht schließen, ohne den Leser mit einer Fangmethode bekannt zu machen, die für alle Forstbeamten und Waldbesitzer von der allergrößten Wichtigkeit ist. Sie stammt von Weber und geht von der Beobachtung aus, daß der Fuchs jede tiefe Furche mit Vorliebe annimmt. Weber stellt daher auf höchst originelle Weise einen Fangplatz her, umzieht ihn ringsum mit einer tiefen Furche und führt dann von dem Fangplatz aus vier Furchen nach allen Himmelsrichtungen in den Wald. Doch lassen wir nun Weber selbst sprechen:

„Es ist eine alte Erfahrung, daß der Fuchsfang im Walde viel schwieriger ist als im Felde. Hier kann der Fuchs um sich sehen, es ist kein Busch da, hinter dem eine Gefahr lauert. Er findet alle Tage frischen Pferdedung, frischen Dünger, in Haufen liegend oder gebreitet, viel Genießbares, kurz alles mögliche und un-

Abb. 167. Fischotter. Zeichnung von Ch. Botteler.

mögliche ist er hier zu finden und aufzunehmen gewohnt, was ihm nie Gefahr gebracht hat. Deshalb nimmt er auch die Brocken meist ohne Mißtrauen. Im Walde dagegen sieht er den Menschen gewöhnlich nicht eher, als bis er mit ihm plötzlich an irgend einer Ecke zusammenstößt. Oft merkt er seine Anwesenheit erst durch das Einschlagen der Schrote. Findet er etwas Eßbares, ein Wildgescheide z. B. so ist sicher die ihm tief verhaßte Menschenwitterung dabei und er kann nicht sehen, ob der Mensch nicht noch da ist, kurz, er ist grenzenlos mißtrauisch. Findet er nun in seinem Revier plötzlich einen Fangplatz, wo doch vorher keiner war, so untersucht er die Sache mit seiner feinen Nase sehr genau per distance und meidet diesen Platz sicher acht Tage lang gänzlich. Erst dann umkreist er den Platz etwas näher, aber annehmen thut er die Brocken noch lange nicht. Erst nachdem er sich wiederholt in dunklen Nächten überzeugt hat, daß weder Mensch noch Eisen auf dem Platze ist, nimmt er vielleicht einen Brocken und kommt dann erst in einer Woche wieder.

Um all diesen Weitläufigkeiten zu entgehen verfährt man folgendermaßen: Man bringt im Juni oder spätestens Juli einen Ameisenhaufen auf eine kleine oder größere Blöße im Alt- oder Stangenholz, oder auch in Schonungen westlich oder südwestlich eines von Förstern und Holzhauern öfter begangenen Weges, auf dem der Fuchs an Menschenwitterung gewöhnt ist, und umzieht diesen Haufen mit den oben angegebenen Furchen. Mitten in den Haufen muß ein starker berindeter Pfahl eingeschlagen werden, der mit der Oberfläche des Haufens abschneidet. Diese Anlage läßt man etwa 14 Tage liegen.

Nun beginnt das Ködern. Zunächst schüttet man in den Haufen an den Pfahl und dicht um den Haufen eine Weinflasche voll Heringslake. Dann nagelt man nach etwa einer Woche eine geschossene Katze, einen Hund oder Vogel oder auch ein Wildgescheide, mit dem man vorher geschleppt hat, an den Pfahl, so in den Haufen, daß der Köder vom Ameisengenist bedeckt ist. Hat der Fuchs den Köder angenommen, was meist erst nach acht Tagen geschieht, so ersetzt man ihn durch einen anderen. Ebenso muß die Heringslake öfter erneuert werden. In dieser Weise ködert man den ganzen Sommer und Herbst hindurch mit jedem geschossenen Vogel, jeder Katze, jedem krepierten Stück Kleinvieh. Hier findet jeder Fuchskadaver sein Grab, ja man kann ruhig die in der Küche nicht mehr brauchbaren Knochen in den Haufen stecken. Die ganze Gegend riecht zuletzt für den Fuchs höchst angenehm, und er nimmt schließlich mit der größten Frechheit den Köder.

In jeder Woche einmal hat man mit einem aus Zweigen zusammengebundenen Besen die Furchen aufgefrischt. Sind die Fuchsbälge gut, dann legt man ohne weiteres die frisch lackierten Tellereisen, ohne diese zu verwittern, auf die Schnittpunkte der Furchen und frischt diese zugleich mit dem Besen auf. Die Eisen müssen unbedingt früh morgens gelegt werden, wie überhaupt alles Ködern ꝛc. morgens zu geschehen hat. Am anderen Morgen hat man gewöhnlich in jedem Eisen einen Fuchs. Man legt die Eisen sofort wieder, so lange bis sich kein Fuchs mehr fängt. Diese Plätze werden von allen Füchsen, Mardern, Iltissen, Hunden und Katzen der ganzen Gegend besucht; man fängt also ebensogut auch diese Gesellschaft.

Das ist einer der neuen Wege, den Weber gewiesen hat! Hoffentlich genügt dieser Hinweis, um in jedem rechten Jäger, der den Raubtierfang seiner Mühe und Umständlichkeit wegen vernachlässigt hat, den Entschluß zu entfachen, diesen Zweig der Jagd fortan mit Fleiß und Liebe wieder zu kultivieren. Die ausführliche Anweisung erhält jedermann vom Altmeister Weber in Haynau, dem ich auch an dieser Stelle für freundlichen Rat meinen herzlichen Dank abstatten möchte!

Abb. 168. Meleager. Gemälde von P. P. Rubens in der Pinakothek in München.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

XVIII. Jagdsprache.

Es soll wirklich Leute geben, die allen nstes behaupten, die Kunstsprache der Jäger ɔe sich überlebt; die „komischen" Aus- icke würden bald verschwinden und nur ch in alten Jagdbüchern zu finden sein. it solchen Leuten ist nicht zu rechten, man erläßt sie ihrem Glauben und hält an Hoffnung fest, daß die Zeit noch fern in der „Jäger" von den „Ohren" des sen, von den „Beinen" des Hirsches ɔc. echen werden. Bis dahin aber wollen r uns daran erfreuen, daß das edle idwerk, wie jede Kunst, sich seine nstausdrücke geschaffen hat, die ebenso er- nt sein wollen, wie das Umgehen mit n Gewehr und das Verhalten auf der gd. Deshalb seien die Ausdrücke der gdsprache, nach den anerkannten Autori- en Hartig, a. d. Winckell und Diezel, ihrerseits auf älteren Quellen fußen, r zusammengestellt.

Man unterscheidet noch immer, freilich ne rechtlichen Wert, die hohe Jagd und die niedere Jagd. Zur ersteren gehören: Hirsch und Reh, unter dem gemeinsamen Namen „Rotwild", Damwild, Schwarzwild (Bär und Sau), Luchs, Wolf, Schwan, Trappe, Kranich, Auerhahn, Fasan, Birkhahn, Haselhuhn, großer Brachvogel, Reiher, Adler, Uhu, Falk und Habicht. Zur zweiten gehören: Hase, Fuchs, Dachs, Fischotter, Wildkatze, Marder, Iltis, Wiesel, Schnepfe, Rebhuhn, Wachtel, Wildgans, Ente, Taucher, Taube, Drossel, kleiner Brachvogel, Kiebitz, Eule, Rabe, Krähe, Elster und Häher.

1. Das Rotwild.

Hirsch; das Weibchen Tier, das Junge Kalb bis zur Vollendung des ersten Lebensjahres. Das (männliche) Hirschkalb setzt zwei Spieße auf und heißt dann Spießer. Die Spieße stehen auf dem Rosenstock, seine Unebenheiten heißen Rosen, an den Spießen unten stehen ringsum kleine perlförmige Erhebungen, die

Perlen. Ein Geweih ist gut oder schwach geperlt. Vor Vollendung des zweiten Jahres verliert der Spießer die Spieße, er wirft ab. Im nächsten Sommer setzt er das erste Geweih auf, das jetzt aus Stangen besteht und an jeder einen spitz nach den Augen auslaufenden Auswuchs, die Augensprossen, hat. Gabelhirsch oder Gabler. Über den Augensprossen stehen die Eissprossen und darüber die Mittelsprossen. Jeder weitere Auswuchs heißt Ende. Stimmen die Enden an beiden Stangen in der Zahl überein, so spricht man von einem geraden Zwölfender ꝛc., im anderen Fall von einem ungeraden Zwölfender. Maßgebend ist die größere Zahl der Enden an einer Stange. Das frische Geweih ist anfangs mit einer rauhen, wolligen Masse, Bast, überzogen, der durch Reiben an Holz ꝛc. gefegt wird, bis das Geweihe (hoch oder kurz) vereckt ist. Geweihe mit merkwürdigen Abweichungen von der normalen Form heißen abnorm, widersinnig oder monströs.

Ein guter, braver, starker Kapitalhirsch ist gut bei Leibe, er hat Feist (Fett). Ein Kümmerer ist schlecht bei Leibe. Der Hirsch hat Lichter (Augen), Geäse (Maul), Windfang (Nase), die Zunge heißt Lecker, Graser, Waidlöffel, das Ohr Lauscher oder Luser, die Eckzähne im Oberkiefer Haken, das Fell Haut. Der Hirsch hat Läufe, nicht Beine, der Tritt seiner Schalen im Boden heißt Fährte. Über den Vorderläufen stehen die Blätter, über den Hinterläufen die Keulen, zwischen beiden das Schloß. Der hintere Teil des Rückens wird Zimmer oder Ziemer, die Dünnungen Flanken genannt. Unter dem Wedel (von Winckell: Blume, aber ungebräuchlich) befindet sich das Waidloch und beim Tier das Feuchtblatt, auch Feigenblatt genannt.

Der Hirsch dagegen hat eine Rute, Brunftrute; die Ausdrücke Lösung (der Hirsch löset sich), nässen und feuchten sind wohl verständlich. Der Haarbüschel an der Brunftrute heißt Pinsel, die Hoden Kurzwildbret. Das Tier hat über und um das Feuchtblatt einen lichten Haarbusch: die Schürze. In der Brunft besteigt und beschlägt der Hirsch das Tier; es ist dann beschlagen und wird hochtragbar, bis es das Kalb setzt oder es bleibt gelt (unfruchtbar). Das Rotwild zieht zu Holz, es wechselt, tritt aus, wird flüchtig. Ein Revier hat Stand- oder Wechselwild. Angeschweißt (verwundet) macht es eine Flucht und überfällt dabei Hindernisse. Auf dem Anschuß findet der Jäger Schweiß und Schnitthaare. Den erlegten Hirsch bricht er auf, schlägt ihn aus der Haut und zerwirkt ihn. In der Brunftzeit rohrt oder orgelt oder schreit der Hirsch, kämpft geringere Nebenbuhler ab und fockelt sie mit dem Geweih. Der geschossene Hirsch zeichnet, stürzt zusammen und verendet, an Hunger oder Krankheit fällt er und geht ein. Im Wald schlägt das Rotwild mit den Läufen Laub und Rasen vom Boden weg und thut sich in dem Bett nieder, es sitzt darin und wird daraus hoch. In feuchtem, morastigen Boden (Suhle) suhlt es.

Reh. Die Streitfrage, wann die Brunft des Rehs stattfindet, ist durchaus entschieden. Sie findet im Juli und Anfang August statt, nicht im Dezember, wie man früher annahm. Das befruchtete Ei, das seiner Kleinheit wegen schwer wahrnehmbar ist, steigt im Verlauf einiger Tage in die Gebärmutter und verweilt dort, ohne sich irgendwie zu verändern, bis Mitte Dezember. Dann beginnt es sich schnell zu entwickeln, so daß in drei Wochen die Frucht völlig ausgebildet ist und nur noch an Größe zunimmt. Dieser merkwürdige Prozeß erschien den Jägern so ungewöhnlich, daß sie ohne greifbare Unterlage die Brunftzeit in den Dezember verlegten. Um sich Gewißheit zu verschaffen, fingen Forstleute mehrere im Juli beschlagene Ricken ein und hielten sie in einer Umzäunung, bis sie sich als tragend erwiesen. Und trotzdem wollten sie nicht an die Brunft im Juli glauben, bis schließlich die Wissenschaft ihnen zu Hilfe kam und den wunderbaren Prozeß, der oben beschrieben ist, unwiderleglich nachwies. —

In den nicht angeführten Ausdrücken gilt das beim Hirsch Gesagte. Spezielle Ausdrücke für das Reh sind folgende: Bock, Ricke, Kitz; der Kitzbock heißt, sowie er das erste Gehörn (Spieße) aufgesetzt, Spießbock, im nächsten Jahr

Gabler, dann Sechserbock, guter, braver Bock. Das Rehkalb heißt, ein Jahr alt, Schmalreh und nach der ersten Brunft Ricke, später alte Ricke. Der Bock hat um das Waidloch eine weiße, behaarte Scheibe, Spiegel genannt. Infolge einer Verletzung des Kurzwildbretes entsteht ein monströses Gehörne, Perücke genannt. Der Bock schreckt, die Ricke schmält bei einem unerwarteten Anblick, über dessen Bedeutung das Wild sich nicht klar ist. Man sagt: ein Sprung Rehe. In der Brunftzeit springt der Bock auf das Blatt, wenn er durch Nachahmung des Fieplautes, den die liebessehnsüchtigen Schmalrehe ausstoßen, gelockt wird.

Abb. 169. Das Tier. Ölstudie von J. Ch. Deiker.

2. Damwild.

Damhirsch, Damtier, Damkitz, auch nach dem Geschlecht in Damhirschkalb und Damwildkalb unterschieden. Sowie der angehende Hirsch die Spieße aufgesetzt hat, heißt er Spießer, später angehender, braver und kapitaler Schaufler. Für die zweite und dritte Geweihbildungsstufe gibt E. v. Dombrowski in seinem „Jagd-A-B-C" die Bezeichnungen Zweiköpfer oder Löffler und Dreiköpfer oder Halbschaufler. Mir sind sie nicht geläufig, auch Dietrich a. d. Winckell kennt sie nicht. Das Damwild hebt bei nicht ganz voller Flucht alle vier Läufe zu gleicher Zeit und hoppst nach Art der Ziegen. Diese Bewegungsart ist von überwältigend komischem Eindruck, will aber beim Kugelschuß sehr genau berücksichtigt sein. Der Damhirsch strömt bei Beginn der Brunft im Oktober einen widerwärtigen bockigen Geruch aus. Er schreit auch, aber mit schwacher Stimme. Das Damwild ist weniger scheu und vorsichtig als Hirsch und Reh, obwohl es ihnen an Sinnenschärfe nicht nachsteht. Es läßt sich leicht anfahren und still zutreiben. Das Wildbret ist von Juli bis September ganz vorzüglich. In Gegenden, in denen es nicht vorkommt, läßt es sich leicht eingewöhnen. Das ist z. B. von dem früheren Besitzer der Herrschaft Gerdauen geschehen und mit so gutem Erfolg, daß die ganze Gegend in meilenweitem Umkreise von Damwild besetzt ist. Zur Nachahmung empfohlen!

3. Schwarzwild.

Wird vom Waidmann ohne Berücksichtigung des Geschlechts als Sau bezeichnet. Das weibliche Schwarzwild wird als Mutter Bache genannt. Sie frischt Frischlinge. Bis zum Anfange des nächstfolgenden Jahres sind es heurige Frischlinge, dann bis zur nächsten Brunftzeit jährige, übergangene, überlaufene. Darauf erhält der weibliche Frischling den Namen Bache. Man unterscheidet zwei- und dreijährige Bachen, später nur starke oder grobe Bachen. Der zweijährige männliche Frischling heißt zweijähriger,

Abb. 161. Universaleisen „Rudolfiat".

mit dem Hölzchen über Kohlen gemächlich zergehen. Dann schüttet man alle übrigen oben verzeichneten Ingredienzen hinzu und läßt die ganze Masse unter beständigem Umrühren zwei bis drei Minuten lang braten, aber ja nicht anbrennen. Hat sich die Masse etwas abgekühlt, so wird sie durch ein reines Leinwandläppchen in ein neues Töpfchen geseiht und gut zugebunden an einem kühlen Ort bewahrt. So hält sie sich die ganze Fangzeit eines Jahres hindurch gut und bleibt brauchbar.

Nr. II. Überall, vorzüglich aber in und vor Laubhölzern und auf Wiesen anwendbar. Man nehme: 250 g ungewässertes, unausgelassenes Gänsefett oder ungesalzene ganz frische Butter, 1 Fingerhut voll grüner Schale vom Mäuseholz (wie bei Nr. I behandelt), 15 g foenum graecum, 8 g Violenwurzel, 15 g Anis, hiervon bleibt ein wenig zurück, $2^1/_2$ g Kampfer. Dies alles wird, jedes einzeln, in einem sehr gut gereinigten Mörser zerstoßen. Wenn das Gänsefett im neuen Tiegel zergangen ist, thut man zuerst das foenum graecum hinein und läßt es ein wenig braten, hernach verfährt man mit der Mäuseholzschale und kurz darauf mit der Violenwurzel ebenso. Dann nimmt man die Masse von den Kohlen, mischt den Anis hinein und endlich den Kampfer, rührt sie, bis sie etwas abgekühlt ist, tüchtig mit einem Hölzchen um, seiht sie durch ein reines Läppchen in eine Büchse, überbindet diese oben mit Blase und verwahrt sie an einem kühlen Ort. Nr. III. Nur in und vor Kieferwaldungen zu gebrauchen. 125 g Gänsefett oder Butter, wie bei der vorigen Anweisung, 8 g grüne Mäuseholzschale, 4 g gestoßene Violenwurzel, einen gehäuften Eßlöffel voll Knospen von jungen Kiefern oder Tannen, $2^1/_2$ g gröblich gestoßenen Kampfer. Alles, außer dem Kampfer, der erst, wenn die Masse von den Kohlen genommen ist, hineingerührt wird, thut man zu gleicher Zeit in das zergangene Gänsefett und läßt es unter stetem Rühren braten, bis es anfängt, bräunlich zu werden.

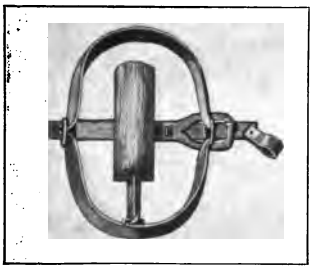


Abb. 162. Raubvogel-Pfahleisen.

Salvavi animam meam! Das sind die drei „klassischen" Witterungen. An deren Wirkung und Vorzüglichkeit zweifeln, ist ein Verbrechen, das eigentlich nur mit dem Tode zu sühnen wäre. Winckell hat jedoch ein menschliches Rühren gefühlt und fünf Ausnahmefälle konstruiert. Also, wenn man nicht zu grüner Mäuseholzschale u. s. w. gelangen kann, so genügt zum Verwittern der Urin des Fuchses.

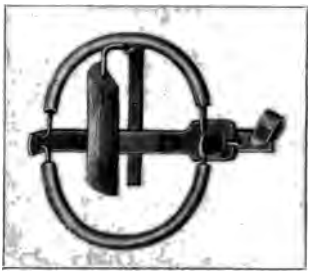


Abb. 163. Raubvogel-Pfahleisen mit Gummi.

Wie man zu dem kostbaren Naß gelangt, ist nicht gesagt. Ich nehme an, daß jeder Forstmann im Frühjahr sich in den Besitz eines lebendigen jungen Fuchses setzt und ihn so sorgfältig erzieht, daß er sich eines Töpfchens aus Porzellan zu bedienen lernt. Sollte dies Erziehungsexperiment nicht gelingen, so kann man sich mit Pferdeurin begnügen, der leichter zu erlangen ist. Der „reine" Leinwandlappen, den man in den Urin taucht, um das Eisen damit abzureiben, darf beileibe nicht „geseift" sein. Mit Zögern nur gebe ich die nächste Witterung an, sie lautet: Johannisöl und Aalraupenwasser. Die Aalraupe ist der einzige Süßwasserfisch, der lebende Junge zur Welt bringt. Wie man sich seines „Wassers" bemächtigt, ist mir völlig schleierhaft, falls nicht die Herren Apotheker so schlau sind, mit aqua destillata dem Jäger zu helfen. Die Mittel werden immer einfacher: Es genügt auch Kaninchen-

[illegible]

[illegible]

lösung. [illegible] destillieren. [illegible] damit das [illegible] im ganzen [illegible] gibt es noch [illegible] deren jedes [illegible] nis behandelt [illegible] Zweck, den [illegible] füllen, ein [illegible] auf sehr [illegible]

Den [illegible] die sich [illegible] nach [illegible] Diesel [illegible] im [illegible] geteilt, [illegible] R. Weber-[illegible] eine [illegible] ten, mit [illegible] Eisen ohne [illegible] durchaus [illegible] wittern.

Von den [illegible] „Vorwärts" [illegible] Brocken [illegible] die 15 [illegible] beine [illegible] klein [illegible] Messer[illegible] graecum [illegible] viel [illegible] 3 [illegible] Stunden [illegible] den. Von [illegible] chen [illegible] die 62 [illegible] Witterung [illegible]

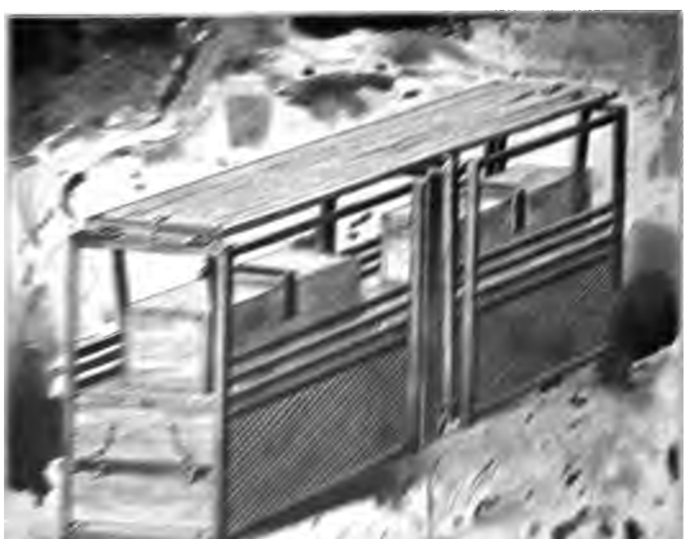


Abb. 166. Wildkatze. Nach einer Aufnahme von August Lutz in Gera.

mals benutzen und ihn jeden Tag ein wenig aufs Frische rösten! Wer dazu in der Lage ist, benutze beim Schleppen ein Fuhrwerk. Man kann damit einen größeren Bezirk befahren und den Fuchs von der richtigen Seite an den Fangplatz locken; nur beobachte man die Vorsicht, einen Korb voll frischer Pferdeäpfel von Hause mitzunehmen und sie in der Nähe des Fangplatzes auszustreuen.

An dem Tone meiner Darstellung wird der Leser schon gemerkt haben, daß ich die alten Rezepte für sehr — gut halte und ihre Anwendung allen empfehle, die Zeit und Geduld haben, sie anzufertigen. Der vielbeschäftigte Grünrock braucht deshalb auf den Fang mit dem Eisen nicht zu verzichten. Sie können sich als „im Notfall" betrachten und nach dem Rat Diezels, der wahrscheinlich von dem Bearbeiter E. v. d. Bosch herrührt, das Eisen durch Abreiben mit getrockneten Roßäpfeln — trocknem Pferdedünger — verwittern. Bei feuchtem, regnerischem Wetter genügt es auch, wenn man das sehr sorgfältig geputzte Eisen mit ungesalzenem Gänsefett oder Butter einreibt. Aus derselben Quelle stammt das Eingeständnis, daß der Fuchs, von dem verführerischen Duft einer der oben beschriebenen Witterungen verleitet, mit dem Lauf die Füllung von dem Eisen fortgescharrt und sich dann, über das Resultat seines Forschungstriebes erschreckt, unverzüglich aus dem Staube gemacht habe. Die daran anschließende Empfehlung, das Eisen nur mit Butter oder Gänsefett einzureiben, wobei der Fuchs nie „verpönt" werde, spricht ganze Bände. Doch: sapienti sat!

Als unfehlbare Witterung, die jeden Menschengeruch beseitigt und dem Fuchs den Fangplatz höchst interessant und anziehend macht, empfiehlt Weber faulende Fische und faulende Krebse. Kleine Fische oder kleine Krebse werden in eine weithalsige Flasche gethan, diese gut verkorkt und einige Tage in die Sonne oder auf den warmen Ofen gestellt, der Geruch dieses Destillats ist geradezu unheimlich. Ein Kaffeelöffel von dieser Flüssigkeit auf den Fangplatz gespritzt, verwittert alles.

Die äußerst umfangreichen und komplizierten Vorschriften für das Legen des Schwanenhalses reduzieren sich in der Fanganleitung von Weber auf folgende Anweisung: Will man den Schwanenhals legen, so spannt und sichert man ihn zu Haus, überstreicht ihn mit dem Witterungslappen, bindet vorher den Fangbrocken fest, versieht sich mit Pferdedung und Sack zum Draufknieen und geht zum Fangplatz. Hier kniet man auf den Sack, nimmt den ganzen alten Pferdedung aus dem Lager und füllt dieses mit frischem, trocknem Dung etwa einen Finger hoch an. Dann legt man das Eisen in das Lager, beachtet, daß es überall fest liegt und füttert nun mit trocknem Dung zuerst die Bügel von der Schraube her ein, den Dung gut fest drückend, dann die Pfeife und zuletzt die Feder. Dann deckt man über die Bügelschraube und über das Schloß und die eingefeilten Kerben je ein 8 cm im Quadrat haltendes Stück sehr starkes braunes Papier und bedeckt nun das ganze Eisen etwa $2^1/_2$ cm stark mit Dung, diesen gut andrückend. Von dem alten, feuchten Dung streut man etwas ganz flach über den ganzen Fangplatz, den übrigen benutzt man, um seine Spuren zu verdecken. Vorher hat man den Fangbrocken, der etwa 5 cm Spielraum haben muß, in seine gehörige

Lage gebracht, ebenso den Brocken vor der Bügelschraube. Nun entsichert man das Eisen, bedeckt Schloß und Feder etwas stärker und verläßt den Platz.

Auf die Vorschrift, seine Spuren mit Pferdedung zu bestreuen, möchte ich ganz besonders hinweisen, um vor dem von Winckell empfohlenen Verkratzen der Spuren mit einem Besen zu warnen. Wenn der Jäger seine Sohlen noch etwas verwittert hat, so werden sie dem Fuchs nie auffallen. Erst der aufgekratzte Erdboden macht ihn aufmerksam und mißtrauisch.

Dem Zweck dieses Buches dürfte es genügen, noch auf eine Reihe bewährter Fangapparate kurz hinzuweisen, zunächst auf das Fuchstellereisen mit Schwanenhalsfeder und auf den deutschen Schwanenhals mit Haarstellung, von Weber erfunden und konstruiert. Dieses letztere Eisen dürfte das non plus ultra aller Fangapparate darstellen, es fängt den Dachs in und vor der Röhre, den Otter in schmalen Gräben, den Fuchs dort, wo er zwischen den Bäumen oder in einem Graben durchschnürt, Marder, Iltis und Raubvögel. Zu erwähnen sind noch die verschiedenen Tellereisen und vor allem die Weberschen Raubvogel-Pfahleisen. Sie sind sehr leicht und billig, fangen aber jedes geflügelte Raubtier tadellos sicher. Fangplätze sind: Schonungen von $1^1/_2$ bis 2 m Höhe, niedrige Gebüsche, freie etwas erhöhte Plätze im Walde oder Felde. Man gräbt dort einen Pfahl von etwa $2^1/_2$ m Länge so tief ein, daß er noch 2 m über den Boden aufragt. Der obere Durchmesser des Pfahles muß so breit sein, daß die Bügel des Eisens nicht darüber hinausragen, also 19 bis 20 cm. Durch die beiden Löcher in der Unterschiene des Eisens schlägt man nun zwei runde Drahtstifte ohne Köpfe in den Pfahl und befestigt entweder mit einer kleinen Kette oder Schnur das Eisen am Pfahl. Beim Zuschlagen zieht sich die Schiene von den Drahtstiften ab, wodurch das Eisen mit dem gefangenen Vogel herunterfällt. Für Jäger, die gern einen gefangenen Vogel ausstopfen, sind Eisen konstruiert, deren Bügel mit Gummi überzogen sind, wodurch das Zerschlagen der Fänge vermieden wird.

Für kleinere, vierbeinige Raubtiere, Steinmarder, Iltis und Wiesel eignen sich am besten die Kastenfallen, in denen man das Wild lebend oder tot fangen kann. Genaue Anweisungen erhält man beim Bezug der Fangapparate. Ich kann das Kapitel nicht schließen, ohne den Leser mit einer Fangmethode bekannt zu machen, die für alle Forstbeamten und Waldbesitzer von der allergrößten Wichtigkeit ist. Sie stammt von Weber und geht von der Beobachtung aus, daß der Fuchs jede tiefe Furche mit Vorliebe annimmt. Weber stellt daher auf höchst originelle Weise einen Fangplatz her, umzieht ihn ringsum mit einer tiefen Furche und führt dann von dem Fangplatz aus vier Furchen nach allen Himmelsrichtungen in den Wald. Doch lassen wir nun Weber selbst sprechen:

„Es ist eine alte Erfahrung, daß der Fuchsfang im Walde viel schwieriger ist als im Felde. Hier kann der Fuchs um sich sehen, es ist kein Busch da, hinter dem eine Gefahr lauert. Er findet alle Tage frischen Pferdedung, frischen Dünger, in Haufen liegend oder gebreitet, viel Genießbares, kurz alles mögliche und un-

Abb. 167. Fischotter. Zeichnung von Ch. Botteler.

mögliche ist er hier zu finden und aufzunehmen gewohnt, was ihm nie Gefahr gebracht hat. Deshalb nimmt er auch die Brocken meist ohne Mißtrauen. Im Walde dagegen sieht er den Menschen gewöhnlich nicht eher, als bis er mit ihm plötzlich an irgend einer Ecke zusammenstößt. Oft merkt er seine Anwesenheit erst durch das Einschlagen der Schrote. Findet er etwas Eßbares, ein Wildgescheide z. B. so ist sicher die ihm tief verhaßte Menschenwitterung dabei und er kann nicht sehen, ob der Mensch nicht noch da ist, kurz, er ist grenzenlos mißtrauisch. Findet er nun in seinem Revier plötzlich einen Fangplatz, wo doch vorher keiner war, so untersucht er die Sache mit seiner feinen Nase sehr genau per distance und meidet diesen Platz sicher acht Tage lang gänzlich. Erst dann umkreist er den Platz etwas näher, aber annehmen thut er die Brocken noch lange nicht. Erst nachdem er sich wiederholt in dunklen Nächten überzeugt hat, daß weder Mensch noch Eisen auf dem Platze ist, nimmt er vielleicht einen Brocken und kommt dann erst in einer Woche wieder.

Um all diesen Weitläufigkeiten zu entgehen verfährt man folgendermaßen: Man bringt im Juni oder spätestens Juli einen Ameisenhaufen auf eine kleine oder größere Blöße im Alt- oder Stangenholz, oder auch in Schonungen westlich oder südwestlich eines von Förstern und Holzhauern öfter begangenen Weges, auf dem der Fuchs an Menschenwitterung gewöhnt ist, und umzieht diesen Haufen mit den oben angegebenen Furchen. Mitten in den Haufen muß ein starker berindeter Pfahl eingeschlagen werden, der mit der Oberfläche des Haufens abschneidet. Diese Anlage läßt man etwa 14 Tage liegen.

Nun beginnt das Ködern. Zunächst schüttet man in den Haufen an den Pfahl und dicht um den Haufen eine Weinflasche voll Heringslake. Dann nagelt man nach etwa einer Woche eine geschossene Katze, einen Hund oder Vogel oder auch ein Wildgescheide, mit dem man vorher geschleppt hat, an den Pfahl, so in den Haufen, daß der Köder vom Ameisengenist bedeckt ist. Hat der Fuchs den Köder angenommen, was meist erst nach acht Tagen geschieht, so ersetzt man ihn durch einen anderen. Ebenso muß die Heringslake öfter erneuert werden. In dieser Weise ködert man den ganzen Sommer und Herbst hindurch mit jedem geschossenen Vogel, jeder Katze, jedem krepierten Stück Kleinvieh. Hier findet jeder Fuchskadaver sein Grab, ja man kann ruhig die in der Küche nicht mehr brauchbaren Knochen in den Haufen stecken. Die ganze Gegend riecht zuletzt für den Fuchs höchst angenehm, und er nimmt schließlich mit der größten Frechheit den Köder.

In jeder Woche einmal hat man mit einem aus Zweigen zusammengebundenen Besen die Furchen aufgefrischt. Sind die Fuchsbälge gut, dann legt man ohne weiteres die frisch lackierten Tellereisen, ohne diese zu verwittern, auf die Schnittpunkte der Furchen und frischt diese zugleich mit dem Besen auf. Die Eisen müssen unbedingt früh morgens gelegt werden, wie überhaupt alles Ködern ꝛc. morgens zu geschehen hat. Am anderen Morgen hat man gewöhnlich in jedem Eisen einen Fuchs. Man legt die Eisen sofort wieder, so lange bis sich kein Fuchs mehr fängt. Diese Plätze werden von allen Füchsen, Mardern, Iltissen, Hunden und Katzen der ganzen Gegend besucht; man fängt also ebensogut auch diese Gesellschaft.

Das ist einer der neuen Wege, den Weber gewiesen hat! Hoffentlich genügt dieser Hinweis, um in jedem rechten Jäger, der den Raubtierfang seiner Mühe und Umständlichkeit wegen vernachlässigt hat, den Entschluß zu entfachen, diesen Zweig der Jagd fortan mit Fleiß und Liebe wieder zu kultivieren. Die ausführliche Anweisung erhält jedermann vom Altmeister Weber in Haynau, dem ich auch an dieser Stelle für freundlichen Rat meinen herzlichen Dank abstatten möchte!

Abb. 168. Meleager. Gemälde von P. P. Rubens in der Pinakothek in München.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

XVIII. Jagdsprache.

Es soll wirklich Leute geben, die allen Ernstes behaupten, die Kunstsprache der Jäger habe sich überlebt; die „komischen" Ausdrücke würden bald verschwinden und nur noch in alten Jagdbüchern zu finden sein. Mit solchen Leuten ist nicht zu rechten, man überläßt sie ihrem Glauben und hält an der Hoffnung fest, daß die Zeit noch fern ist, in der „Jäger" von den „Ohren" des Hasen, von den „Beinen" des Hirsches ꝛc. sprechen werden. Bis dahin aber wollen wir uns daran erfreuen, daß das edle Waidwerk, wie jede Kunst, sich seine Kunstausdrücke geschaffen hat, die ebenso erlernt sein wollen, wie das Umgehen mit dem Gewehr und das Verhalten auf der Jagd. Deshalb seien die Ausdrücke der Jagdsprache, nach den anerkannten Autoritäten Hartig, a. d. Winckell und Diezel, die ihrerseits auf älteren Quellen fußen, hier zusammengestellt.

Man unterscheidet noch immer, freilich ohne rechtlichen Wert, die hohe Jagd und die niedere Jagd. Zur ersteren gehören: Hirsch und Reh, unter dem gemeinsamen Namen „Rotwild", Damwild, Schwarzwild (Bär und Sau), Luchs, Wolf, Schwan, Trappe, Kranich, Auerhahn, Fasan, Birkhahn, Haselhuhn, großer Brachvogel, Reiher, Adler, Uhu, Falk und Habicht. Zur zweiten gehören: Hase, Fuchs, Dachs, Fischotter, Wildkatze, Marder, Iltis, Wiesel, Schnepfe, Rebhuhn, Wachtel, Wildgans, Ente, Taucher, Taube, Drossel, kleiner Brachvogel, Kiebitz, Eule, Rabe, Krähe, Elster und Häher.

1. Das Rotwild.

Hirsch; das Weibchen Tier, das Junge Kalb bis zur Vollendung des ersten Lebensjahres. Das (männliche) Hirschkalb setzt zwei Spieße auf und heißt dann Spießer. Die Spieße stehen auf dem Rosenstock, seine Unebenheiten heißen Rosen, an den Spießen unten stehen ringsum kleine perlförmige Erhebungen, die

Perlen. Ein Geweih ist gut oder schwach geperlt. Vor Vollendung des zweiten Jahres verliert der Spießer die Spieße, er wirft ab. Im nächsten Sommer setzt er das erste Geweih auf, das jetzt aus Stangen besteht und an jeder einen spitz nach den Augen auslaufenden Auswuchs, die Augensprossen, hat. Gabelhirsch oder Gabler. Über den Augensprossen stehen die Eissprossen und darüber die Mittelsprossen. Jeder weitere Auswuchs heißt Ende. Stimmen die Enden an beiden Stangen in der Zahl überein, so spricht man von einem geraden Zwölfender ꝛc., im anderen Fall von einem ungeraden Zwölfender. Maßgebend ist die größere Zahl der Enden an einer Stange. Das frische Geweih ist anfangs mit einer rauhen, wolligen Masse, Bast, überzogen, der durch Reiben an Holz ꝛc. gefegt wird, bis das Geweihe (hoch oder kurz) vereckt ist. Geweihe mit merkwürdigen Abweichungen von der normalen Form heißen abnorm, widersinnig oder monströs.

Ein guter, braver, starker Kapitalhirsch ist gut bei Leibe, er hat Feist (Fett). Ein Kümmerer ist schlecht bei Leibe. Der Hirsch hat Lichter (Augen), Geäse (Maul), Windfang (Nase), die Zunge heißt Lecker, Graser, Waidlöffel, das Ohr Lauscher oder Luser, die Eckzähne im Oberkiefer Haken, das Fell Haut. Der Hirsch hat Läufe, nicht Beine, der Tritt seiner Schalen im Boden heißt Fährte. Über den Vorderläufen stehen die Blätter, über den Hinterläufen die Keulen, zwischen beiden das Schloß. Der hintere Teil des Rückens wird Zimmer oder Ziemer, die Dünnungen Flanken genannt. Unter dem Wedel (von Winckell: Blume, aber ungebräuchlich) befindet sich das Waidloch und beim Tier das Feuchtblatt, auch Feigenblatt genannt.

Der Hirsch dagegen hat eine Rute, Brunftrute; die Ausdrücke Lösung (der Hirsch löset sich), nässen und feuchten sind wohl verständlich. Der Haarbüschel an der Brunftrute heißt Pinsel, die Hoden Kurzwildbret. Das Tier hat über und um das Feuchtblatt einen lichten Haarbusch: die Schürze. In der Brunft besteigt und beschlägt der Hirsch das Tier; es ist dann beschlagen und wird hochtragbar, bis es das Kalb setzt oder es bleibt gelt (unfruchtbar). Das Rotwild zieht zu Holz, es wechselt, tritt aus, wird flüchtig. Ein Revier hat Stand- oder Wechselwild. Angeschweißt (verwundet) macht es eine Flucht und überfällt dabei Hindernisse. Auf dem Anschuß findet der Jäger Schweiß und Schnitthaare. Den erlegten Hirsch bricht er auf, schlägt ihn aus der Haut und zerwirkt ihn. In der Brunftzeit rohrt oder orgelt oder schreit der Hirsch, kämpft geringere Nebenbuhler ab und fockelt sie mit dem Geweih. Der geschossene Hirsch zeichnet, stürzt zusammen und verendet, an Hunger oder Krankheit fällt er und geht ein. Im Wald schlägt das Rotwild mit den Läufen Laub und Rasen vom Boden weg und thut sich in dem Bett nieder, es sitzt darin und wird daraus hoch. In feuchtem, morastigen Boden (Suhle) suhlt es.

Reh. Die Streitfrage, wann die Brunft des Rehs stattfindet, ist durchaus entschieden. Sie findet im Juli und Anfang August statt, nicht im Dezember, wie man früher annahm. Das befruchtete Ei, das seiner Kleinheit wegen schwer wahrnehmbar ist, steigt im Verlauf einiger Tage in die Gebärmutter und verweilt dort, ohne sich irgendwie zu verändern, bis Mitte Dezember. Dann beginnt es sich schnell zu entwickeln, so daß in drei Wochen die Frucht völlig ausgebildet ist und nur noch an Größe zunimmt. Dieser merkwürdige Prozeß erschien den Jägern so ungewöhnlich, daß sie ohne greifbare Unterlage die Brunftzeit in den Dezember verlegten. Um sich Gewißheit zu verschaffen, fingen Forstleute mehrere im Juli beschlagene Ricken ein und hielten sie in einer Umzäunung, bis sie sich als tragend erwiesen. Und trotzdem wollten sie nicht an die Brunft im Juli glauben, bis schließlich die Wissenschaft ihnen zu Hilfe kam und den wunderbaren Prozeß, der oben beschrieben ist, unwiderleglich nachwies. —

In den nicht angeführten Ausdrücken gilt das beim Hirsch Gesagte. Spezielle Ausdrücke für das Reh sind folgende: Bock, Ricke, Kitz; der Kitzbock heißt, sowie er das erste Gehörn (Spieße) aufgesetzt, Spießbock, im nächsten Jahr

Gabler, dann Sechserbock, guter, braver Bock. Das Rehkalb heißt, ein Jahr alt, Schmalreh und nach der ersten Brunft Ricke, später alte Ricke. Der Bock hat um das Waidloch eine weiße, behaarte Scheibe, Spiegel genannt. Infolge einer Verletzung des Kurzwildbretes entsteht ein monströses Gehörne, Perücke genannt. Der Bock schreckt, die Ricke schmält bei einem unerwarteten Anblick, über dessen Bedeutung das Wild sich nicht klar ist. Man sagt: ein Sprung Rehe. In der Brunftzeit springt der Bock auf das Blatt, wenn er durch Nachahmung des Fieplautes, den die liebessehnsüchtigen Schmalrehe ausstoßen, gelockt wird.

Abb. 169. Das Tier. Ölstudie von J. Ch. Deiker.

2. Damwild.

Damhirsch, Damtier, Damkitz, auch nach dem Geschlecht in Damhirschkalb und Damwildkalb unterschieden. Sowie der angehende Hirsch die Spieße aufgesetzt hat, heißt er Spießer, später angehender, braver und kapitaler Schaufler. Für die zweite und dritte Geweihbildungsstufe gibt E. v. Dombrowski in seinem „Jagd-A-B-C" die Bezeichnungen Zweiköpfer oder Löffler und Dreiköpfer oder Halbschaufler. Mir sind sie nicht geläufig, auch Dietrich a. d. Winckell kennt sie nicht. Das Damwild hebt bei nicht ganz voller Flucht alle vier Läufe zu gleicher Zeit und hoppst nach Art der Ziegen. Diese Bewegungsart ist von überwältigend komischem Eindruck, will aber beim Kugelschuß sehr genau berücksichtigt sein. Der Damhirsch strömt bei Beginn der Brunft im Oktober einen widerwärtigen bockigen Geruch aus. Er schreit auch, aber mit schwacher Stimme. Das Damwild ist weniger scheu und vorsichtig als Hirsch und Reh, obwohl es ihnen an Sinnenschärfe nicht nachsteht. Es läßt sich leicht anfahren und still zutreiben. Das Wildbret ist von Juli bis September ganz vorzüglich. In Gegenden, in denen es nicht vorkommt, läßt es sich leicht eingewöhnen. Das ist z. B. von dem früheren Besitzer der Herrschaft Gerdauen geschehen und mit so gutem Erfolg, daß die ganze Gegend in meilenweitem Umkreise von Damwild besetzt ist. Zur Nachahmung empfohlen!

3. Schwarzwild.

Wird vom Waidmann ohne Berücksichtigung des Geschlechts als Sau bezeichnet. Das weibliche Schwarzwild wird als Mutter Bache genannt. Sie frischt Frischlinge. Bis zum Anfange des nächstfolgenden Jahres sind es heurige Frischlinge, dann bis zur nächsten Brunftzeit jährige, übergangene, überlaufene. Darauf erhält der weibliche Frischling den Namen Bache. Man unterscheidet zwei- und dreijährige Bachen, später nur starke oder grobe Bachen. Der zweijährige männliche Frischling heißt zweijähriger,

dann dreijähriger Keiler. Mit vier Jahren wird er als angehendes, nach einem weiteren Jahr als hauendes oder gutes Schwein, vom siebenten Jahr ab als Haupt- oder grobes Schwein angesprochen. Der Rüssel wie die ganze Schnauze wird Gebräche genannt. Winckell schreibt das Wort Gebrecke und nennt den durchwühlten Erdboden: Gebräche, doch ist dieser feine Unterschied wohl nicht allgemein acceptiert. Wenn die Sau Fraß im Erdboden bricht, so steht sie im Gebräche. Die starken im Unterkiefer stehenden Hauzähne des Schweines heißen Gewehr (auch Waffen), die stumpfen und nur wenig gekrümmten Eckzähne der Bache: Haken. Das lange über die Grundwolle hervortretende Haar nennt man Borsten, die emporstehenden Rückenborsten heißen Federn. Der Schwanz wird als Pürzel, wohl auch als Federlein bezeichnet. Das Schwarzwild hat kein Fell, sondern eine Schwarte, es wird nach dem Erlegen abgeschwartet. Die Brunftzeit, die in der zweiten Hälfte des November beginnt und vier bis fünf Wochen dauert, heißt auch Rauschzeit, die Sauen rauschen. Die Sauen schieben sich dicht bei einander in den Kessel, beim einzelnen Stück heißt es Lager. Im Revier steckt oder liegt das Schwarzwild. Angegriffen stellt es sich den Hunden, streitet sie ab, schlägt sie ab und schlägt sich los oder es wird von den Hunden gedeckt und vom Jäger mit der Saufeder oder dem Hirschfänger abgefangen. Das gereizte oder verwundete Schwein nimmt den Jäger an und schlägt im Vorbeisausen mit dem Gewehr. Die Bache ist noch gefährlicher; wenn sie den Menschen annimmt, bearbeitet sie ihn mit den Läufen und beißt mit dem Gebräche.

4. Der Hase,

scherzweise auch Meister Lampe und der Krumme genannt. Der alte männliche Hase heißt Rammler, der weibliche Häsin oder Satzhase. Zur Hälfte ausgewachsen sind sie halbwüchsig, später Dreiläufer. Die Ohren nennt man Löffel, die Augen Seher, die Füße Läufe, die Hinterläufe Sprünge, die Haare Wolle, den Schwanz Blume, die Haut Balg. Die Fährte heißt, wie bei allem zur Niederjagd gehörigen Haarwild Spur. Für den Laien und Anfänger sei bemerkt, daß die beiden vorderen, nebeneinander liegenden Eindrücke von den Sprüngen (Hinterläufen) herrühren, die der Hase beim Niedersetzen vor die Vorderläufe schiebt. Die Hasen rammeln, die Häsin setzt. Der Hase äset sich, er wird fett, nicht feist, er ist gut oder schlecht bei Leibe, nicht dick oder mager. Der Hase sitzt im Lager, er drückt sich, d. h. er zieht sich sozusagen noch mehr in sich zusammen wenn Gefahr naht, bis er herausfährt oder aufsteht. In das Lager fährt er nicht auf dem geradesten Wege, sondern er macht Widergänge und schlägt Haken, d. h. er macht ziemlich weite Sätze, aber nicht geradeaus, sondern zur Seite, so daß der Anfänger manchmal wie vor einem Rätsel steht, wenn die Spur urplötzlich aufhört. Läßt der Hase den Hund und Jäger ganz nahe herankommen, so hält er gut, andernfalls schlecht. Abends und morgens rückt der Hase aus dem Wald ins Feld und umgekehrt, bei langsamer Bewegung hoppelt oder hockelt er, auf der Saat, wenn er sich äst, rutscht er. Vernimmt er ein verdächtiges Geräusch, so richtet er sich auf den Sprüngen empor, er macht ein Männchen, hebt er sich ganz hoch auf den Fersen, so macht er einen Kegel. Der angeschossene und vom Hund gefaßte Hase klagt; ist er noch nicht verendet, wenn der Hund ihn apportiert, dann ergreift man ihn an den Hinterläufen und tötet ihn durch einen Schlag ins Genick mit der unteren Kante der Hand, er wird abgenickt. Zum Tragen oder Aufhängen heßt man ihn, d. h. man schärft über dem Knie des einen Hinterlaufes zwischen Hesse und Knochenröhre eine Öffnung ein und steckt den anderen Sprung bis übers Knie durch. Der Hase wird ausgeworfen und gestreift, man sagt auch abgebalgt. Unter Hasenklein, das zu dem mit Recht so beliebten Gericht Hasenpfeffer verwendet wird, versteht man Kopf, Hals, Blätter, die untere Hälfte der Rippen, die Dünnungen, Herz, Lunge und Leber. Man unterscheidet mit Recht Feld- und Waldhasen, denn es gibt Hasen, die Zeit ihres Lebens nur auf dem Felde ins Lager fahren und solche, die morgens stets

in den Wald rücken; ja in ausgedehnten Waldungen findet man in einer Entfernung von zehn, zwölf Kilometern vom Felde Hasen, die wahrscheinlich nie ins Feld rücken; sie sollen nach der Aussage erfahrener Grünröcke die Feldhasen an Größe erreichen. Hasen von 12 und von 13 Pfund habe auch ich selbst im Walde erlegt.

5. Der Fuchs,

aus dem Tierepos jedem Menschen als Meister Reinecke wohl bekannt. Nach dem Geschlecht unterscheidet man Fuchs oder Rüde und Füchsin (ziemlich ungebräuchlich) oder Fähe. Die Ausdrücke Balg, Seher, Lauscher und Läufe sind ohne Erklärung verständlich. Unter Lunte oder Standarte versteht man den Schwanz, der an der Spitze die Blume trägt. Auf dem Luntenansatz liegt eine violenartig riechende, mit einem rauhen Haarbüschel bedeckte Drüse, Viole oder Nelke genannt. Der Fuchs hat ein Fruchtglied oder Rute, die Fähe eine Schnalle. Der Fuchs schleicht, wenn er langsam geht, er trabt oder schnürt und wird flüchtig bei schnellster Gangart. Beim Schleichen und Traben setzt er die Läufe so hintereinander, daß die Eindrücke wie eine Schnur erscheinen. Er läuft vor den Hunden oder wird flüchtig. Der gewöhnlichste Laut, den man von ihm, namentlich in der Ranz- oder Rollzeit hört, ist das Bellen. Im Zorn keckert oder murrt er, beim Schmerz klagt er. Der Fuchs steckt im Bau, der Röhren, Kammern und Kessel hat, kriecht zu Bau oder fährt hinein und fährt hinaus. Die Fähe rennt, wenn sie hitzig wird, sie wirft oder wölft Junge, die zusammen Wurf oder Hecke genannt werden. Der Fuchs raubt, er frißt den Raub, er maust auch. Der Fuchs nimmt die Schlappe, den Vorwurf und die Brocken an, mit denen ihn der Jäger

Abb. 170. Der Damhirsch. Ölstudie von J. Ch. Deiker.

kirrt und zum Fangplatz ans Eisen ziehen (locken) will.

6. Der Dachs.

Stimmt in den nicht angeführten Ausdrücken mit Fuchs überein. Zu merken: Gebiß statt Zähne, Fänge statt Eckzähne, Schwarte die Haut, Pürzel, Rute der Schwanz. Die Füße heißen Branten oder Branken (jedoch nicht allgemein gebräuchlich), die Zehen samt den Nägeln Klauen. Der Dachs bewohnt seinen Bau, befährt die Röhren, sitzt

im Kessel; vor dem Teckel versetzt, verklüftet und verliert er sich, im Bau wird er von dem Hunde angetrieben. Er schleicht und trabt, wenn er ausgefahren ist, um sich zu weiden. Dabei sticht oder wurzelt er, indem er mit der Nase Löcher in den Erdboden wühlt. Der Dachs wird totgeschlagen, dann schärft man die Schwarte ab, löst die Fettlagen ab, bricht ihn auf, zerwirkt und zerlegt ihn. Merkwürdig ist an dem Dachs das Stinkloch (auch Saugloch oder Schmalzröhre genannt), eine zwischen dem Pürzel und dem Waidloch befindliche, mit kleinen Drüsen besetzte Queröffnung, unter der sich ein $^1/_2$ Zoll tiefer inwendig behaarter Beutel bildet, in dem sich eine weißliche, klebrige, widrig riechende Feuchtigkeit befindet. Der Volksglauben meint, daß der Dachs im Winter sich von den Absonderungen dieses Sauglochs nährt, also gewissermaßen von seinem eigenen Fett lebt. Daß diese Annahme irrig ist, braucht nicht erst versichert zu werden. Doch ist die Funktion und der Zweck dieses Körperteils noch immer nicht ganz aufgeklärt, und merkwürdig bleibt es doch, daß der Dachs, wenn er sich zur Ruhe zusammenrollt, seine Nase unter den Pürzel an oder in das Stinkloch vergräbt. Die Unterscheidung zweier Arten in Hundedachs und Schweinedachs, die von den älteren Naturforschern vorgenommen wurde, wird mit Recht von den neueren als unbegründet verworfen. Äußerst selten wird ein weißer oder gefleckter Dachs gegraben oder geschossen.

7. Der Wolf.

Nur besonders zu merken: Lichter statt Augen, die Standarte wird auch Rute genannt, die Wölfin wölft. Mehrere Wölfe, die sich zu gemeinsamer Wanderung oder Jagdbetrieb vereinigt haben, heißen eine Rotte. Der erlegte Wolf wird gestreift.

8. Auerhahn und Birkhahn.

Hahn und Henne. Bei dem Hahn nennt man den über den Augen befindlichen kahlen roten Fleck Rose, die gesträubten Federn des balzenden Hahnes den Balzkragen; bei Auerhahn heißen die Steuerfedern der große Stoß, die unteren weißgefleckten Federn der kleine Stoß. Beim Birkhahn heißt der Stoß das Spiel. Zum Balzen schwingt der Auerhahn auf dem Baume ein, wird er gestört, so reitet er ab. Der Balzlautsatz, den ich leider noch nicht vernommen habe, wie ich ehrlich gestehen will, besteht nach Winckell aus drei Teilen:

1. ein gleichsam schnalzender Laut, der ungefähr so erklingt, als wenn zwei völlig ausgedörrte Stöcke von hartem schalenlosen Holze zusammengeschlagen werden. Es kann auch mit dem gedämpften doppelten Knacken eines Gewehrhahnes verglichen werden. Dieser Laut wird in der Waidmannssprache als Knappen, Klappen, Klockelen, Klocken bezeichnet. Der erste Ausdruck ist am gebräuchlichsten. Das Knappen, einzeln und abgesetzt, ist als Vorspiel aufzunehmen. Öfter, immer schneller und zusammenhän-

Abb. 171. Das Schmaltier. Ölstudie von J. Ch. Deiker.

ber wiederholt ist
ein gutes Vor-
gen, denn es tritt
n gemeinschaftlich,
in Zusammenhang

2. einem beson-
sich unterscheiden-
, in abgesetztem
teltone vernehm-
en, dem prallenden
genklatsch eben-
s zu vergleichenden
nalzen, in der
ersprache Haupt-
lag genannt. Er wird dem Jäger
htenswert, weil demselben

Abb. 172. Hasenstudie von Ch. Kröner.

3. ein in tiefen und höheren, unge-
lten aber nicht widrigen Tonausweichungen
hselndes, dem leisen Wetzen einer
nse nicht unähnliches Geschwirr folgt,
ches bald weniger bald mehr doch selten
r einige Sekunden ausgehalten, unmittel-
sich anschließt. Dieses Schleifen
r Wetzen ist deshalb wichtig für den
idmann, weil, solange es ertönt, aber
nur dann, der Auerhahn in der That
er äugt noch vernimmt. Das sind
wenigen Augenblicke, in denen der Jäger
sprungweise dem balzenden Hahn nähern
n. Sowie das Schleifen aufhört, muß
Jäger wie angemauert auch in der un-
enehmsten und unbequemsten Stellung
en bleiben, weil der Hahn sonst sofort
eitet. — Der Birkhahn balzt auf der
e. Er tritt die Henne, das Nest voll
r heißt das Gelege, die ausgebrüteten
gen bilden ein Gesperre.

9. Das Rebhuhn.

Hahn, Henne, Jungen. Die ganze
milie heißt Volk, doch kann man mit gutem
issen auch Kette sagen, obwohl dieser
sdruck erst neuerdings angewandt wird
eigentlich nur den Haselhühnern zu-
mmen soll. Im Frühjahr paaren sich
Hühner. Das Huhn legt in ein kunst-
s Nest 9 bis 11, selten bis zu 18 Eier.
größeres Gelege — ich habe einmal
und einmal 24 Eier in einem Nest
ammen gefunden — ist schwer zu erklären.
Annahme, daß ein zweites Huhn das-
e Nest benutzt hätte, hat wenig Wahr-
scheinlichkeit. Aber weshalb soll nicht ein Rebhuhn bisweilen außergewöhnliche Fruchtbarkeit entwickeln? Findet man zu Beginn der Jagd ein außerordentlich starkes Volk — es sind bereits solche von 30 Stück beobachtet worden —, so kann man ruhig annehmen, daß darin eine zweite Kette verwaister Jungen enthalten ist. Es ist leider eine weit verbreitete Sitte, dem Volk, wenn möglich, sofort beide Alten wegzuschießen. Im Interesse des augenblicklichen Jagdresultats ist dies zweckmäßig, denn wenn es dem Jäger nicht gelingt, das Volk beim ersten oder zweiten Finden zu sprengen, dann verschwindet oft der alte Hahn mit dem Volk spurlos. Man sieht es einfallen, aber wenn man an die Stelle kommt und die Hunde anziehen, ist es nicht zu finden, weil der erfahrene Führer, nachdem er einigemal gelockt hat, aufgestanden ist und die Kette weit weggeführt hat. Wer seine Jagd pfleglich behandeln will, sollte jedoch niemals absichtlich den alten Hahn wegschießen, unter keinen Umständen, wenn die Jungen noch ganz klein sind. Denn die Sorgfalt des alten Huhns kann die Vorsicht und Wachsamkeit des Familienhauptes nicht ersetzen.

Nachts liegt das Volk dicht gedrängt in einem Lager beisammen. Kurz nach Sonnenaufgang stehen oder stieben die Hühner auf, fallen nach kurzem Flug ein, stehen wieder auf und wiederholen dies einigemal, bis der Ort erreicht ist, den den Hahn zum Aufenthalt am Tage für geeignet hält. Hier laufen sie ziemlich sorglos umher und suchen Nahrung, im Vertrauen auf die nie ruhende Wachsamkeit ihres Führers. Es empfiehlt sich, wenn man nicht durch wiederholte Beobachtungen den Aufenthalt der Hühner

kennt, sie frühmorgens zu verhören. Doch warte man stets ab, bis sie auf dem Platz angelangt sind, auf dem sie den Tag über verbleiben. Die Hühner baden sich im trocknen Sand, sie stauben sich. Der Hahn hat einen großen braunen Fleck auf der Brust, das Schild. Wenn die jungen Hähne im vierten Monat diese braunen Federn bekommen, so schildern sie. Läßt ein Huhn, auf das man geschossen hat, einen oder beide Ständer hängen, so ist es geständert. Man muß sich den Ort, wo es einfällt, sehr genau merken und sofort hingehen, um es aufzusuchen, weil es sonst dem Fuchs zur Beute fällt. Ein geflügeltes Huhn läuft auf der Erde augenblicklich schnell weiter. Zögert man mit der Nachsuche, so ist es in kurzer Frist mehrere hundert Meter weit abgelaufen, so daß der Hund, namentlich der junge, unerfahrene Mühe hat, es zu finden.

10. Die Waldschnepfe.

Sie hat Ständer und Tritte (Füße). Der lange Schnabel (daher der Scherzname: Langschnäblige) heißt Stecher, mit dem sie in weichem Boden und Kuhdünger nach Äsung sticht. In der Paarzeit beim Strich läßt sie zwei verschiedene Laute ertönen, die als Quarren und Püitzen (auch Pfeifen) bezeichnet werden. Im Herbst sucht man die Schnepfe im Walde mit dem Vorstehhund, man buschiert.

11. Die Ente.

Erpel und Ente. Auf den Schwungfedern befindet sich der Spiegel, bei den Märzenten blau, bei den Krickenten grün. Die Füße werden als Latschen oder Ruder angesprochen; auf dem Wasser liegt und rudert die Ente, sie fällt auf dem Wasser ein. In der Paarzeit — Reihzeit — reihen die Enten. Dann legt die Ente das Geheck und bildet später mit den ausgebrüteten Jungen eine Kette. Im Herbst kommen Scharen von Enten aus dem Norden, liegen tagsüber auf den Seen und ziehen abends weiter.

12. Raubvögel.

Sie bauen einen Horst auf hohen Bäumen, sie horsten. Mit den Fängen schlagen sie ihre Beute, die sie gestoßen haben und kröpfen sie. Am Tage streichen sie, kreisen (hoch in der Luft) oder haken auf einen Baum auf.

Abb. 173. Habicht. Zeichnung von Ch. Botteler.

Abb. 174. Jagdschnurre [illegible]

XIX. Jägerlatein.

Saß da neulich ein Oberförster in fröhlicher Tafelrunde. Und als er so tapfer dem Bierkrüglein zusprach, da kam der Geist des seligen Freiherrn von Münchhausen über ihn. Sinnend flog sein Blick in die Ferne, als ob er dort eine schöne Erinnerung fände. Da schwieg die Tafelrunde, man sah sich bedeutungsvoll an, denn man wußte, der alte Grünrock war eben in seine Schatzkammer gestiegen, um daraus eine lustige Jagdschnurre hervorzuholen.

Richtig, jetzt that er schweigend einen tiefen Trunk, wischte sich den mächtigen eisgrauen Schnurrbart und begann: „Als ich beim [illegible] [illegible] der Stadt [illegible] war [illegible] und der [illegible]

Was ist das?

Ein [illegible] der die Braugerechtigkeit [illegible] Übrigens ein schwer reicher Mann, der sich zur Ruhe gesetzt hatte und auf seine alten Tage sich dem edlen Waidwerk widmen wollte. Mein Lehrherr schützte dringende Geschäfte vor und gab mir den Auftrag, die drei Schützen zu begleiten. Wir ziehen also los. Krumme

gab's genug, sie lagen auch recht fest, aber mit dem Treffen haperte es. Merkwürdigerweise hatte der Mälzenbräuer einen furchtbaren Anlauf, und im Laufe des Tages gelang es ihm, drei Krumme zu erlegen."

Der Alte schwieg und stärkte sich durch einen Schluck. Dann fuhr er fort:

„Wir hatten am Tage vorher einen verlassenen Dachsbau auf Füchse untersucht. Es war richtig eine ganze Familie Voß drin gewesen; die Jungen waren von den Teckeln gewürgt und 'rausgeschleppt, die beiden Alten gesprungen und zur Strecke gebracht worden. Ich hatte sie abends abgebalgt und die Kadaver auf den Zaun geworfen, ich wollte Krähen darauf schießen. Als wir nun nachmittags, so gegen drei, nach Hause pilgerten, kam mir ein teuflischer Gedanke. Ich machte mich an den alten Mälzenbräuer und fragte ihn, ob er schon viel Hasenbraten gegessen.

„Nee, min Jong" — der Alte sprach mit Vorliebe Platt — „en Stück Rindfleesch von Pundener fif wär' mi immer leewer."

„Dann müssen Sie aber ein paar Ihrer selbstgeschossenen Hasen mitnehmen. Wissen Sie was, ich werde sie abbalgen, zurechtmachen und gleich spicken, daß Ihre Frau Gemahlin sie gleich in die Bratpfanne thun kann."

„Dat kannst du ja dhon, min Jong, und hier" — er griff in seine ledergefütterte Hosentasche und holte einen Thaler vor — „hier is en Dhaler, da trink du mal en Glas Beer daför."

„Ich steckte den Thaler ein, und abends, als die Herren abfuhren, da nahm der

Abb. 175. Der Herr Förster. Studie von Alb. Lüben.

Abb. 176. Der Wildbrethändler. Gemälde von Mieris in der Galerie zu Dresden. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Mälzenbräuer die beiden sauber gespickten ‚Hasen' mit."

Lautes Gelächter erhob sich am Tisch.

„Prost, Herr Oberförster, Prost, auf die Fuchshasen."

Lächelnd fuhr der Oberförster fort: „Nach acht Tagen schickte mich mein Lehrherr zur Stadt. Ich hatte meine Geschäfte besorgt und war eben im Begriff, meinen Thaler in Bier umzusetzen, da kam mein Freund, der Mälzenbräuer, zur Thür herein, er sah mich und setzte sich zu mir.

„Det häst du god moakt, min Jong," sprach er mich an, „und nachstens koam ick wedder to di, Hoasen scheeten. De hebben to goat schmeckt."

Ich mußte mich erst innerlich zusammenrucken, ehe ich fragen konnte, wie Frau Mälzenbräuer sie denn zubereitet hätte?

„Joa, min Jong, dem erschten hädd se broadt, de wär drucken (trocken), dem annern hadd se äwerscht in Grupp' (Graupen) koakt, dat wär forts de Finger dornah to lecke!"

Ohne eine Miene zu verziehen, griff der Alte zum Glas, während in der Tafelrunde stürmisches Gelächter losbrach.

Nach einer Weile fuhr er fort:

„Lachen Sie nicht, meine Herren, es passiert öfter, daß etwas unter falscher Firma gegessen wird. Erst in diesem Frühjahr haben Sie alle bei mir ein paar

Abb. 177. Nach dem Pürschgang. Gemälde von Karl Zewy.
(Verlag von Victor Angerer in Wien.)

Birkhähne verspeist, die Ihnen ausgezeichnet gemundet haben; jetzt kann ich's Ihnen ja sagen, das waren ein paar Hühnerhabichte, die ich tags zuvor vom Horst abgeschossen hatte. Schmecken übrigens ganz vorzüglich, habe ja auch mitgegessen."

Jetzt lachte niemand, nur ein paar Herren erhoben sich und eilten schnell hinaus ....

Auch der alte Oberförster erhob sich: „Morgen fängt die Hasenjagd an, und wer übermorgen mir die Ehre geben will .... eener wardt broadt, eener in Grupp' koakt ...."

So gut die Geschichten des Alten im allgemeinen waren, sie enthielten manchmal, wie diese, eine arge Verleumdung des Meister Lampe. Der Witz hat allerdings sogar schon „Dachhasen" erfunden, aber der Feinschmecker kann trotzdem beruhigt sein! Es ist eine Fabel, daß irgend ein anderes Tier ihm den Wohlgeschmack des Hasenbratens vortäuschen könnte. Sonst würde der „Krumme", wie ihn jeder Jäger mit Vorliebe nennt, nicht die Tafel der höchsten Fürstlichkeiten als hochgeschätzte Delikatesse zieren. Freilich, er muß auch richtig zubereitet sein. An Speck darf man nicht sparen. Und die gewiegtesten Kenner, die in Forsthäusern zu suchen sind, behaupten, daß er nicht nur gespickt, sondern in der Pfanne noch mit Speckschnitten bedeckt sein muß. Und auf keinen Fall darf in der Sahnensauce eine diskrete Zugabe von Wachholderbeeren fehlen, dieses eigenartigen Gewürzes, das bei Krammetsvögeln ja allgemein gebräuchlich ist, aber sich auch sonst bei Wildbraten verwerten läßt. Doch die Geschmäcker sind verschieden ....

Eine hohe Freude bedeutete früher die Eröffnung der Hasenjagd allen Sonntagsjägern. Der Krumme ist leichter zu schießen, als die Hühner, die so unvermutet aufsteigen und durch das damit verbundene Geräusch den ungeübteren Schützen so verblüffen, daß er das Zielen vergißt. Für den Neuling freilich ist es meistens auch eine starke Überraschung, wenn auf dürrem Stoppelfeld, auf dem sein Auge nichts entdeckte, plötzlich Meister Lampe aufsteht und mit Eilzugsgeschwindigkeit — so scheint es wenigstens dem Schützen — davonsaust. Bautz, Bautz! sind beide Schüsse abgefeuert, aber der Krumme scheint nichts davon zu merken, und der Dauerlauf, den Hektor hinter ihm veranstaltet, ist auch vergeblich .... Früher, da konnte man sich leicht darüber trösten. Da ging man trotz aller Witzblätter abends zum Wildhändler und kaufte sich seine Jagdbeute, aber jetzt ....? Soll man sie vorsorglich zur Jagd mitnehmen? Das könnte doch zu Mißdeutungen Anlaß geben!

Einer alten Jagdgeschichte zufolge, die auch dem Oberförster ihre Entstehung verdankt, sollen die Hasen den Sonntagsjäger

mindestens ebenso sehr fürchten, wie den Waidgerechten. Als Beweis dafür erzählte unser alter Freund stets folgende Geschichte: Auf einer Feldmark hatten zwei Freunde, ein Oberst a. D. und ein Landrat a. D., lange Jahre zu ihrem Vergnügen gejagt. Ich sage ausdrücklich: zu ihrem Vergnügen, denn ihnen war das Schießen Hauptsache und nicht das Treffen. Aber dabei zielten sie stets sorgfältig. Ihr Zielpunkt war ein alter Rammler, der die Eröffnung der Jagdsaison stets mit Freuden begrüßte. Kannte er doch seine Jagdfreunde und sie kannten ihn, denn einer von ihnen — die Frage, wer es gewesen, blieb unentschieden — hatte ihm 'mal unvorsichtigerweise ein Stück vom linken Löffel abgeschossen. Da steigerten die Bauern ihre Pächter, denen zum Ausgleich ihres Budgets nichts anderes übrig blieb, als einen dritten Jagdkumpan, einen früheren Theaterdirektor, in ihre Gesellschaft aufzunehmen.

„Aujust“, so hatten den dauerhaften Hasen seine alten Freunde in dankbarer Anerkennung seiner Ausdauer getauft, sah am 15. September 1898, als er, wie gewöhnlich, schon dicht hinter dem Dorfe seine alten Jagdkumpane erwartete, mit einem sonderbaren Gefühl einen Fremdling neben ihnen auftauchen, der ganz gefährlich mit seinem Schießeisen herumhantierte.

„Weißt du,“ meinte er zu seinem ältesten Sohne, der neben ihm saß, „die Sache wird gefährlich, das ist gewiß ein Kerl, der kann nicht zielen, ich drücke mich heute.“

Gesagt, gethan, er stand auf und gab Fersengeld. Da purrten neben ihm ein paar Rebhühner auf, ein kinderloses Ehepaar, das auch zum eisernen Bestand der Jagd gehörte. Der Theaterdirektor erschrak, hob seine Knarre bis zur Brusthöhe und drückte, wie er später sagte, im Trieb der Selbstverteidigung los.

Im nächsten Augenblick wälzte „Aujust“ sich in seinem „Blute“, wie der Direktor pathetisch ausrief, nachdem er sich von dem Schrecken über sein Jagdglück erholt hatte. Die anderen beiden aber hatten das unglückliche Opfer des theatralischen Treffers betrachtet und brachen in laute Wehrufe aus: „Sie Unglücksmensch, Sie haben Aujusten erschossen, was sollen wir nun die ganze Saison über schießen?“

So genügsame Leute gibt es heutzutage nicht mehr. Unter einem halben Dutzend Hasen schießt niemand an einem Tage auf der Suche. Fehlen 'mal fünf oder sechs Stück an diesem Quantum, dann muß das Jägerlatein herhalten.

Wozu wäre denn auch sonst diese herrliche Sprache erfunden? — — —

Inhalt.

		Seite
I.	Aus der Geschichte der Jagd	1
II.	„Waidmännisch“	17
III.	Der Vorstehhund	25
IV.	Das Jagdgewehr	52
V.	Der Jagdherr	65
VI.	Hirsch und Sau	74
VII.	Geweih und Gehörn	85
VIII.	Die Jagd in Einzelbildern	94
IX.	Der Anstand	95
X.	Pürschen und Blatten	102
XI.	Wald- und Kesseltreiben	108
XII.	Sumpf- und Wasserjagd	113
XIII.	Wolfsjagd	122
XIV.	Birkhahnbalz	127
XV.	Dachsgraben	132
XVI.	Hühnerjagd	135
XVII.	Raubtierfang	143
XVIII.	Jagdsprache	153
XIX.	Jägerlatein	161

Register.

er 17.
ı 42.
ıes Gehörn 93.
)8.
und Deeley 58.
ıſe 11.
proſſe 154.
ieren 41.

155.
30.
ıe 119.
r Eiſen 145.
jn 128.
10.
:ug 82.
v. d. 36.
ıhn 141.
19.
149.
jeit, falſche 154.

ore 56.
59.

157.
und 50.
ld 155.
er Jagdklub 31.
ʒ 64.

l.
ahl 90.

ppen 99.
al 31.
157.
ıgel 24.
lied 157.

: 81.
ıe 156.
ſuchen 31.
ıe Nicken 93.
159.
e 159.
bildung 86.
:n 23.
ırt 133.
98.

rot 58.
56.
in 42.
ıche 19.
ıgen 84.

Hauptſchlag 159.
Hektor-Verein 31.
Hirſche ohne Geweih 91.
Hochmoor 104.
Hundeſtammbuch 30.

Jagdfronden 13.
Jagdgericht 112.
Jagd, hohe 153.
— niedere 153.
Jagdinſtinkt 40.
Juchtenſchäfte 115.

Kammer 84.
Kanzel 98.
Kapitalhirſch 154.
Katze gebraten 149.
Kette 159.
Kitzbock 154.
Krone 86.
Kugelpatronen 55.
Kümmerer 154.
Kurzhaariger Hund 32.

Langhaariger Hund 33.
Lancaſter 55.
Lauerhütte 124.
Lauffchlinge 3.
Lauffchiene 56.
Lefaucheux 55.
Leinenführig 39.
Löwenjagd 3.
Lunte 157.

Meckern der Bekaſſine 121.
Mitziehen 61.

Nachtgarn 21.
Neue 124.
Nimrod-Oppeln 31.
Nimrod-Schleſien 31.

Oppian 6.

Parforcedreſſur 38.
Pärſon, v. 18.
Pfahleiſen 148.
Pfuhlſchnepfe 118.
Pointer 33.
Praxis 45.

Ranzzeit 157.
Raſſekennzeichen 32.
Raubtierfalle 149.
Rebhuhnlocke 100.
Reihzeit 160.
Rominter Heide 102.
Roſenſtock 85.
Rotwild 153.

Sau 155.
Saufeder 156.
Selbſtſpanner 52.
Selbſtſchüſſe 21.
Setter 35.
Sicherung 57.
Suhle 154.
Schaftung des Gewehrs 54.
Schaufler 155.
Schleppe 149.
Schnalle 157.
Schnepfenſtrich 101.
Schwanenhals 145.
Schwarte 157.
Schwarzpulver 58.
Schwarzwild 155.
Sperrzeug 82.
Spiegel 155, 160.
Spiel 159.
Stahlmantel 63.
Ständer 160.
Stecher 160.
Stichelhaariger Hund 34.
Stinkloch 158.
Stöberjagd 48.
Strychnin 143.
Stubendreſſur 41.

Tellereiſen 151.
Thontauben 60.
Tigerdachs 50.
Trappe 139.
Tyraß 20.

Urſtier 9.

Verlorenſuchen 44.
Verſuchsanſtalt für Schußwaffen 60.
Viole 157.

Waſſerſtiefel 115.
Webers Methode 151.
Wiederholungskurſus 49.
Winterfangplatz 145.
Wiſent 9.

Xenophon 5.

Zentralfeuer 55.
Zählen der Enden 89.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.